Bekenntnisse eines Magnetiseurs.

Von

Dr. Alphons Teste.

Aus dem Französischen.

Erster Theil.

Leipzig und Dresden,
Verlag der Englischen Kunstanstalt von A. H. Payne.



Seite 64.

Secundairer Rapport.

Druck u. Verlag d. Englischen Kunstanstalt v. A. H. Payne, Leipzig & Dresden.

(2

Bekenntnisse eines Magnetiseurs.

Von

Dr. Alphons Teste.

Aus dem Französischen.

Erster Theil.

Leipzig und Dresden,
Verlag der Englischen Kunstanstalt von A. H. Payne.

Vorwort.

Alle in diesem Werke erzählten Thatsachen sind wahr; alle Personen, welche in demselben auftreten, haben gelebt oder leben noch: nur habe ich statt der wahren Namen erdichtete gesetzt.

Der Titel „Bekenntnisse“ erklärt sich aus dem Umstande, welcher mir vor vier oder fünf Jahren die Idee eingab, diese Memoiren zu veröffentlichen.

Ich war damals in Folge meiner zu angestrengten Arbeiten und zahllos durchwachten Nächte von einer schweren Krankheit ergriffen, die lange andauerte und allgemein für tödtlich gehalten wurde.

Verlockt von dem wunderlichen Gelüste, ein „nachgelassenes Werk“ von mir zu bringen, versicherte sich ein gewisses Journal des Eigenthums desselben und kündigte dessen bevorstehendes Erscheinen an.

„Man kann sich nichts Fesselnderes, nichts Ergreifenderes, nichts Dramatischeres denken,“ hieß es in jenem Journal, „als diese Memoiren eines berühmten Magnetiseurs.“

War dieses Lob ein verdientes? Wenigstens darf ich annehmen, daß es kein begründetes war, denn ich hatte damals nur das erste Kapitel geschrieben, und Niemand hatte dieses erste Kapitel gelesen, welches ich später in das Feuer warf, weil es mir abscheulich schlecht schien.

Ueberdies war mein Lobhudler offenbar noch weit kränker als ich selbst, denn er starb lange vor der Beendigung meines Buchs.

I.

Erinnerungen aus der Universitätszeit.

Jacques Albin war aus der Franche=Comté. In einem Dorfe in der Nähe von Salins, dessen Name mir entfallen ist, war er im Jahre 1813 geboren.

Es war 1832, als ich seine Bekanntschaft machte. Wir begannen damals Beide unsere medicinischen Studien auf der Akademie zu Besançon und wohnten in dem Hause einer alten, sehr guten und sehr frommen Dame, welche Frau Brault hieß.

Jacques führte in jener Zeit ein sehr leichtsinniges Leben. Sein Vater war als Artillerie=Hauptmann bei Waterloo gefallen, seine Mutter aber hatte in Folge zu großer Liebe das Söhnchen verzogen und wurde dafür von demselben zur Verzweiflung gebracht.

Wenn wir auch in gewissen Dingen die entschiedensten Gegenfüßler waren, so hatten wir doch auch manche Ansichten mit einander gemein und wurden daher sehr schnell die herzlichsten Freunde. Ja, ich möchte sagen, daß ich ihn vom ersten Augenblick unserer Bekanntschaft liebte.

Jacques war nicht schön, aber dennoch nahmen seine offenen und geistversprechenden Züge für ihn ein. Er war von gedrängtem Wuchs, sehr blaß, etwas pausbackig, noch bartlos, und hatte glatte, blonde Haare; wegen seiner Kurzsichtigkeit trug er eine Brille, und endlich hatte er die schwerfällige, schleppende und harte Aussprache der Bewohner des Jura.

Obgleich Jacques einen schlechten Gebrauch von seiner Zeit machte, so besaß er dennoch Kenntnisse. Oft studirte er ganze Nächte hindurch, wenn er gerade nicht in der „Kneipe" war, und er hatte so Verschiedenartiges gelesen, sein Geist hatte einen so originellen Zuschnitt, daß seine Unterhaltung manchmal einen fesselnden Reiz ausübte. Er machte sogar Verse, und ein gewisses Gedicht, zu welchem ihn ein junges Mädchen begeistert hatte, bewies mir, daß er wirklich Dichter sei.

Die tragische Geschichte dieses jungen Mädchens wird einen Theil der vorliegenden Memoiren bilden. Sie kam oft zu unserer Hauswirthin, von der sie Memée genannt wurde.

Sie war siebzehn bis achtzehn Jahre alt, braunhaarig, schlank gewachsen, ziemlich hübsch, dem Anscheine nach etwas leichtfertig, und lebte unter der ausschließlichen, vielleicht zu wenig strengen Obhut eines alten Kriegers, Namens Desormes, der ihr Oheim und Vormund war, denn sie war eine Waise. Da Desormes meinte, sie würde das kleine Vermögen, welches sie besaß, dereinst fruchtbringend in einem unabhängigen Geschäfte anlegen können, so hatte er sie darauf vorbereitet und in den Pelzarbeiten unterrichten lassen.

Die Verbindung dieses jungen Mädchens mit Albin begann mit einigen flüchtigen Worten, die auf der Treppe gewechselt wurden und zu Zusammenkünften führten. Vielleicht hätte dieser Weg, nachdem er einmal betreten war und da gegenseitige Liebe stattfand, die Tugend der jungen Leute bald auf das Eis geführt, wenn nicht unvorhergesehene Ereignisse, durch welche sie vor dem Falle getrennt wurden, ihnen die Reue erspart hätten.

Es war an einem schönen Tage des Monats April, als sich unsere beiden Liebenden nach einem zärtlichen Lebewohl, welches durch die Hoffnung baldigen Wiedersehens und das Gelübde ewiger Liebe versüßt wurde, von einander getrennt, aber vorher noch sich versprochen hatten, fleißig zu schreiben.

Zwei Wochen später wollten sie an bestimmtem Tage und zu bestimmter Stunde wieder unter einem der Kastanienbäume von Chamarre, in dessen Stamm sie ihre Namen eingeschnitten hatten, zusammenkommen, denn Jacques reiste nach seinem Dorfe, wo er die Osterferien bei seiner Mutter zubringen wollte.

Aber die beiden Wochen vergingen, ohne daß Jacques einen Brief erhielt. Ungeachtet dieses bedenklichen Umstandes erschien er pünktlich zum Stelldichein, fand aber den Kastanienbaum von Chamarre allein.

O ihr irdischen Dinge, ihr Schwüre der Liebe, wie gering ist euere Beständigkeit! An demselben Tage, an welchem, verliebter als je und von zärtlicher Unruhe ergriffen, Jacques nach Besançon zurückkehrte, wurde auf dem Rathhause der Name seiner Geliebten mit dem barbarischen Namen eines Fremden, der sie Tags zuvor geheirathet hatte, in die Civilstandsregister eingetragen.

Seit zwölf Stunden bereits war Fräulein Desormes die Gattin des Bierbrauers Graffeld geworden.

Diese rasche Verbindung war für uns Alle ein Räthsel, aber Albin wurde durch dieselbe in Verzweiflung gesetzt.

Er weinte anfangs vor Wuth, dann aus Schmerz.

Acht Tage später war er mehr, als je, in den Cynismus seiner alten Gewohnheiten zurückgesunken, von denen eine süßere Leidenschaft ihn für kurze Zeit entfernt hatte. Er überließ sich solchen Ausschweifungen, daß ich mich seiner Freundschaft schämte und ihn nicht mehr besuchte.

Wer hätte damals ahnen können, daß eben dieser Albin mich eines Tages bei der Herzogin L... einführen und mir in einem Salon-Boudoir die ersten Belehrungen über den Magnetismus geben würde. Allein wir dürfen nicht vorgreifen.

— — — — — — — — — — — —

Nachdem ich, so gut es gehen wollte, das Baccalaureat in Besançon erlangt hatte, begab ich mich nach Montpellier, dort meine medicinischen Studien fortzusetzen.

Es war in dieser Stadt, wo mir der Zufall die erste Gelegenheit gewährte, die ersten Thatsachen des Magnetismus kennen zu lernen.

Ich speiste nämlich in Montpellier in Gemeinschaft mit drei jungen Männern von meinem Alter, von denen zwei, die Herren Dalton und von Lessac noch studirten, wie ich, der dritte aber, Herr Bonnin, bereits Doctor war.

Dieser letztere, dem es endlich gelungen war, sich eine „Kundschaft" von drei Kranken zu erwerben, fand nie ein Ende, wenn er uns von den Hochthaten seiner Praxis erzählte.

Eines Tages saßen wir bereits seit einer Viertelstunde bei Tische, als er mit strahlendem Blick, aber zugleich weit würdevoller, weit majestätischer, als gewöhnlich, eintrat.

„Meine Herren," sagte er beim Niedersetzen in dem feierlichsten Tone, der ihm zu Gebote stand, „ich habe eben ein Wunder vollbracht."

„Wahrhaftig! Bonnin, wir kennen Sie nur als Wunderthäter," rief Lessac laut lachend aus.

Bonnin fuhr fort, ohne sich irre machen zu lassen:

„Sie wissen, meine Herren, daß alle Welt nur über den Magnetismus spottet . . ."

„Keineswegs," erwiderte Lessac; „der wackere Husson spricht

mit solchem Ernst von demselben, daß die halbe medicinische Akademie fast vor Lachen geplatzt wäre, als er seinen Bericht vortrug."

„Die halbe Akademie handelte demnach wie Sie, Lessac, denn Sie lachen oft, ohne zu wissen, warum? Was ich sah, ist keineswegs lächerlich."

„Das ist stark, meine Herren, denn ich darf bemerken . . ."

„Lassen Sie ihn doch sprechen, Lessac!"

„So hören Sie etwas noch Stärkeres, Herr von Lessac: eine junge Dame theilt in ihrem Schlafe meine Empfindungen und gehorcht meinen Gedanken."

„Können wir das nicht sehen, Bonnin?" fragte ich den jungen Doctor, indem ich gleich seiner Kranken fremde Empfindungen, das heißt Lessac's Ungläubigkeit, zu theilen begann.

„Ja, meine Herren, Sie können es sehen, und ich wollte Ihnen ohnedies den Vorschlag machen, mich morgen zu meiner Kranken zu begleiten."

„Das nehmen wir an, Bonnin."

„Alle Vier, meine Herren! Es wird uns vorkommen, als spielten wir eine Scene aus Molière," versetzte Lessac.

„Nun, so gehen Sie nicht mit, Lessac," entgegnete Dalton; „was mich aber betrifft, so liegt mir daran, zu sehen."

„Und mir, nicht zu sehen," nahm Lessac wieder das Wort. „Sie werden mir erzählen, was Sie gesehen haben, und ich werde alsdann nicht umhin können, Ihnen zu glauben, während ich, wenn ich mit eignen Augen sähe, durchaus nichts glauben würde."

„Herzlichen Dank für Ihr Vertrauen, oder vielmehr für Ihre Höflichkeit," sagte ich lachend zu unserm Freunde, „aber merken Sie sich das, Lessac: wenn man Sie nicht hängt, um Sie am Sprechen zu verhindern, so werden Sie mit einem Sophismus im Munde sterben."

Am folgenden Morgen, um zehn Uhr, waren wir, Bonnin, Dalton und ich, bei der Kranken.

Frau Josephine Garnier, die Frau eines kleinen Krämers in der Straße des Vieilles-Etuves (denn Bonnin hatte selten Recepte für Herzoginnen zu verschreiben), war fünf und zwanzig Jahre alt. Sie war von kleinem Wuchs, zart und lebhaft. Ihre blasse Farbe, welche nur von einem kaum wahrnehmbaren Roth überflogen wurde, die herausfordernde Lebhaftigkeit ihrer Bewe-

gungen, welche einen Widerspruch bildete mit der etwas affectirten Nachlässigkeit ihrer Haltung, wenn sie nicht sprach, die Unsicherheit ihres feuchten und verschleierten Blicks — das Alles deutete bei ihr auf eine Gereiztheit, vielleicht auf eine Unordnung des Nervenlebens, obschon die allgemeinen Zeichen weit entfernt waren, an die Symptome jener schrecklichen, uns von Bonnin beschriebenen Krankheit zu erinnern.

Josephine, die von unserm Freunde bereits am frühen Morgen von unserm Besuche in Kenntniß gesetzt war, empfing uns auf herzliche Weise und unterwarf sich ohne Zögern den Versuchen, welche wir zu sehen wünschten.

Habe ich Alles recht gemerkt, so war der Verlauf der Experimente folgender:

Bonnin setzte sich der Kranken gegenüber, hielt, ohne sie zu berühren, beide Hände über ihren Kopf und fragte dann, nach zehn oder zwölf Minuten, ob sie schliefe.

„Nein, mein Herr," antwortete Josephine in einem kurzen Tone.

Nun wandte sich Bonnin gegen uns und sagte:

„Meine Herren, die Kranke ist eingeschlafen: ich erkenne das an ihrer Stimme."

„Wie!" rief ich erstaunt aus, „hörten Sie nicht, daß sie das Gegentheil versicherte?"

„Meine Herren, diese junge Frau hat kein Bewußtsein ihres Zustandes: es ist das schon das dritte Mal, daß ich diese Anomalie bemerke."

„Aber, wozu dient es dann, daß Sie dieselbe noch fragen? Hört sie uns?"

„Ich glaube nicht."

„Hören Sie mich, meine Dame?" fragte Dalton.

Josephine antwortete nicht.

Bonnin führte uns dann in ein Nebenzimmer und sagte zu uns:

„Wir werden uns alle Drei hinter die Somnambule stellen, und zwar so, daß sie uns nicht sehen kann. Dann mögen Sie mich berühren oder kneipen, und zwar an welchem Theile des Körpers Sie wollen, und Sie werden bald die Gewißheit erhalten, daß die Kranke meine Empfindungen theilt."

„Müssen wir Sie stark kneipen, Bonnin?"

„Nicht zu stark — Sie würden ihr wehe thun."

Dalton und ich blickten einander lächelnd an.

„Der gute Bonnin," sagte ich in Dalton's Ohr, „besitzt den Glauben eines Heiligen."

„Wir werden sehen, ob er auch die Verleugnung eines Märtyrers besitzt."

Und um diese Frage beantwortet zu erhalten, hatten wir uns kaum hinter den Stuhl der Kranken gestellt, als Dalton unsern Freund fest in die Wade knipp.

Bonnin rührte sich nicht: das Bewußtsein seiner Rolle verlieh ihm die Gefühllosigkeit eines Fakirs.

Was aber Josephine betraf, „welche die Empfindungen ihres Magnetiseurs theilte," so besaß sie vielen Muth.

„Stärker," sagte ich zu Dalton, der mir auch gewissenhaft gehorchte.

O Wunder! Josephine schrak zusammen und fuhr mit der Hand nach ihrer Wade. Bonnin's Augen leuchteten vor Freude . . . Dalton und ich, wir waren erstaunt.

Zwei oder drei nach einander gemachte Versuche überzeugten uns in wenigen Minuten von der Gegenseitigkeit, welche zwischen dem Arzte und seiner Kranken stattfand.

Unter dem Vorwand, die zu unserer Ueberzeugung dienenden Beweise zu vermehren, quälten wir nach Herzenslust den armen Bonnin, welcher durch das heilige Feuer des Proselytismus aufrecht erhalten, gleich einem neuen Convulsionnair des Heiligen Medardus sich an seinen Martern zu freuen und zu neuen herauszufordern schien.

Wir knippen ihm die Arme roth, wir kitzelten ihn mit Federn an den Ohren und der Nase, wir zupften ihn an den Haaren und am Kinn.

Josephine führte schnell die Hand von dem Arm nach dem Ohr, von der Nase nach dem Kopfe und von da wieder zum Kinn, bis sie endlich recht böse ausrief:

„Ach! das ist unausstehlich!"

Jetzt hielt sich Bonnin nicht länger.

„Nun, meine Herren?" rief er triumphirend aus.

„Nun, Bonnin, wir sind verwundert."

„Sind Sie überzeugt?"

„Wir sind es,“ sagte Dalton, „und ich habe nur noch einen Wunsch.“

„Welchen?“

„Ich möchte Sie erwürgen, um zu sehen, ob dann Madame ebenfalls sterben würde.“

„Ach! mein lieber Dalton, dieser Wunsch wäre Lessac's würdig gewesen!“ sagte der nicht aus seinem Ernst zu reißende Magnetiseur, indem er seine Worte mit einem außerordentlich verächtlichen Achselzucken begleitete. Dann aber entflammte sich plötzlich sein Enthusiasmus und dem Anscheine nach fast entschlossen, sich dem von Dalton vorgeschlagenen Experiment zu unterwerfen, rief er aus:

„Sie halten das für einen Scherz, meine Herren, allein ich sage Ihnen, daß ich keineswegs zweifle, daß mein Tod auch den dieser jungen Dame nach sich ziehen würde.“

„Versparen wir indeß dieses Experiment für ein ander Mal, Bonnin,“ versetzte ich lachend, „und begnügen wir uns für heute mit dem Versuch, ob Ihre liebenswürdige Somnambule eben so wohl Ihre Gedanken theilt, wie Ihre Empfindungen.“

Um auf strenge Weise zu verfahren und weil eine außergewöhnliche Feinheit des Gehörs keineswegs in der Unmöglichkeit liegt, beschlossen wir, ohne ein Wort auszusprechen, unsern Willen auf kleine Stückchen Papier zu schreiben und diese vor Bonnin's Augen zu halten.

Der Magnetiseur behielt sich nur das Recht vor, bei jedem Versuch mit lauter Stimme und ohne Veränderung die Worte zu sagen:

„Geben sie Acht, meine Dame, ich spreche mit Ihnen; hören Sie auf mich und thun Sie gefälligst, was ich Ihnen sage.“

Nachdem wir uns auf diese Weise gegen jede Art des Betrugs geschützt hatten, ergriff Dalton zuerst die Feder und hielt, ohne ein Wort zu sagen, dem Magnetiseur folgenden Satz vor die Augen:

„Die Somnambule stehe auf, nähere sich dem Bette und setze meinen Hut auf ihren Kopf.“

Bonnin sprach sogleich seine Formel aus: „Geben Sie Acht, meine Dame, ich spreche mit Ihnen u. s. w.“ Dann concentrirte er seinen Willen, kreuzte die Arme über der Brust, nahm eine

außerordentlich gebieterische Miene an und bewirkte so die geistige Mittheilung, deren Wirkung wir erwarteten.

Der wackere Bonnin! Ich kann nicht umhin, noch jetzt zu lächeln, wenn ich mich an sein langes, blasses, rothgetüpfeltes Gesicht erinnere und an die gebieterische Würde, welche in allen Zügen desselben lag. Ich bin überzeugt, daß Moses und Aron weniger ernst und weniger durchdrungen von der Gewißheit ihrer Macht waren, als sie vor den ägyptischen Weisen ihre Wunder vollbrachten.

Aber siehe da! Josephine erhebt sich — sie zögert — Was wird sie beginnen? Siehe, sie schreitet nach dem Fenster — das ist noch nicht Alles — sie bleibt stehen — sie kommt zurück —

„Versteht sie uns, Bonnin?"

Bonnin schüttelte verneinend den Kopf.

„Nehmen Sie den Stuhl hinweg, Dalton."

„Es wird nichts hinweggenommen."

„Wenn sie sich stößt?"

„Das ist ihre Sache."

Die Somnambule ging ein Wenig seitwärts, um den Stuhl zu vermeiden, und schritt dann auf das Bett zu.

„Sehr schön!"

„Schweigen Sie doch!"

„Sie hört uns nicht."

„Woher wissen Sie das?"

„Bonnin versichert es."

„Seine Versicherung hat für mich kein Gewicht."

Bonnin verdoppelte indeß seine Anstrengungen und schien eine Statue geworden zu sein.

Aber Josephine — was sah ich! — Josephine reckte ihre Hand über das Bett aus — sie ergriff den Hut — Dalton's Hut! — Dann zögerte sie — dann lachte sie — Bravo! bravo! Bonnin — Muth, Josephine! — Meiner Treu! es war geschehen! — Der Hut unseres Freundes saß auf dem Kopfe der Somnambule — und Bonnin's Antlitz leuchtete mehr, als die Sonne, wenn sie im Zenith steht.

Noch ein letzter Versuch sollte gemacht werden.

Da es an mir war, zu befehlen, was Josephine thun sollte, so schrieb ich folgendes Billet:

„Die Somnambule soll das Licht anzünden, welches auf dem Spiegelschränkchen steht."

„Ach!" rief Bonnin aus, nachdem er gelesen hatte, „dieses Mal werde ich mein ganzes Feuer aufwenden müssen."

„Ein Wortspiel! Bonnin — der Erfolg wandelt Sie um!"

„Geben Sie Acht, meine Dame, u. s. w. u. s. w."

Die Somnambule scheint auf eine innere Stimme zu lauschen. Nach einigen Minuten der Zögerung nähert sie sich dem Kamin, bleibt stehen, zögert wieder, kehrt zurück und nähert sich dem Bette, reckt die Hand aus, als wollte sie abermals einen Hut ergreifen, macht dann eine Bewegung der Ungeduld und scheint von Neuem auf die geheimnißvolle Stimme zu lauschen, welche allem Anscheine nach an Kraft verloren hat.

„Muth! Bonnin."

„Ueberströmen Sie die Dame mit Ihrem Fluidum."

Bonnin machte, ohne es zu wollen, ein leichtes Geräusch mit seinen Lippen.

„Ha! nur keine Betrügereien."

Die Somnambule näherte sich dem Fenster und ergriff dessen Schließhaken.

„Haben Sie ihr befohlen, aus dem Fenster zu springen?"

Bonnin antwortete mir mit einem ernsten Nein.

„Sie machen Betrügereien, Bonnin."

Josephine verließ das Fenster und kam gerade auf Bonnin zu.

Was will sie machen? — Sie ergreift seine Hand — sie nähert ihr Antlitz, als wollte sie ihn küssen! — Bonnin bleibt einer Marmorstatue gleich.

„O!" sagte Dalton, „es scheint mir, als geböte unser Freund der Dame seltsame Dinge. — Sie hält ihr Mäulchen hin! meiner Seel'! — Ist es das, was Sie verlangt haben?"

Ich antwortete mit einem Zeichen der Verneinung.

„Nicht? ach, dann betreiben Sie entsetzliche Betrügereien, Bonnin."

Aus der Fassung gebracht durch diese Worte, verließ der schamhafte Magnetiseur seine antike Haltung und opferte sein Experiment der Reinheit seiner Absicht.

„Das ist es nicht, meine Dame," sagte er, „Sie verstehen mich nicht."

„Wie, Bonnin, Sie geben den Versuch auf?“

„Ich bin ermattet, ich habe keine Kraft mehr, mit Bestimmtheit zu wollen.“

„Ach! das heißt schlecht enden.“

„Ich hätte mir an Ihrer Stelle mindestens einen Kuß geben lassen,“ versetzte Dalton.

Bonnin erweckte Josephine; wir empfahlen uns ihr und trennten uns.

— — — — — — — — — — — —

Beim Mittagsessen erzählten wir Lessac, was sich zugetragen habe.

„Meine Herren,“ sagte er zu uns, „ich habe mich verpflichtet, Ihnen zu glauben, und die Ehre zwingt mich, meine Verpflichtung zu erfüllen. Indeß versichere ich Sie, daß bei dem besten Willen von der Welt —“

„Halt! Lessac, erinnern Sie sich an den Vers von Despréaux;

„Die Wahrheit kann bisweilen unwahrscheinlich sein.“

„Wohl! Aber das Unmögliche kann niemals wahr sein.“

„Oft halten wir jedoch eine Sache für unmöglich, weil wir uns von der Möglichkeit noch nicht überzeugt haben,“ bemerkte Dalton.

„Es gibt Nichts, was unmöglich wäre!“ sagte Bonnin und goß sich ruhig ein großes Glas Wein von Saint Georges ein.

„O, zum Henker!“ rief Lessac aus; „meine Herren, Sie Alle sprechen jetzt gleich den alten Orakeln. Ich bitte Sie, lassen Sie uns zur einfachen Prosa zurückkehren. Ich räume die Richtigkeit Ihrer Erzählung ein, weil ich muß, aber dennoch behaupte ich, daß Ihre Experimente nichts beweisen.“

„Die ersten —“

„Sind durch das letzte genügend widerlegt.“

„Ha! Lessac! welche Ketzerei! Wissen Sie denn nicht, daß nach den Gesetzen der Logik hundert negative Thatsachen nichts gegen eine positive vermögen?“

„Wenn es sich um Wunder handelt, muß man den Satz umgekehrt bilden.“

„Mein Freund,“ sagte ich zu Lessac, „Sie sind nur ein Nachbeter. Die Herren Roux, Gerdy, Dubois, Cornac und Andere sind Ihnen mit dieser Art des Philosophirens vorangegangen.

Beten Sie lieber Männern von Geist nach, wenn Sie nicht selbst denken wollen.“

Zwei oder drei Tage nach einander wurde von nichts Anderm gesprochen. Lessac war geistreich und beißend; er that sein Möglichstes, uns lächerlich zu machen. Die Furcht, als Leichtgläubige zu gelten, bewirkte endlich, uns vom Glauben fern zu halten. Endlich verband die Zeit, welche alle unsere Eindrücke abstumpft und aus unsern Seelen gleichsam abgegriffene Münzen macht, ihre Einwirkungen so trefflich mit denen, welche der Respect vor dem menschlichen Geiste hervorbringt, daß meine Erinnerungen scharf angenagt wurden und ich mich bei meiner Abreise von Montpellier kaum noch entsann, acht Tage lang an den Magnetismus geglaubt zu haben.

II.

Reise nach Algier. — Die maurischen Bäder.

In Montpellier hatte ich mit mehreren Seeleuten Umgang gehabt. Was mir dieselben erzählten, rief den Einfall bei mir hervor, mich als Schiffsarzt anstellen zu lassen, um ebenfalls ein gutes Stückchen von der Welt kennen zu lernen, und dieser Einfall führte mich nach Toulon.

Diese Narrheit — denn anbetrachts meiner Lage war es wirklich eine Narrheit — ist übrigens von allen Denen, die ich während meines Lebens begangen, die einzige, welche keine Reue bei mir zurückgelassen hat.

Die Bewohner des Nordens sagen zwar viel Böses von Toulon, aber dennoch ist dieses die einzige Stadt Frankreichs, in der ich ganz nach meiner Behaglichkeit lebte.

Es gefiel mir ihr schöner Himmel, ihre malerischen Umgebungen, ihr belebter Hafen, doch besonders der stets wechselnde Anblick jener kosmopolitischen Bevölkerung, die sich alle Tage erneut.

In Toulon spricht man von einer Reise nach China oder nach Peru, wie in Paris von einem Ausflug in die Provinz.

Eine Ueberfahrt von hundert und funfzig Meilen wird dort nicht eine Reise, sondern eine Spazierfahrt genannt. Wenn es Jemand einfällt, nach Algier zu gehen, so denkt er kaum daran, vorher die Wäsche zu wechseln oder den Bart in Ordnung zu bringen.

Auch ich machte eines Tages die kleine Spazierfahrt nach Algier, wie dieselbe dort von so Manchem gemacht wird — zum Zeitvertreib.

Es war das gegen Ende des Juli 1834.

Damals hatte Algier noch keine Aehnlichkeit mit dem, was es jetzt ist.

Von fern gesehen glich es einem Gipsbruch; in der Nähe war es eine ungestaltete und dichte Masse zerfallener Hütten.

Nachdem ich die Kasbah, das Hotel Rovigo und das Lusthaus des Dey besucht, aus welchem letztern man ein Hospital gemacht hat, begab ich mich, wie das bei allen Reisenden gewöhnlich ist, zunächst nach den maurischen Bädern, wo man gewöhnlich eine zahlreiche und sehr gemischte Gesellschaft antrifft, während des Tages von Frauen, und während des Abends von Männern.

Denkt euch in einer finstern und krummen Gasse ein altes Haus vom baufälligsten Aussehen, das gleich den meisten maurischen Häusern keine andere Oeffnung nach Außen hat, als eine niedere und gewölbte Thür, und ihr habt den äußern Anblick des in Rede stehenden Etablissements.

Das erste Gemach, in welches man tritt, indem man zwei Stufen hinabschreitet, bietet nichts besonderes dar, außer daß es unreinlich und verfallen ist, der Erdboden die Stelle eines Fußbodens vertritt und eine an einen Balken gehängte Stallaterne Abends für die Beleuchtung sorgt.

Einem alten Mauren, welcher in einer Art von Comptoir kauert, übergibt man hier die Uhr, das Geld und was man sonst an Kostbarkeiten bei sich führt. Dabei sind Blick und Aussehen des Alten von der Art, daß man bei Abgabe seiner Werthsachen sich kaum des Gedankens enthalten kann, man befinde sich in einer Räuberhöhle und schulde dem Himmel seinen heißesten Dank, wenn man lebend wieder aus diesem Loche komme.

Das Gemach, in welches man aus dem eben beschriebenen gelangt, ist das Auskleidezimmer, in welchem sich alle Badenden

gemeinschaftlich entkleiden, um alsdann in das Badezimmer zu treten.

Dieses besteht in einem großen gewölbten Saale, dessen aus neben einander gelegten gußeisernen Platten gebildeter Fußboden durch Dampf erwärmt wird.

Die einzelnen Bogen des Gewölbes ruhen auf weit von einander stehenden Säulen.

Einige zwischen diesen Säulen aufgehängte Laternen verbreiten ein mattes Licht in dem seltsamen Raume.

Endlich liegen um einen großen runden Tisch von polirtem Stein herum verschiedene Binsenmatten, auf welchen sich die Badenden ausstrecken.

Ein weißer, leicht aromatischer Dampf erfüllt beständig den ganzen Baderaum.

Da der Fußboden geheizt ist und die Wände und Gewölbe nie kalt werden, so ist es dem Dampfe kaum möglich, sich zu verdichten.

Wenn sich die sämmtlichen Badenden auf ihren Matten ausgestreckt haben, dann verdichtet sich der Dampf allmälig und ohne Geräusch, denn man weiß nicht, von wo er kommt.

Bald sind der steinerne Tisch, die Säulen, die Laternen, kurz alle Gegenstände in dem warmen Nebel verschwunden.

Man hört Stimmen, welche von dem Echo des Gewölbes auf seltsame Weise wiederholt werden, aber man sieht nichts mehr, außer dann und wann irgend eine menschliche Gestalt, die man undeutlich und wie in weiter Ferne erblickt: es sind das Badende, welche unbedachtsam ihre Matte verlassen haben und nun dieselbe wiederzufinden versuchen.

Nach einigen Minuten fühlt man indeß eine Berührung; ein warmer und weicher Körper gleitet über unsere Haut hinab.

In eine angenehme Erschlaffung versunken, sucht man kaum sich Rechenschaft von dem neuen Gefühle zu geben. Will man jedoch die Ursache erforschen, so begegnet unsere Hand derjenigen eines Mannes.

Wir öffnen nun die Augen, richten uns auf und versuchen zu sehen, bis wir endlich einen schwarzen Schatten erblicken, der neben uns kauert und in seltsamer Weise über unsere Haut streicht: es ist ein Neger, der uns massirt.

Das Massiren, welches man in Europa in den russischen Bädern anwendet, ist gleichsam nur eine Parodie des orientalischen Massirens. Die Badediener der civilisirten Welt haben keinen Begriff vom Massiren.

Unter dem Vorwande, unsern Muskeln und Gelenken Geschmeidigkeit zu ertheilen, zerschinden die europäischen Badediener unsere Haut und verrenken unsere Glieder.

Der orientalische Massirer verfährt dagegen mit einer außerordentlichen Zartheit: man erräth, daß er eine Kunst ausübt, daß er diese Kunst seit seiner Kindheit ausgeübt hat.

Wenn dieser Mensch nicht in dem Dampfe der Badstube geboren ist, so muß er doch einen großen Theil seines Lebens in demselben zugebracht haben. Man erkennt das an der Gewandtheit, wie an der Zartheit seiner Bewegungen, besonders aber an der Gleichgiltigkeit, mit welcher er seine Aufgabe erfüllt.

Dieser Neger behandelt uns, als ob wir nicht lebende Wesen, sondern zarte und leicht zerbrechliche Gegenstände wären.

Während er uns seift, reibt, wäscht, verfährt er mit der Gleichgiltigkeit eines Taglöhners, der für ein Bestimmtes eine Mühle dreht oder Getreide reinigt.

Er beschäftigt sich mit unserm Körper, aber keineswegs mit uns selbst.

Ich weiß nicht, welche Sprache er spricht, aber daß er die unsrige nicht versteht, davon können wir überzeugt sein.

Nach einer gewissen Zeit, während er jedoch noch immer mit seiner Arbeit beschäftigt ist, beginnt er in einer uns unbekannten Sprache eine eintönige Weise seines fernen Vaterlandes zu singen.

Alle seine Arbeitsgefährten beeilen sich schnell, ihm nachzuahmen und bald wiederhallt die Badstube von einem Concert, welches seltsam und betäubend zu gleicher Zeit ist, und eine Phantasmagorie beendet, die man nur in Smyrna, Constantinopel oder Algier kennen lernen kann.

Endlich lassen die Gesänge allmälig nach und der Dampf lichtet sich. Weiße Schatten beginnen sich zu bewegen, und das Echo wiederholt von Neuem einige französische Worte.

Die Badenden empfangen nun die letzten Abwaschungen unter Hähnen von gelbem Kupfer, welche aus verschiedenen Theilen der

Wände hervorstehen und Ströme lauen Wassers in bronzene Kufen fließen lassen.

Endlich verschwindet der Dampf fast vollkommen, ohne daß man weiß, wohin? und der steinerne Tisch, dessen Zweck ich anfangs nicht errathen hatte, dient den Badenden als Bank, denn es erwartet ihrer auf demselben eine letzte Ceremonie, welche eben so unerwartet, wie wunderlich für die neu Ausgeschifften ist.

Zunächst trocknet man nämlich die Badenden ab: dann zieht man an ihre Füße Babuschen von Maroquin, umgibt ihren Kopf mit einer turbanartig zusammengedrehten wollenen Binde und umhüllt endlich ihren ganzen Körper mit einem weißen Stoffe.

Mag man Maure oder Franzose sein — Alle werden solchergestalt als Kinder des Propheten zugestutzt und Einer nach dem Andern in den Saal der Divans geführt.

Uebrigens möge man sich hier keine Divans denken, wie wir dieselben in unsern Salons zu erblicken gewohnt sind.

Die Divans in Algier sind ganz abscheuliche, mit Haaren oder Heu gestopfte Matratzen, die auf einer hufeisenförmigen geneigten Ebene neben einander liegen. Auf diese Matratzen legen sich die Badenden, nachdem sie die Badestube verlassen haben, um auf denselben zu schlafen; allein der Lärm, welcher sie umgibt, erlaubt nicht, ein Auge zu schließen.

Wenn auch die Mauren gewöhnlich schweigsam sind, wie die Türken, so sind doch fast alle Neger Lärmmacher.

Um ein Möbel, eine Matratze, einen Stuhl, oder auch nur einen Strohhalm zu entfernen, geberden sie sich wie leibhaftige Teufel: ich kenne keine unfruchtbarere Thätigkeit, als die ihrige.

Wir müssen außerdem bemerken, daß man sich nur um des Vergnügens willen in ein maurisches Bad begibt, daher denn auch Niemand daran denkt, in einer stärkenden Ruhe die Ergänzung der heilsamen Kräfte zu suchen, welche man diesen Bädern zuschreibt, sondern sich vielmehr bemüht, das seltsame Fest bis zu Ende zu genießen.

Die, welche am Meisten die Ruhe lieben, rauchen aus einer langen Pfeife, die man ihnen reicht, den vortrefflichen türkischen Tabak, mit welchem dieselbe gefüllt ist, während die Andern spielen, schreien, sich streiten oder ihr lautes Lachen mit dem Geschrei der Neger verbinden.

Allein außer der Pfeife bekommt auch jeder Badende noch eine Tasse Kaffee ohne Zucker.

Das maurische Bad gilt für ein untrügliches Heilmittel gegen Muskelschmerzen; was mich betrifft, so möchte ich das nicht unterschreiben, wogegen es einem homöopathischen Arzte höchst wahrscheinlich erscheinen dürfte, weil Jeder, der nicht rheumatisch ist, in dem maurischen Bade rheumatisch wird. Was mich betrifft, so war ich gesund eingetreten und ging mit gekrümmtem Rücken.

Es war am zweiten Tage nach meiner Ankunft, daß ich mich in zahlreicher Gesellschaft in das Bad begab.

Ich hatte mich beim Landen an einen Arzt erinnert, mit dessen Bruder ich in Toulon befreundet gewesen war. Und die Gastfreundschaft dieses Arztes kam mir trefflich zu statten.

Der Bruder meines Freundes wohnte in der Rue de Chartres Nr. 19. Er war damals ein junger Mann von fünfundzwanzig oder sechsundzwanzig Jahren, thätig, verständig, einsichtsvoll, vielleicht auch ehrgeizig — mit einem Worte: ganz geeignet, um sein Glück zu machen, das er denn auch wirklich machte.

Seit Kurzem weiß ich, daß er gegenwärtig das größte Ansehen in Algier genießt. Es freut mich das, denn er verdient es schon wegen der Herzlichkeit, mit welcher er die Freunde seiner Freunde aufnimmt, glücklich zu sein.

So beschäftigt er auch war, wollte er dennoch mein Cicerone sein und führte mich allenthalben hin. Ich hatte sogar die größte Mühe, eine in seinem Hause mir angebotene Wohnung abzulehnen, konnte jedoch nicht umhin, mehrere Male bei ihm zu speisen.

Er war es auch, der mich in das maurische Bad einführte.

Wir besuchten dasselbe, nachdem wir bei ihm zu Mittag gespeist, mit einem seiner jüngern Brüder und zwei oder drei Personen von seiner Bekanntschaft.

Das Junggesellen-Mahl, welches durch heitere Unterredung, guten Wein, ausgelassene Scherze und lustige Lieder, besonders aber durch die treffliche Laune unseres Wirthes erheitert wurde, hatte bis in die schwarze Nacht gedauert.

Wir Alle, so viel wir unser waren, hatten, als wir in die Badstube traten, „einen Fuß im Weinberge des Herrn," wie man zu sagen pflegt.

Welch eine herrliche Bedingung, um zum Uebermaß zu schwitzen

und doppelt das phantastische Schauspiel zu genießen, dessen Beschreibung ich bereits versuchte.

So viel ist gewiß, daß ich in der Badstube meinen Verstand vollends verlor. Die Badenden, die Neger, besonders aber die Laternen vervielfachten sich in das Unendliche vor meinen Augen; ich hörte die Harmonie der Sphären, sah den macabrischen Tanz, aber zuletzt nur noch den Negerburschen, der mich massirte.

Erst auf den Divans fand ich meine Begleiter wieder! Und dennoch begehe ich einen Mißbrauch der Worte, wenn ich sage, daß ich sie wieder fand.

Wie hätte ich auch unter einer gleichförmigen und grotesken Tracht Menschen wieder erkennen sollen, deren Züge mir erst seit wenigen Stunden bekannt waren?

Auf gut Glück streckte ich mich nach dem Beispiele meiner Nachbarn nieder, zündete gleich einem Alten die mir dargebotene Pfeife an und schlürfte zur Buße meiner Sünden den mir gereichten bittern Kaffee, während ich sonst der größte Liebhaber des Zuckers bin.

Indeß entspann sich die Unterhaltung. Mein Nachbar zur Rechten beklagte sich, ganz hungrig geworden zu sein, und mein Nachbar zur Linken, der sich den Daumen verbrannte, indem er den Tabak zusammenstopfte, fluchte mit einer Heftigkeit, daß er dabei zu gleicher Zeit seinen Charakter und seine Mundart verrieth.

Und das war die Mundart der Franche-Comté! die Mundart meines Vaterlandes! Ich würde sie unter hundert Mundarten herausfinden — ich würde sie stets wieder erkennen.

Wie bezaubert durch einen Talisman lauschte ich nur nach den Worten meines Nachbars.

Ich muß annehmen, daß er sich hart verbrannt hatte, denn er ging sehr verschwenderisch mit seinen Donnerwettern um. Aber plötzlich erkannte ich ihn — seine Stimme war mir bekannt! — Es war ein Landsmann, ein Kamerad, ein Freund, den ich fünfhundert Meilen vom Vaterlande wiederfand! — O, mein Herz schlug sehr laut!

„Sie sind aus dem Jura," sagte ich zu ihm.

Mein Nachbar erschrak bei diesen Worten und wandte sich so heftig nach mir, daß er seine Tasse umwarf.

„Woher wissen Sie das?" fragte er.

„Ich erkenne es an Ihrem Gebirgsdialekt.“

„Aber es scheint mir auch, als ob Ihre Stimme —“

„Kennen Sie die Verse:

„Ich hatt' einen Schatz und verlor seine Spur,
O weh!
Es blieb mir ganz einzig sein Name nur —“

„Memée!“ fiel Jacques Albin ein, als ich die Strophe seiner Composition vollenden wollte, denn er selbst war es.

Und die beiden Beduinen — der Leser wird sich nämlich erinnern, in welcher Tracht wir uns befanden — fielen einander in die Arme und weinten vor Freude, wie Kinder.

— — — — — — — — — — — —

Nachdem wir die Badegäste hinreichend durch die lächerlich rührenden Explosionen der Wiedererkennungsscene ergötzt hatten, beeilten wir uns, unsere maurische Tracht gegen unsere christliche Kleidung umzutauschen. Ich empfahl mich dem Doctor, indem ich ihn erinnerte, daß wir mit Tagesanbruch nach dem Lager von Duaira abreisen müßten, wohin er mich zu begleiten versprochen hatte, und geleitete dann Jacques in seine Wohnung, das heißt in ein schreckliches Loch der Straße Baballued, wo wir den Rest des Abends und einen großen Theil der Nacht mit einander verbrachten.

Mein Freund machte mich mit wenigen Worten mit seiner Lage bekannt.

Er bewohnte Algier seit sechs Monaten als Unterchirurg, und erfüllte im Hospital die Pflichten eines Hülfsarztes.

In körperlicher Hinsicht hatte sich Albin fast gar nicht geändert: er war größer geworden, das war Alles! In moralischer Beziehung war er noch ganz der Alte. Wie früher, fand er noch immer Geschmack an heftigen Aufregungen. Seit die Liebe ihn hintergangen, suchte er seinen Trost in der Flasche, und an der Art und Weise, wie er die sechs Flaschen Bier angriff, die er durch seinen Neger Makis hatte holen lassen, erkannte ich, daß mein armer Freund des Trostes noch sehr bedürftig sei.

„Du hattest also das Mädchen sehr lieb,“ fragte ich ihn, „daß Du es noch immer betrauerst?“

„Ja, sehr,“ lautete seine Antwort. „Ich hätte zwar keineswegs meiner Mutter den Kummer machen mögen, Fräulein Memée

Desormes zu heirathen, aber ich liebte sie doch und habe die Ueberzeugung, daß ich glücklich geworden wäre, wenn ich sie geheirathet hätte."

„Siehst Du, mein Lieber, die Sympathie ist für die Seelen Das, was die Verwandtschaft für die Atome ist."

„Der Mensch ist durchaus ein unvollkommenes Wesen, und sein Dasein ist nur eine lange Unbehaglichkeit, so lange es in der Isolirung dahinfließt. Mein Herz war für Memée's Herz, was der Sauerstoff für das Potassium ist. Du wirst mich verstehen, denn Du kannst Deinen Berzelius an den Fingern hersagen. Wenn ich mich je noch ein Mal entscheiden sollte, vernünftig und arbeitsam zu werden, so werde ich mich darauf legen, die Gesetze dieser moralischen Chemie zu ergründen."

Zum Unglück für ihn und für mich hat Jacques nur zu gut Wort gehalten.

Als gegen halb vier Uhr der Tag zu grauen begann, verließ ich meinen Freund, um mich zu dem Doctor zu begeben, der mich bereits erwartete und unsere Pferde schon hatte satteln lassen.

Pluto, den ich reiten sollte, war, wie sein Herr versicherte, der erste Traber in der Regentschaft, eine Eigenschaft, welche mir wenig schätzenswerth erschienen sein würde, wenn mich der Doctor nicht zugleich versichert hätte, daß sein Pferd so sanft sei, wie ein Lamm, und dabei so klug, daß es im Stande sein würde, selbst seinen Herrn wieder in den Sattel zu heben, wenn derselbe das kaum denkbare Unglück hätte, von demselben zu fallen.

So war ich denn sicher, lebend oder todt nach Algier zurückzukehren, und zweifelte nicht, daß ich am folgenden Morgen im Stande sein würde, Jacques Bericht von meinem Ausfluge nach Duaira abzustatten.

Aber das Schicksal hatte es anders beschlossen.

Fünf Jahre sollten vergehen, ehe ich Albin wiedersähe.

III.

Roman einer Viertelstunde.

Endlich saßen wir zu Pferde.

Das Thor war noch verschlossen. Die Beduinen erwachten und stellten sich auf, um uns hindurch zu lassen.

In dem Dorfe del Ibrahim sollte das erste Halt gemacht werden.

Del Ibrahim ist 1832 von den Franzosen erbaut, und zwar auf einer Hochebene etwa eine Meile östlich von Algier.

Ich weiß nicht, wie es jetzt beschaffen ist, aber damals bestand es nur aus einer Gruppe von Bretter-Buden, die von einem größern Hause von hinfälligem Aussehen beherrscht wurde. Das Ganze bildete das Lager oder, wenn man so lieber will, die Kasernen der Spahi's.

Um nach del Ibrahim zu gelangen, verließen wir Algier durch das Thor Bab Allued, oder richtiger: durch das Thor Allued, denn Bab bedeutet Thor.

Nachdem wir in kurzem Trabe eine steile Anhöhe hinangeritten waren, welche sich in mannigfachen Krümmungen an dem westlichen Walle entlang zieht, kamen wir unter der mit Zinnen versehenen Mauer der Kasbah vorüber und ließen zur Linken den Hügel liegen, auf welchem die Bastionen des Kaiser-Forts neu errichtet sind. Wir verfolgten den rechts abgehenden schönen Weg nach Blida.

Der reine Morgenhimmel, welcher im Horizont mit lebhaften Purpurfarben übergossen war, versprach einen schönen Tag. Die Luft war frisch, der Erdboden feucht von Thau, und wenn auch die Sonne sich noch nicht zeigte, so war doch die ganze Landschaft bereits von dem ihr vorangehenden und in der Atmosphäre gebrochenen Lichte erhellt.

Zur Rechten erblickten wir in der Ferne die weißen Rücken des Atlas, dessen doppelte Kette sich unabsehbar dem Meeresgestade parallel erstreckte, indem sie zwischen sich und dem Meere einen Landstrich von etwa zehn Meilen Breite ließ.

In der Nähe der Stadt Algier wird dieser Landstrich von unregelmäßigen Hügelreichen durchzogen, welche von dem kleinen

Atlas ausgehen und sich, ungeheuern, plötzlich erstarrten Wogen gleichend, bis an das Kap Matifu erstrecken.

Ihre äußersten, von Regenbächen tief zerrissenen Abhänge sind mit einer mannigfaltigen und üppigen Vegetation bedeckt.

Einige europäische Bäume, immergrüne Eichen und die Feigen der Berberei, besonders aber undurchdringliche Gruppen von Aloe bedecken in bunter Mischung jene Hügel und kleiden sie in ein mannigfaches Grün, das einen eigenthümlichen Eindruck auf das Auge macht.

Der Anblick dieser Vegetation reicht schon hin, uns zu zeigen, daß wir nicht mehr in Europa sind.

Besonders ergreifend und großartig erscheint jedoch dieses Panorama dem Reisenden, der es zum ersten Male erblickt.

Ach! wie glücklich war ich während der zehn oder zwölf Tage, die ich auf dem schönen Gestade von Afrika verlebte, das ich so gern wiedersehen möchte, aber nie wiedersehen werde!

Ich bin recht traurig organisirt. Alle meine Freuden hinterlassen mir nur Sehnsucht.

Mein ganzes Leben wurde von zwei einander entgegen gesetzten Leidenschaften gefoltert: von der Sehnsucht nach neuen Gegenden, und von der Sehnsucht nach den Gegenden, welche ich bereits früher besuchte.

O Reiz der Erinnerungen, welche Herrschaft übst Du über mich aus!

Ja, ich würde weite Meere durchsegeln, um eine alte Eiche wieder zu sehen, in deren Schatten ich ruhete, einen Rasenplatz, auf dem ich schlummerte, einen Bach, aus welchem ich trank, einen Rain, auf welchem ich saß.

Wehe mir! Bald werde ich Alles für immer verlassen müssen!

Aber fort mit diesen schwarzen Gedanken.

Der Tod ist nur der Aufbruch zu einer letzten Reise.

Dort — dort findet man seine Freunde wieder, die gute Großmutter, die, während sie uns erwartet, sich die Lieder und Märchen wiederholt, welche die Lust unserer Kindheit waren — dort findet man die Mutter wieder, die Geliebte, Alle, welche man lieb hatte.

Ach, mein Gott! ist das wahr?

Emilie! werde ich Dich auch wiedersehen? wirst Du noch un-

schuldig und rein sein, wie ich Dich verlassen habe? Du warst erst sechszehn Jahr. Ach, Du wirst gealtert sein und mich nicht wieder erkennen.

Was sage ich! Würdest Du mich selbst heute wieder erkennen? Bin ich überhaupt noch etwas für Dich in der Welt? Habe ich Dein Herz auch nur während einer Minute gefesselt, auch nur während des Augenblicks, den ich neben Dir verbrachte? Erinnerst Du Dich noch des Fremden, der unter Deinem friedlichen Dache saß?

Schönes und süßes Mädchen! o! nein, Du ahnst nicht, daß fünfhundert Meilen von der Gegend, die Du bewohnst, ein schwermüthiges Herz für Dich schwärmt; daß ein armer Träumer eine Thräne der Sehnsucht vergießt, indem er Deinen Namen niederschreibt.

Und er ist mir doppelt süß, der Name Emilie! Er erinnert mich an eine Schwester, die ich anbetete und so früh schon verlor. Ach! und Du hast nie meinen Namen erfahren.

— — — — — — — — — — — —

Möge der Leser hier nicht die Erzählung eines Abenteuers erwarten. Nur die Analyse eines Eindrucks, eines psychischen Phänomens, von welchem ich mir lange keine Rechenschaft geben konnte, wird uns hier beschäftigen.

Wie kommt es, daß nach zehn Jahren der verschiedensten Aufregungen, Kämpfe, Leiden, entstandener und wieder entschwundener Neigungen das Antlitz einer Person, die ich nicht zehn Minuten gesehen, die ich eigentlich nur in einem flüchtigen Vorbeieilen bemerkt, heute mit solcher Bestimmtheit und Deutlichkeit in meinem Herzen wieder auftaucht?

Ja, ich erinnere mich mit eben der Bestimmtheit an Emilie Denan, wie ich mich an meine Mutter erinnere. Aber sie ist für mich nicht ein weibliches Wesen, nicht ein junges Mädchen, das ich zufällig auf einer afrikanischen Heerstraße antraf, sondern ein Engel, der mir in einem Traume erschien.

So überzeugt ich von meinem Dasein bin, so überzeugt bin ich davon, daß ein Theilchen ihrer Seele in meiner Seele blieb. Ich werde mich eines Tages mit Albin auf diesem geheimnißvollen Pfade der instinctmäßigen Sympathieen wiederfinden.

— — — — — — — — — — — —

Also — wie ich schon sagte — wir ritten heiter auf dem Wege nach Blida dahin, der Doctor vom Kopf bis zu den Füßen bewaffnet, um den Beduinen im Fall eines Angriffes entgegentreten zu können, ich, nur mit einer Gerte in der Hand, um mein Pferd anzutreiben.

Dabei muß ich jedoch bekennen, daß ich keinen Mißbrauch mit der Gerte trieb, denn der „beste Trabläufer in der Regentschaft" würde das nicht dulden.

Ich verlor nie seine Ohren aus den Augen, weil ich zu gleicher Zeit den Sattel zu verlieren befürchtete, und ungeachtet der freundlichen Worte, welche ich von Zeit zu Zeit an ihn richtete, um mich zu ermuthigen, versetzte mich doch die Eigenmächtigkeit seiner Bewegungen in einige Unruhe. Offen gestanden: ich würde das Grauchen des Sancho Pansa für meinen Gebrauch vorgezogen haben.

Im Ganzen war ich jedoch nicht zu unzufrieden mit ihm, wohl aber sehr zufrieden mit mir. Sollte man zufällig auch geborner Reiter sein können, wie man zum Dichter geboren sein kann? Ich wäre fast geneigt gewesen, so etwas zu glauben.

„Na, Pluto! was kommt dir denn in den Kopf? Witterst du irgend eine Proserpina am Ende dieser Allee von Mastixbäumen? — Pfui! Pluto! so bäume dich doch nicht!"

„Zum Teufel! — lassen Sie den Zügel nach!"

„Lassen Sie den Zügel nach — lassen Sie den Zügel nach — das können Sie wohl sagen. Sehen Sie denn nicht, daß Ihr verdammtes Pferd durchaus den Weg verlassen will, um nach jenem Häuschen einzulenken?"

„Ha! das Thier hat ein unvergleichliches Gedächtniß! — Vor länger als zwei Monaten hat es eines Morgens in jenem Hause Hafer gefressen, und daran erinnert es sich noch. Es fehlt ihm nur die Sprache."

„Das ist in der That bewundernswerth. Pluto! Pluto! hole dich der Teufel, sammt deinem Gedächtniß, verdammtes Vieh!"

In der That bog Pluto wider meinen Willen in die Allee ein.

„Verlassen Sie sich darauf," sagte der Doctor, „Ihr Pferd will seine alte Bekanntschaft mit Papa Denan erneuern. Na, lassen Sie ihn nur gehen, der brave Papa Denan wird uns dafür von seinem alten Rum vorsetzen."

„Kennen Sie ihn?"

„Fragen Sie nur Pluto . . ."

Einen Augenblick später stiegen wir ab, und nachdem wir unsere Pferde an einen Baum gebunden hatten, öffnete der Doctor, ohne vorher anzupochen, die Thür des Häuschens, in das wir Beide eintraten.

An diesem unbefangenen Benehmen und noch einigen andern Zeichen erkannte ich bald, daß mein Reisegefährte in dem Häuschen wohlbekannt war.

„Guten Morgen, Claudine," sagte er beim Eintreten zu einem dicken, rothwangigen Mädchen, welches Wäsche in einem Gefäße einseifte.

„Guten Morgen, Herr Doctor! woher so früh?"

„Du bist sehr neugierig."

„Verdammt!"

„Ist Herr Denan schon aufgestanden?"

„Das wollt ich meinen! Seit einer Stunde schon sucht er die Heuschrecken in dem Garten auf. Die verdammten Thiere fressen uns Alles ab."

„Und das Fräulein?"

„Kleidet sich eben an."

„Schon!"

„O, das Fräulein ist immer sehr früh auf. — Obgleich sie in Baumwolle erzogen, ist sie doch mehr auf die Arbeit erpicht, als ein Bauernmädchen."

Was war denn das für ein in Baumwolle erzogenes Fräulein, das sich um vier Uhr Morgens schon ankleidete? Ich war stets ein großer Freund der Räthsel.

Während ich dieses Räthsel zu errathen versuchte, trat Herr Denan ein, und zeigte uns triumphirend das Fell eines Schakals, der sich während der Nacht in einer Schlinge gefangen hatte.

Es war ein Mann von höchstens fünfzig Jahren und mittlerm, aber sehr gedrängtem Wuchs.

Obwohl er mit einer echt ländlichen Einfachheit gekleidet war, so verrieth doch ein gewisses Etwas in seiner Haltung gleich von vorn herein eine Erziehung und Gewohnheiten, die mit seinen gegenwärtigen Verhältnissen nicht im Einklang zu stehen schienen.

Herr Denan war, wie man mir später erzählte, ehedem Besitzer

eines bedeutenden Vermögens gewesen, allein 1830 durch Speculationen in Staatspapieren bankerott geworden. Er hatte zur Zeit der Eroberung von Algier gekauft und nach der Revolution verkauft.

Er war Wittwer, hatte nur eine Tochter und bewohnte seit 1832 Algerien, wo er zuerst einen Mehlhandel betrieben hatte, und dann Ansiedler geworden war.

Das war Alles, was der Doctor, der mit ihm in Geschäftsverbindung stand, mir über ihn sagen konnte. Nur das theilte er mir noch mit, daß Denan damals (also 1834) den Grund zu einem neuen Vermögen legte und zu wohlfeilem Preise in der Mitidscha bedeutende Ländereien kaufte, welche seitdem einen hohen Werth erlangt haben müssen. Möge es Gott gefallen haben, ihn bis jetzt zu erhalten.

Herr Denan empfing uns mit Freundlichkeit. Pluto erhielt seinen Hafer und der Doctor seinen Rum.

Alle ländlichen Grundbesitzer sind einander gleich. Herr Denan erzählte uns ein Langes und Breites über seinen Garten, seine Aecker, seine Wassermelonen, seinen Kohl, die denselben verzehrenden Heuschrecken und besonders über den Schakal, dem er das Fell über die Ohren gezogen hatte. „Dieses unedle Thier," sagte er, „hat Verwandtschaft mit dem Wolf, dem Fuchs und der Hyäne, deren schlechte Eigenschaften es in sich vereinigt."

Er hatte uns nochmals die Gläser gefüllt, als eine frische, tönende Silberstimme, eine Stimme, wie ich noch keine gleiche je wieder gehört habe, und die mir noch immer im Tiefinnersten meiner Seele wiederklingt, in dem angrenzenden Zimmer den rührenden Refrain aus der Romanze „die beiden Nächte" sang:

„Könnt' ich noch einmal Dich wiedersehen,
O Frankreich, mein Vaterland."

„Das ist meine Tochter," sagte Herr Denan. „Das arme Kind! Sie war mein einziger Trost in meinen Leiden!"

„Komm herein, Emilie!" fuhr er dann mit lauterer Stimme fort.

Die Thür öffnete sich und das junge Mädchen gab ihrem Vater den Morgenkuß, nachdem sie uns mit einem anmuthigen Lächeln begrüßt hatte. — Ein reizendes Gemälde, welches seitdem wohl hundert Mal in meinen Träumen vor meine Seele getreten ist.

— — — — — — — — — — — —

Es liegt vielleicht etwas Abgeschmacktes in Dem, was ich noch zu sagen habe, allein dennoch werde ich es sagen.

Ich habe in meinem Leben viele betrübte Tage gehabt, allein dennoch wurden mir auch manche glückliche Augenblicke zu Theil.

Ja, meine Leser, ich kann es versichern, daß von diesen glücklichen Augenblicken keiner süßer für mich war, keiner tiefere Spuren in mir zurückgelassen hat, als der, in welchem meine Augen denen jenes liebenswürdigen Kindes begegneten, den Augen jener kindlichen Fremden, welche ich damals zum ersten und zum letzten Male sah.

Jetzt spreche ich als Philosoph, als Physiolog, ich möchte sagen als Magnetiseur davon. Allein die Leser würden mich jetzt noch nicht verstehen.

Denkt euch jene unbestimmte, unbeschreibliche, unerklärliche Aufregung, welche man empfindet, wenn man zum ersten Male die Hand eines angebeteten Weibes berührt, und ihr habt eine Idee von Dem, was bei Emilien's Anblick in mir vorging.

O! die Liebe, die wahre Liebe entspringt eben so wenig unsern Sinnen, wie man oft gesagt hat, wie sie von der Eigenliebe abhängt, was Frau von Staël behauptete: sie besteht unabhängig von allen anscheinenden Bedingungen und bildet eine jener ursprünglichen und wesentlichen Eigenschaften unserer doppelten Natur.

Wenn ein glücklicher Zufall zwei Wesen zusammenführt, die für einander geschaffen sind, so fühlen sie es, so ziehen sie einander an und lieben sich von der ersten Secunde an. Ihre Seelen mischen und verschlingen sich.

Dann aber erscheinen sehr häufig die harten Nothwendigkeiten des Lebens, welche jene unaussprechliche Harmonie stören und vernichten, denn wir sind weniger geboren, um zu lieben, als um zu leiden.

Vergebens ruft uns ein geheimer Instinct zu: Bleib, o, bleib hier, denn Du würdest die eine Hälfte Deines Seins hier zurück lassen! — Die Woge des Schicksals führt uns hinweg.

Dann beginnen für uns jene unnennbaren Qualen, deren wahre Ursache zu oft verkannt wird, und wir kämpfen in der Leere eines unvollständigen Daseins.

Dessenungeachtet verfolgt man mechanisch seine Laufbahn, hoffend

auf neue Zufälligkeiten, welche sich uns nicht darbieten. Ein Tag folgt dem andern, ein Tag verfließt nach dem andern, die Gleichgiltigkeit erzeugt die Verdrießlichkeit, das Alter erscheint, die Leidenschaften erlöschen, das Herz welkt und vertrocknet — endlich wird man ein Greis und stirbt, ohne das höchste Glück hienieden kennen gelernt zu haben.

Die Geschichte meines ganzen Lebens ist in den wenigen Zeilen enthalten, die ich da eben niederschrieb. Wenn es die größte Strafe der Verdammten ist, das Glück der Erwählten zu begreifen ,ohne dasselbe genießen zu können, so habe ich seit zehn Jahren und länger zu den Verdammten gehört. Vergebens habe ich mich ermüdet, ein Phantom zu verfolgen, das mir in der Wirklichkeit nur ein Mal erschien.

Ich meine indeß, daß das Loos aller Menschen ein gleiches ist. Jeder von uns hat sein Ideal, dessen Vorbild sich irgend wo befindet: glücklich der, welcher dasselbe irgend einmal findet und sich nicht wieder von ihm trennt.

Alle Züge der Emilie Denan sind so fest meinem Gedächtniß eingeprägt, daß ich das treueste Bild von ihr entwerfen könnte, wenn ich ein Maler wäre. Sie steht da, vor mir, das Köpfchen ein Wenig geneigt, die Lippen halb geöffnet, die linke Hand auf die Rücklehne eines Rohrstuhles gestützt. Nicht deutlicher sehe ich diese Sessel, diese Kerzen, diese Statuette Cromwell's, alle diese Gegenstände, welche mich umgeben. — O, laßt mich sie schildern.

Emilie ist mehr klein, als groß; sie scheint wohlgebildet, zart, ohne gebrechlich zu sein.

Ihr ovales Antlitz ist blaß, kaum merklich auf den Wangen geröthet, ihre Haare sind kastanienbraun, fein und vollkommen glatt. Die beiden breiten Binden, welche sie auf jeder Seite bilden, werden leicht gehoben durch zwei andere kleinere Binden, welche unter den erstern in der Höhe der Schläfe verschwinden. Dieser einfache und anmuthige Haarputz ist von außerordentlicher Wirkung; ich sah nie einen gleichen auf einem andern Kopfe.

Die Stirn ist ungemein hoch und deutet auf eine starke Gabe der Verstandeskräfte. Die regelmäßig gewölbten Brauen sind von dunklerer Farbe, als die Haare. Sie hat lange Augenlider, lange Wimpern, große, sammtschwarze Augen, welche leuchten und leidenschaftlich scheinen, aber zugleich feucht sind und einen schüchternen

Ausdruck haben. Ihre Nase ist klein und wohlgebildet. Ihre schön gerötheten Lippen lassen beim Lächeln zwei Reihen kleiner, perlenweißer Zähne sehen. Eine hübsche Hand, hübsche zarte Finger, hübsche Füße — o, das ganze Mädchen ist hübsch, hundert Mal zu hübsch!

Ich würde das einfache blaue, schwarzgestreifte Morgenkleid, welches Emilien's runde und zarte Taille umschloß, als Reliquie dem Schädel Napoleon's vorziehen.

Armer Narr, der ich bin!

Nun belebt mit einem keuschen und reinen Gedanken den reizenden Körper, welchen ich eben beschrieb.

Denkt euch die schwermüthige Freundlichkeit der jungen Auswanderin, aus deren Augen die kindliche Liebe, die Liebe zum Vaterlande und vielleicht auch die undeutlichen Ahnungen irgend eines neuen Gefühls leuchten.

Fügt nun Dem, was ich sagte, noch die Poesie des Unglücks und die Poesie der Orte hinzu.

Endlich denkt euch die Umstände der Scene:

Es ist kaum fünf Uhr Morgens . . . .

Wir befinden uns im Erdgeschoß eines ländlichen Hauses, inmitten einer wüsten und öden Landschaft.

Bäume, deren Laub mir unbekannt ist, umgeben von allen Seiten diese friedliche Einsiedelei. Ihre Zweige, welche sich bis zu den Fenstern neigen, lassen nur ein zweifelhaftes Licht zu uns herein fallen. Sähen wir nicht den gedielten Fußboden, den Tisch von Eichenholz, die verschiedenen Hausgeräthe — wir könnten uns versucht halten zu glauben, daß wir uns in einer Laube befänden.

Inmitten der absoluten Stille, welche weithin auf der Ebene herrscht, vernehmen wir nur das Gezwitscher einiger Sperlinge, welche kaum erst von ihrer nächtlichen Ruhe erwacht sind.

Bezaubert von diesen Umgebungen, die Seele geöffnet für die Eindrücke des Augenblicks und geschlossen allen Erinnerungen, glaube ich in diesem kleinen Zimmer mein ganzes Vaterland zu erblicken . . . Mein Vaterland! . . . Es scheint mir, als wäre ich hier geboren und würde ich für immer hier bleiben. Ich könnte hier meine Familie, meine Mutter vergessen!

O, ich gestehe es, ich fühle es, daß ich Narrheiten niederschreibe, und dennoch ist es Wahrheit, was ich schreibe.

Die Natur hat mir eine krankhafte Empfindsamkeit verliehen, welche mich fortwährend lächerlich erscheinen lassen würde, wenn sie sich nicht unter der Außenseite einer schrecklichen Kälte bärge.

Gibt es unter meinen Bekannten ähnliche Naturen? Ich weiß es nicht: ich habe ihnen noch nie meine innern Empfindungen mitgetheilt, und sie haben daher das Recht gehabt, mir auch die ihrigen zu verhehlen.

Da bin ich also in ein Mädchen, in ein Kind verliebt, das morgen nur noch eine chimärische Erinnerung für mich sein wird.

Warum? weshalb macht sich das so? habe ich die Vernunft verloren? Haben einige verschwärmte und schlaflose Nächte alle meine geistigen Fähigkeiten bis zum Wahnsinn gesteigert? Ich weiß es nicht.

Oder übt dieses junge Mädchen auf alle, die sich ihm nähern, den magischen Einfluß aus, dessen Wirkungen ich verspüre? Nein, denn mein Freund sitzt so gut wie ich an ihrer Seite. Er blickt sie an, er spricht mit ihr, und der Ausdruck seiner Stimme ist der gewöhnliche.

Er wird mir sagen, daß er das Mädchen ganz hübsch findet ... O, über die Entweihung! Wenn er mir doch lieber gar nichts sagte!

Was könnte er auch von ihr sagen? Sie beschäftigt ihn nicht. Und ich — ich bin auf ihn eifersüchtig!

Aber das ist noch nicht Alles. Emilie theilt, vielleicht ohne es zu ahnen, das Gefühl, welches sie mir einflößt. Wenn ich mit ihr spreche, so erröthet sie; wenn sie mir antwortet, so zittert sie und schlägt die Augen nieder. Ich muß fliehen! Um keinen Preis in der Welt darf ich sie wieder sehen, denn vielleicht hätte ich nicht den Muth, sie wieder zu verlassen.

Das ist gewiß eine der seltsamsten Episoden meines Lebens. — Und sie hat noch nicht eine Viertelstunde gedauert.

— — — — — — — — — — — —

Der Doctor und ich, wir bestiegen unsere Pferde wieder.

Herr Denan hielt uns die Steigbügel und drückte uns Beiden die Hände, indem er uns wünschte — ich weiß nicht was? denn alle meine Gedanken waren bei seiner Tochter, welche auf der Schwelle des Häuschens stand und mit ihren Blicken allen meinen Bewegungen folgte.

„Leben Sie wohl, mein Fräulein," rief ich ihr seufzend zu.

Fast niemals habe ich ein Lebewohl ausgesprochen, ohne eine gewisse Beklemmung des Herzens zu fühlen; aber so ergriffen, wie damals, war ich doch nie.

Glücklicher Weise sind bei allen nervösen Personen die Gefühle so beweglich und folgen sich so schnell, daß sie sich mit einander vermengen und dabei zum Theil gegenseitig neutralisiren.

Diese schnelle Aufeinanderfolge der Eindrücke und Ideen war stets der hervorspringendste Theil meiner Natur. Darum hat sich in meinem Leben so oft das Lachen mit dem Weinen, das Burleske mit dem Pathetischen verbunden.

— — — — — — — — — — — —

Pluto richtete stolz seinen Kopf empor, als er mich in dem Sattel fühlte. Er bäumte sich und wieherte, als sollte es in das Feuer gehen. Das verdammte Thier! ich wette, es war es, das mir den thörichten Gedanken eingab, in den Augen des Fräulein Emilie als vortrefflicher Reiter zu erscheinen.

Da saß ich denn — kerzengerade, die Schultern niedergezogen, die Ellbogen an die Seiten angedrückt, die Zügel in der linken Hand, die Rechte nachlässig auf den Schenkel derselben Seite niedersinken lassend. Ich drückte vielleicht ein Wenig die Knie an und bemühte mich, die Spitzen meiner Füße einwärts zu ziehen. Wenn ich mich wenigstens so gehalten hätte — aber, ach! ich thue Alles nur halb! — ich beging die Thorheit, meinem Thiere einen Hieb zu geben.

Ich rechnete vielleicht auf einige zierliche Courbetten, aber mein verdammtes Pferd machte statt der Courbetten einen Seitensprung, daß ich die Steigbügel verlor, daß nicht haarbreit fehlte, und ich hätte meine Herrlichkeit in dem Koth des Weges ausgestreckt.

Nun denkt euch meinen Aerger.

Der Doctor lachte, daß er fast den Athem verlor und war unerbittlich genug, mir zuzurufen, daß ich mich an den Mähnen festhalten sollte.

Da verlor ich denn meinen Kopf ganz und gar. Siegen oder sterben! rief ich mir zu. Man wird mich wenigstens nicht mehr auslachen, wenn ich den Hals breche! — Und damit begann ich mein Pferd zu peitschen, daß es gleich einem Sturmwinde davon raste und mich forttrug — ich weiß nicht wohin?

kamen die philosophischen Bedenken.

So lange der gefahrvolle Galop dauerte, tadelte ich mich wegen meiner Unklugheit, besonders aber wegen des Grundes, der mich die Vernunft hatte vergessen lassen, und während ich fortfuhr, Pluto zu peitschen, rief ich mir den Vers von La Sagesse zu:

Vanitas vanitatum, et omnia vanitas!

Begreift ihr, wie sich unser Geist in zwei Geister theilen kann, von denen der eine Thorheiten begeht, damit der andere dieselben verdammen könne? Ich kann nicht zweifeln, daß es meine empfindende Seele war, welche Pluto geißelte, während die unsterbliche Seele ihre Schwester tadelte.

Man muß gestehen, daß der Mensch ein seltsames Geschöpf ist.

Wie dem auch sein mag, der Doctor folgte mir mit verhängten Zügeln und lachte nicht mehr.

„So halten Sie doch ein, Unglücklicher!" schrie er laut. „Sie bringen mich um mein Pferd, oder brechen mindestens den Hals."

Die Vorsehung wachte über mir, denn nachdem dieser wilde Galop fünf oder sechs Minuten gedauert hatte, blieb Pluto gesund und wohlbehalten mit mir auf der Höhe eines Hügels stehen. Ich gewann meine ganze Vernunft wieder und schaute nach dem Lager hinab, das wir besuchen wollten.

„Daß dich!" sagte der Doctor, indem er sich den Schweiß mit seinem Taschentuche abtrocknete. „Hatten Sie denn das Gebiß zwischen die Zähne genommen?"

„Daran waren Sie allein Schuld; warum spotteten Sie über mich?"

„Sie sahen aber auch zu drollig aus, als Ihre Beine in der Luft schwebten."

„Schadet nichts! Dafür bin ich nun für den Rest meiner Tage der ausgezeichnetste Reiter."

Ich werde nur mit wenigen Worten meinen Ausflug nach Duaira schildern, da sich nichts ereignete, was der Erwähnung besonders werth wäre.

Von Zeit zu Zeit begegneten wir Beduinen, die gleich wilden Thieren durch die Gebüsche schlüpften und sorgsam den Weg vermieden, der von den Füßen der Rumis für sie entweiht war. Dann begegneten uns auf dem Wege selbst minder fanatische

Araber, theils auf Kameelen, theils auf Eselinnen von der Größe einer Ziege.

Beide, die Beduinen, wie die letztgenannten Araber, brachten Lebensmittel nach dem Markte von Algier, einer ein Körbchen mit Datteln, ein Anderer wenige Melonen.

Es gibt nichts Ergötzlicheres, als zu sehen, wie diese leidenschaftslosen Kaufleute am frühen Morgen auf dem Regierungs-Platze ihre bescheidene Waare in einem Körbchen vor sich hinstellen.

Da sitzen sie denn mit unvergleichlichem Ernst, ihre Pfeife rauchend, die gekreuzten Beine nach maurischer Sitte untergeschlagen, und warten, bis zum Abend, wenn es nöthig ist, mit unverwüstlicher Geduld auf die Käufer.

Was sage ich? bis zum Abend? Ein ganzes Jahrhundert würden sie da sitzen, wenn es dem Propheten nicht gefiele, einen Käufer zu senden.

Der Zufall oder mein guter Engel ließ mich im Lager einen mir befreundeten Hauptmann, den armen Monin, finden, der, nachdem er fünf Jahre in Afrika gekämpft hatte, die Dummheit beging, auf der Rückkehr nach seiner Heimath, acht Meilen von dem Dorfe, in welchem seine Gattin und seine Kinder ungeduldig auf ihn warteten, an einem Schlagfluß zu sterben.

Wir hielten an der Tafel dieses Officiers ein unendlich bescheidenes Mahl.

Doch war es nicht die Schuld des Herrn Monin, wenn er uns so mager bewirthete. Die Lebensmittel fehlten durch Schuld der gefräßigen Schakale, welche die Keckheit gehabt hatten, während der verwichenen Nacht mitten im Lager drei Hammel zu rauben, von denen sie nicht einmal die Knochen übrig gelassen hatten.

Uebrigens stirbt man nicht, wenn man ein Mal nichts Anderes zum Mittagsessen hat, als Salzgurken und Feigen, und ich habe während meines Lebens manchem reichen Festmahle beigewohnt, bei dem es minder lustig herging, als bei dem magern Mahle im Lager von Duaira.

Es war mindestens sieben Uhr, als wir den Rückweg nach Algier antraten, und folglich bereits dunkle Nacht, als wir daselbst wieder anlangten.

Ich schlief dieses Mal bei dem Doctor, und war so erschöpft,

daß ich kaum noch die Kraft hatte, ihm eine gute Nacht zu wünschen.

Tags darauf begab ich mich am frühen Morgen zu Albin.

Glücklicherweise hatte ich mir sein Haus beim Mondenscheine gemerkt und fand es daher leicht wieder. Bei Nacht war es mir nicht schön erschienen, aber bei Tage war es noch unvergleichlich häßlicher. Gott im Himmel! was für eine Treppe!

Indeß stieg ich sie hinan, fürchtete aber bei jedem Tritte, daß sie unter mir zusammenbrechen möchte. Die Thür war nur angelehnt, und in dem Zimmer hörte ich ein Schmatzen, welches dem eines fressenden Schweines glich. Ich trat ein und fand Makis am Tische sitzen. Er war eben dabei, eine Art Reisbrei zu verzehren, bei dessen Anblick sich mir das Zwerchfell hob.

„Herr Albin?“ fragte ich.

„Herr Albin?“ wiederholte der Neger, indem er mit bestürzter Miene aufsprang.

„Ja, Dein Herr, wo ist er?“

„Wo ist er? — er nicht sein hier.“

„Donnerwetter! das sehe ich wohl! Wann ist er denn ausgegangen?“

„Wann ist er denn ausgegangen? — ich nicht wissen — er sein abgereist.“

„Abgereist? — wohin?“

„Nach Land sein.“

„Wie! nach Frankreich?“

„Ich nicht wissen! — ah, ja, nach Frankreich — Mutter sein gestorben da hinten, und er gereist sein, zu sehen sie.“

„Seine Mutter ist gestorben! wann denn?“

„Ich nicht wissen — er — weinen, weinen, weinen!“

„Ach, seine Mutter ist gestorben, und er hat sich gestern oder heute Morgen eingeschifft?“

„Ich nicht wissen.“

„Daß der Teufel Dich hole, Wilder, mit Deinem „Nicht wissen;“ diese garstigen Schwarzen sind alle, einer, wie der andere.“

Gereizt durch meine Heftigkeit, drückte der Neger seine Mütze in die Augen, setzte sich wieder und fiel mit unglaublichem Eifer

über seinen Pillau her, woraus ich schließen konnte, daß ihm wenigstens der Kummer seines Herrn den Appetit nicht geraubt habe.

— — — — — — — — — — — —

Verzweifelnd, daß ich mehr von ihm erfahren würde, verließ ich das Haus und erging mich auf dem Strande von Mustapha, wo ich mich ungestört den traurigen Gedanken überlassen konnte, welche die eilige Abreise meines Freundes in mir wach gerufen hatte.

Der arme Albin, dachte ich, der arme Narr, welcher in der cynischen Sorglosigkeit eines ausschweifenden Lebens eine sichere Zuflucht gegen den Schmerz zu finden hoffen konnte! Vergebens sind alle Sophismen, es gelingt uns nie, durch dieselben die instinctmäßigen Bestrebungen eines liebenden Herzens zu neutralisiren. Ungeachtet seines ausschweifenden Lebens liebt Albin noch immer seine Mutter. Er verliert sie und die Thränen entströmen wider seinen Willen seinen Augen. Man müßte gar nichts lieben, um ganz sicher jedem Kummer zu entgehen, da jeder Tag uns einen Gegenstand unserer Neigung rauben kann. Aber: nichts lieben! — das hieße: gar nicht mehr leben, denn der Tod ist in der That nur die gänzliche Auslöschung aller Zuneigungen unserer Seele gegen unsere Mitmenschen und die Dinge, welche uns umgeben. Und wo soll man dann die Freude suchen, wenn man so beständig zwischen der Nothwendigkeit, uns an die Wesen hienieden anzuschließen und der ewigen Furcht, von ihnen getrennt zu werden, schwebt? — Das Glück ist nur ein Traum.

Ich erblickte in diesem Augenblicke zwei Seemöven, die auf dem Strande saßen und sich liebend schnäbelten.

Sind diese Vögel glücklich? fragte ich mich. Ach! worin könnte wohl das Glück eines Vogels bestehen? Ein wenig Freude, ein Genuß, welcher vorübergeht und sich wieder erneuert. Alle Menschen haben solche Genüsse und sind darum doch nicht glücklich. Das wahre Glück besteht in der Befriedigung höherer Gefühle, der Gerechtigkeit, der Nächstenliebe, der Hoffnung . . . Man muß es also in der Liebe zu Gott und dem Menschengeschlecht suchen, nicht aber in der Liebe zu einem Weibe.

Indem ich auf solche Weise philosophirte, hatte ich mich auf den Strand niedergesetzt, und mein Finger schrieb, mir selbst unbewußt, mechanisch die sechs Buchstaben des Namens Emilie in den Sand.

Seltsame Zerstreuung! Sie erinnerte mich an den eben so seltsamen Ausspruch eines Schriftstellers der andern Hemisphäre: „Wenn der Mensch vernünftelt, so handelt er nicht anders, als ein Hund, welcher bellt.“

IV.

Fünf Jahre später.

Wenn der Titel dieser Memoiren einer Erklärung bedürfte, so würde ich mich beeilen zu sagen, daß das, was ich schreibe, nicht etwa die Geschichte meines Privatlebens ist, um das sich der Leser wenig kümmern möchte, sondern nur die Geschichte meiner Ideen bezüglich des Magnetismus.

Man wird übrigens in der Folge sehen, durch welche geheimnißvollen Fäden sich die bisherigen Capitel an diese Ideen knüpfen.

Der Magnetismus, wie ich denselben gegenwärtig verstehe, ist das Absolute in der moralischen Welt, eine Art Gegensatz gegen den freien Willen des Menschen, das heißt: die beherrschende und fast unglückliche Ursache unserer Geschicke.

Ich weiß, wie unverständlich ein solcher Ausspruch den meisten meiner Leser sein muß; aber die einfache Auseinandersetzung der Thatsachen, welche ich meinen Lesern zu erzählen gedenke, wird, wie ich hoffe, bald einen deutlichen und unverwerflichen Commentar abgeben.

Indeß sei es mir erlaubt, ohne Uebergang einen langen Zeitraum zu überspringen, um so viel wie möglich aus meiner Erzählung alle Umstände zu entfernen, welche nicht in genauer Verbindung mit den Eindrücken stehen, welche der alleinige Gegenstand meines Berichtes sein sollen.

Ungeachtet ich den Ideen eines Mesmer huldige und manche Bemerkungen gegen die Körperschaft der Aerzte mache, wolle man doch nicht vergessen, daß ich selbst Arzt bin.

Es war am 18. Juli 1837, als ich die Ehre hatte, von der Pariser Facultät in die Zahl der epidaurischen Priester aufgenommen zu werden.

Ich zählte damals dreiundzwanzig Jahre.

Ich bin demnach nicht, wie Frapart sagt: „ein Magnetiseur von der Straße," da ich zehn Jahre mit allem Eifer die Medicin studirt hatte, ehe ich sie zu verwerfen wagte.

Uebrigens meine auch Niemand, daß ich keinen andern Zweck hätte, als nur von mir zu sprechen, indem ich alle jene kleinen Umstände erwähne.

Dem Himmel sei gedankt! daß ich meine geringe Individualität sehr wohlfeil anschlage; allein es ist meine Pflicht, zu verhüten, daß man den Glauben, welchen ich bekenne, nicht als die Laune eines phantastischen Geistes oder als den übersprudelnden Enthusiasmus eines nicht denkenden Mannes ansehe.

Nein, ich war als Zweifler geboren, und die Ueberzeugung, welche ich ausspreche, war keineswegs ein Werk des Zufalls.

Ich habe viel gelesen, viel gesehen, besonders aber viel nachgedacht. Die Gewalt der Ereignisse hat mich gezwungen, an den Magnetismus zu glauben, und zwar trotz meiner Vernunft.

Meine Inaugural-Dissertation, welche nicht mehr in dem Buchhandel zu haben ist (es wurden zwei Exemplare derselben verkauft), meine Inaugural-Dissertation, welche meine gute Mutter in ihrer Zärtlichkeit von einem Ende zum andern durchlas, welche von meinen Examinatoren mit Lobsprüchen überhäuft wurde, wegen des in ihr bewiesenen Rationalismus, bewies meinen von Natur zweifelsüchtigen Geist, denn sie behandelte das Thema:

„Es liegt etwas Wahres in dem thierischen Magnetismus; allein es ist bei Weitem nicht alles wahr, was man von demselben sagt. Seit Mesmer, der nur ein Charlatan war, bis zu unsern modernen Magnetiseuren, unter denen sich mehr als ein Mesmer befindet, hat der Magnetismus abwechselnd fanatische Anhänger, und wieder übertriebene Leugner gefunden. Allein in wissenschaftlicher Beziehung ist es eben so gewagt, auf das Wort zu glauben, wie aus Vorurtheil zu zweifeln. Ehe man sich entscheidet, in streitigen Dingen entweder nichts einzuräumen, oder nichts zu leugnen, muß man Versuche machen, muß man sehen. Das haben aber offenbar sowohl die, welche Alles eingeräumt, wie die, welche

Alles geleugnet haben, entweder gar nicht gethan, oder, was noch schlimmer ist, in falscher Weise gethan. Daher das lächerlich Wundersüchtige oder auch das Wegwerfende in den meisten Artikeln unserer encyklopädischen Werke über den Magnetismus."

Es wäre schwer gewesen, in einer schneidenderen, ich könnte fast sagen, gröberen Weise zu sprechen, denn der doppelte Vorwurf, welchen ich den Artikeln über den Magnetismus in den medicinischen Wörterbüchern machte, involvirte persönliche Angriffe: der lächerlich Wundersüchtige war Rostan, und der wegwerfende Schriftsteller: Bouillaud.

Der Professor Rostan hat vielleicht härter, als man denkt, dafür gebüßt, daß er einer der Ersten war, welche den Muth hatten, sich für den Magnetismus auszusprechen. Möge ihm Gerechtigkeit widerfahren wegen seiner edlen Keckheit! Was aber Herrn Bouillaud betrifft, so haben wir Beide noch eine alte Rechnung mit einander abzumachen.

Kurz, der Herr Unterrichts-Minister unterzeichnete mein Doctor-Diplom. Dieses Diplom war in meiner Tasche, und meine Messer und meine Lancetten warteten nur noch auf ihre Opfer. Wehe euch, meine Freunde, ich war Arzt vom Kopf bis zu den Füßen.

Arzt! wer hätte das meinen sollen, wenn er mich sah! Ich glich auf das Haar einem Candidaten des löblichen Schulamts.

O, ihr Unglücklichen, warum habt ihr den Talar, den Doctorhut, die Perrücke verbannt? Waren denn diese Insignien die einzigen Lächerlichkeiten, welche Molière uns vorzuwerfen hatte? Jene waren wenigstens nützlich, während die, welche ihr beibehalten habt, ohne Nutzen für euch, dagegen unheilvoll für eure Nächsten sind.

Ein Arzt von dreiundzwanzig Jahren! Was soll aus ihm werden mit seinen ungepuderten Haaren und seinem bartlosen Kinn? Soll er etwa sein Zelt in seinem Geburtsorte aufpflanzen? Ach! seine Landsleute, die ihn noch auf der Schule glauben, weil sie ihn kaum erst noch auf den Armen seiner Amme gesehen haben, werden sich — und mit Recht! — hüten, ihm ihr Leben anzuvertrauen. Ach! wenn er sich zu einem Greise machen könnte! Aber nein, er muß warten; warten, bis seine Haare ergrauen und die Runzeln seiner Stirn die Erfahrung andeuten. Und wenn er nun bis dahin aus Aerger und vor Hunger stirbt? — O! der

Talar! gebt ihm den Talar, den langen Stab, die Perrücke — die Perrücke wenigstens, welche mit einem Male Alter, Talent, Erfahrung und den Werth, welchen man auf dieselben legt, verleiht.

Ich versichere, daß ich in dieser Beziehung ganz aufrichtig spreche: je weniger die Dinge wahren Werth haben, desto mehr ist es nöthig, ihnen einen anscheinenden Werth zu verleihen. Die Profession der Aerzte hatte also dergleichen Aeußerlichkeiten nöthig.

Ich behaupte demnach mit vollkommenster Ueberzeugung, daß die Aerzte, indem sie ihre alten Wahrzeichen ablegten, sich selbst die Leiden bereiteten, gegen welche sie vergebens ein Heilmittel suchen, sich selbst zu der Noth und Armuth verdammten, welche sie oft nicht einmal den Augen der Welt entziehen können.

Wohl weiß ich, daß der junge Arzt bei seinem ersten Auftreten das aufgegebene Costum dadurch zu ersetzen sucht, daß er eine ernste Amtsmiene, eine überaus würdige Haltung annimmt. Er bindet ein weißes Halstuch um, spricht in gewählten Ausdrücken und trägt eine Brille, sollte er auch damit Gefahr laufen, sich die Augen zu verderben.

Aber trotz diesen Anstrengungen kommen die Kranken nicht, und hat der junge Arzt etwa sein ganzes Erbtheil verwendet, um die Collegien, dann die Examina u. s. w. zu bezahlen, so beklage ich ihn von ganzem Herzen.

Warum aber das Loos der Aerzte beklagen? Könnte ich nicht, indem ich aus dem Schooß der Zeiten und meiner Erinnerungen alle Elemente meines Geschicks zusammenzulesen bemüht bin, fast befürchten, es möchte Jemand in dem beschriebenen Elend eine der Ursachen meiner Abweichung von dem allgemein betretenen Wege finden.

Nein, ich war nie zu dem traurigen Loose verurtheilt, von dem ich so eben sprach. Ohne reich zu sein, konnte ich doch warten. Aber die Langeweile ist fast eben so hart zu ertragen, wie die Armuth, und in der Provinz ergriff mich die Langeweile.

Daher verkaufte ich eines schönen Tages mit Verlust mein Pferd und meinen Wagen, steckte das dafür erhaltene Geld in meinen Reisekoffer zwischen zwei Dutzend Hemden, und machte mich auf den Weg nach Paris.

Ich hatte die Martern nicht vorhergesehen, welche mich dort erwarteten.

Während meines zweijährigen Aufenthalts in der Provinz halte ich specielle Studien über verschiedene Punkte der Krankheitslehre betrieben, namentlich über die Ursachen und das eigentliche Wesen der Gicht, einer in der Franche-Comté sehr verbreiteten Krankheit, weil dort guter Wein, gutes Essen und Wohlschmecker im Ueberfluß sind. Gleich nach meiner Uebersiedelung nach Paris veröffentlichte ich meine Erfahrungen in einer kleinen Schrift, welche ziemlich gekauft wurde.

Die medicinischen Zeitschriften lobten mein Werkchen, das mir außerdem einige Patienten verschaffte, und ich wurde, ohne daran früher gedacht zu haben, specieller Arzt.

Ermuthigt durch den Erfolg meines ersten Auftretens, richtete ich alle meine Bemühungen auf die Behandlung der Gicht, und im folgenden Jahre veröffentlichte ich im „Aeskulap" eine Uebersicht der verschiedenen von mir mit Erfolg angewandten Arten des Verfahrens.

Offen und aufrichtig erkläre ich hiermit, daß ich das beste Mittel, die Gicht zu heilen, entdeckt zu haben glaube.

Nur bei zehn Kranken habe ich dieses Mittel angewandt. Von diesen zehn waren drei schon seit mehreren Jahren an den Beinen gelähmt, aber Alle erhielten ihre Gesundheit vollständig wieder.

In den Händen eines geschickten Mannes wäre eine solche Entdeckung zu einer Goldgrube geworden: mir brachte sie nicht einen Thaler ein.

Wie kam es, daß sich nicht ein gewerbthätiger Mann fand, der mein Geheimniß an sich brachte, um es auszubeuten? Ich theilte es doch Jedem mit, der es kennen lernen wollte.

In meiner Schrift über die Gicht hatte ich der Welt bereits angekündigt, daß ich nächstens auch eine Abhandlung über die rheumatischen Leiden schreiben würde. Ich hatte für dieselbe bereits einen ganzen Stoß Anmerkungen und Beobachtungen gesammelt, die nun freilich unbenutzt bleiben werden. Allein zu Beginn des Jahres 1839 hoffte ich noch, daß dieses Werk meine Zukunft sichern würde, und arbeitete mit allem denkbaren Feuer an demselben.

Da fesselte mich plötzlich mit ungewöhnlichem Reiz das Studium des Magnetismus, und stürzte alle meine Pläne um.

O Magnetismus! abscheulicher Magnetismus!

Aber es stand einmal geschrieben, daß Jacques Albin der ungelegene Steuermann werden sollte, der meine Barke an jener Klippe scheitern ließe, an der ich bereits, ein thörichter Ajax, ausrief: Ich werde landen, und wenn alle Götter mir entgegen wären!

Meine Leser werden übrigens bald sehen, wie meine Vernunft eben in der Thatsache meines neuen Zusammentreffens mit meinem Freunde gleichsam gezwungen wurde, einen ersten Beweis von dem Dasein des Magnetismus anzuerkennen.

V.

Der Baron von Goursac.

Es war im Monat September 1839 (ich vermag nicht mehr genau das Datum anzugeben) als Herr Silvester Pinheiro Ferreira, ehemaliger portugiesischer Minister, der selige Dr. Frapart, die Damen Lourd..., die Frau Gräfin von K... und deren Tochter, Fräulein Adolphine von K..., sowie endlich der ehemalige Journalist Herr von Beaux... und mein guter Freund Eduard le Carpentier in Folge Tags zuvor an sie ergangener Aufforderung sich bei mir in der Straße Sainte Marguerite in Paris vereinigten, um Zeugen magnetischer Versuche zu werden.

Welcher Art sollten diese Versuche sein? Ich wußte es selbst noch nicht.

Aber welche Laune oder vielmehr welche Verkettung der Umstände hatte mich wieder zu dem Magnetismus getrieben, dessen lächerliche Seite ich bisher nur aufgefaßt hatte, und den ich so gern zu verspotten pflegte?

Der Zufall ist ein recht ungeschickt von der Trägheit erfundenes Wort; der Zufall erklärt gar nichts. Nicht er ist es also, der mich, wie so viele Andere an meiner Stelle gesagt haben würden, zu dem wissenschaftlichen Glauben leitete, welchem ich bisher anhing.

Der Zufall! eine Wirkung ohne Urſache oder eine Urſache ohne Wirkung! — Nein, nein, ich werde nie an ihn glauben, und bis man mir das Gegentheil bewieſen haben wird, werde ich überzeugt bleiben.

Entweder, daß unſer Schickſal zum Voraus durch göttlichen Rathſchluß beſtimmt iſt, wie die Türken glauben.

Oder, was noch wahrſcheinlicher iſt, daß es von jenen Dämonen geleitet wird, von denen Tertullian erzählt.

Nun war es aber gewiß einer von dieſen Dämonen, (der unvorſichtigſte und gutartigſte von Allen, denn ich will ſelbſt gegen die Dämonen gerecht ſein), welcher mich die Bekanntſchaft des Herrn Baron Julius von Gourſac machen ließ.

Der Herr Baron von Gourſac war einer von jenen zehn Patienten, die ich von der Gicht befreit habe.

Er war ein Mann von funfzig oder zweiundfunfzig Jahren, obgleich er nur fünfundvierzig einräumte; er war dick, kurz, lebhaft; er focht mit den Händen, als wäre er von Marſeille, obgleich er ein Burgunder war, ging ſchnell, mit hocherhobenem Kopfe und geſchäftiger Miene, und ſprach noch ſchneller, als er ging.

Er hatte eine zurückweichende Stirn, buſchige Brauen, runde und durchdringende Augen; die Haut ſeines Antlitzes war mit Blatternarben gezeichnet.

Herr von Gourſac kleidete ſich auf geſuchte Art; ich erinnere mich nicht, ihn ſelbſt im Bette je anders, als mit Brillanten an den Fingern und mit feiner Krauſe am Hemde geſehen zu haben. Dabei raſirte er ſich pünktlich an jedem Morgen, damit nicht etwa die bereits graue Farbe ſeines Bartes gegen die ohnedies verdächtige Schwärze ſeines Hauptbaares abſteche.

Obgleich ſich Herr von Gourſac gern mit ſeinen Kenntniſſen brüſtete, ſo war er doch kein Mann von umfangreichem Wiſſen: ich habe ihn nie von etwas Anderm ſprechen gehört, als von der Gicht oder dem Magnetismus.

Wenn er aber von der einen mit Grauſen ſprach, ſo ſprach er dagegen von dem andern mit Begeiſterung.

Der Magnetismus vermochte ihn in überirdiſche Sphären zu erheben.

Wenn er von demſelben zu ſprechen begann, ſo glühete ſein

Antlitz: er sprach dann, philosophirte, schwärmte, schrie, daß man an seiner gesunden Vernunft hätte verzweifeln mögen.

Man vermochte dann nichts Besseres zu thun, als daß man schwieg und ihm zuhörte, denn ihn zu unterbrechen, daran durfte man nicht denken.

Uebrigens müssen wir bemerken, daß der Herr von Goursac durch verschiedene treffliche Eigenschaften einen großen Theil seiner Lächerlichkeiten wieder ausglich.

Im Grunde war er ein Mann von Herz, freundschaftlich und dienstfertig, daher er denn auch, wovon ich mehrere Beweise habe, oft von Abenteurern, welche seine Leichtgläubigkeit ausbeuteten, getäuscht wurde. Dennoch blieb er Tag und Nacht bereit, allen Unglücklichen beizustehen.

Herr von Goursac ist jetzt nicht mehr: er starb 1843 in einem kleinen Schlosse, welches er in der Nähe von Joigny besaß.

Möge die Ewigkeit ihm leicht sein!

Nach dem, was ich von seinem Charakter, seinen Gewohnheiten und der Art meiner Beziehungen zu ihm gesagt habe, bedarf es wohl keiner Erklärung mehr, wie er dazu kam, mir seine Lieblings-Ueberzeugung mitzutheilen und mich aufzufordern, dieselbe mit ihm zu theilen.

„Sie werden Einer der Unsrigen werden," sagte er eines Tags zu mir; „Sie werden Einer der Unsrigen werden, und ich übernehme es, Sie zu überzeugen. Ha! Doctor, wenn Sie wüßten, was für ein erhabener Gegenstand der Magnetismus ist, wenn man ihn so auffaßt, wie ich ihn auffasse! Aber um ihn auszuüben, bedarf man der christlichen Liebe, der innigsten Nächstenliebe. Und deswegen können die Herren Aerzte, die keinen andern Nächsten kennen, als den, welchen sie ausbeuteln . . ."

„Baron, Sie sind undankbar!"

„Nein, Doctor, ich nehme Sie aus, das wissen Sie wohl."

Dann änderte er plötzlich seinen Ton, indem er leiser redete, aber die Stimme so erhöhte, daß er fast in der Fistel sprach:

„Können Sie sich denken, daß ich seit einem Jahre zwanzig Somnambulen gemacht habe? Ja, Doctor, zwanzig Somnambulen! — Ha! Die Natur hat mich aber auch mit einem Fluidum begabt! — Fühlen Sie, berühren Sie meine Hand. Das ist Feuer, das ist Flamme! Sie fühlen es, nicht wahr?"

„Ich fühle in der That, daß Sie sehr warme Finger haben. Aber erklären Sie mir auf deutliche Weise, was Sie unter dem Fluidum verstehen?"

„Das Fluidum, Doctor — das ist die Kraft, das ist das Leben, das ist die Seele, das ist der Hauch des Schöpfers, das ist Gott selbst, Alles!"

Und Herr von Goursac wurde so aufgeregt, während er diese Narrheiten in dem Tone eines Verzückten vortrug, daß ihm das Blut in die kleinen grauen Augen trat und dieselben so roth wurden, wie die eines Albino.

Doch beruhigte er sich wieder und fuhr in einem fast natürlichen Tone fort:

„Hören Sie, lieber Doctor, da ich es Ihrer Sorgfalt verdanke, daß ich mich meiner beiden Beine wieder bedienen kann, so werde ich Sie binnen drei Tagen besuchen, um Ihnen meinen Dank abzustatten."

„Sie werden mir willkommen sein, lieber Baron."

„Daran zweifle ich nicht, denn Sie sind zu gütig; um jedoch noch größern Anspruch auf den gütigen Empfang zu haben, den Sie mir versprachen, so werde ich nicht allein zu Ihnen kommen. — Ich bleibe dabei, daß ein Mann, wie Sie, den Magnetismus kennen lernen muß, und da mir die letzte Somnambule, die ich gemacht habe, zur Verfügung steht, so sollen Sie dieselbe in der Arbeit sehen. Ich sage Ihnen, es ist in gewisser Beziehung eine Perle — eine Perle!"

„Dann, Herr Baron, erlauben Sie, daß ich auch von meinen Freunden und Bekannten einige einlade."

„Laden Sie ein, wen Sie wollen, meinetwegen die ganze Akademie. Gott sei Dank! weder der Magnetismus, noch ich, haben Zeugen zu fürchten. Also Uebermorgen, Doctor, Punkt drei Uhr, sollen Sie sehen, wer wir sind. Aber ich setze Tag und Stunde fest, ohne Sie zu fragen, ob sie Ihnen genehm sind . . ."

„Sie sind mir vollkommen gelegen, Baron, und ich werde Sie erwarten."

„Auf Wiedersehen denn, Doctor."

„Bitte, noch ein Wort."

Und als Herr von Goursac näher zu mir trat, sagte ich ganz leise zu ihm, um ihn nicht in Verlegenheit zu setzen:

„Wie kommt es denn, lieber Baron, daß Sie ungeachtet Ihrer zwanzig Somnambulen meiner Hülfe bedurften, um Ihre Gicht zu vertreiben, während doch der Magnetismus das Radicalmittel gegen alle Krankheiten iſt."

„Uebermorgen, Doctor, Uebermorgen," ſagte Herr von Gourſac, indem er meiner Frage auszuweichen ſchien, in einem geheimnißvollen Tone, der vielleicht den Sinn hatte: „Bis Sie geſehen haben, würde jeder Streit überflüſſig ſein."

Zu der Sitzung, deren Held der Herr Baron von Gourſac ſein ſollte, wurden nun etliche Perſonen eingeladen, welche ſchon feſt an den Magnetismus glaubten, nämlich Frapart und die Damen Lourd... und etliche, die nur halbgläubig waren, nämlich Herr Pinheiro und die Damen von K...; le Carpentier und ich, wir waren noch völlig ungläubig, und Herr von Beaur... lehnte ſich grundſätzlich gegen jeden Glauben auf, was auch ganz logiſch von ihm war, da er in ſeiner Eigenſchaft als Journaliſt niemals an etwas geglaubt hatte.

So viel ſieht man ein, daß dieſer Areopag gerade nicht zu feindſelig gegen die Wunderdinge geſtimmt war, mit denen Herr von Gourſac uns bewirthen wollte, da ſich in jedem Falle die Mehrheit der Stimmen für den Magnetismus ausſprechen mußte.

Aber faſt wäre ein Theil ſeiner Anhänger in das gegneriſche Lager übergegangen, da der Wundermann zu ſehr auf ſich warten ließ.

Ungeachtet ſeines beſtimmten Verſprechens, pünktlich um drei Uhr erſcheinen zu wollen, war er um drei Uhr zwanzig Minuten noch nicht gekommen.

Frapart, deſſen Pünktlichkeit ſprüchwörtlich zu werden verdient hätte, hatte ſchon drei Mal die dicke ſilberne Uhr hervorgezogen, nach welcher alle Handlungen unſeres Freundes ſo genau geregelt wurden, daß ſicherlich eine Störung in ſeinem Leben vor ſich gehen mußte, wenn dieſe Uhr ſtehen blieb.

Das erſte Mal zog er bedenklich die Unterlippe über die Oberlippe; das zweite Mal brummte er einige unverſtändliche Worte; aber das dritte Mal ſprang er von ſeinem Sitze auf und ſagte laut und ohne Barmherzigkeit:

„Ihr Herr Gourſac (Frapart hielt das Wörtchen von vor Eigennamen für ſinnlos), Ihr Herr Gourſac iſt kein Mann von

Wort. Mag er seine Zeit verschleudern, mir ist die meinige viel zu kostbar."

Kaum hatte der strenge Homöopath seine Worte ausgesprochen, als wir klingeln hörten, gleich darauf eilige Tritte im Vorzimmer vernahmen und dann zur größten Freude aller Anwesenden angemeldet wurden:

„Herr Baron von Goursac und Fräulein Stephanie Daurue."

Herr von Goursac war wie aus dem Ei geschält. Sein schwarzer Frack schien eben erst aus dem Atelier des berühmten Staub entnommen. Seine Halsbinde, sein Kragen, seine Manschetten waren unvergleichlich.

Aber wir haben den Magnetiseur bereits kennen gelernt; versuchen wir auch die Somnambule zu beschreiben.

Fräulein Stephanie Daurue, die mir vorgestern von dem Baron als eine Perle bezeichnet war, schien bei dem ersten Erscheinen diese metaphorische Bezeichnung wenig zu verdienen.

Sie war ein hochgewachsenes Mädchen von siebenundzwanzig bis achtundzwanzig Jahren, hager, gelb, mit nichtssagenden, verzerrten Zügen.

Ihr Anzug stand im vollkommensten Einklang mit ihrer Physiognomie.

Ihr seidenes Kleid von zweifelhaftem Schwarz war bereits schlaff, zerknittert, aufgefranzt und bewies durch seine übertriebene Weite, daß es nicht für ihre Taille zugeschnitten war, harmonirte aber mit ihrem wollenen Tuche und dem Biberhut, welcher mit einem anspruchsvollen Kranze von Eicheln umgeben war. Halbstiefelchen von grauem Zeug und Handschuh von Filet, welche durch die zeitig eingetretene Kälte eines Anachronismus beschuldigt wurden, vollendeten die Toilette unsrer Pythonissin.

Hatten wir gewissermaßen das Recht, in dem uns vorgeführten Mädchen eine lebendige Incarnation des Magnetismus zu erwarten, so muß man gestehen, daß Herr von Goursac seine Sache gewaltig compromittirte, indem er uns diese Incarnation in einem so traurigen Aeußeren vorführte.

Wenn auch durchaus keine Beziehung zwischen dem Anzug des Fräulein Daurue und ihrem Hellsehen bestand, so kam es mir doch vor, als würde das, was wir von ihr sehen dürften, uns wider unsern Willen zu anspruchsvoll bezüglich der Leistungen Anderer machen.

Was Herrn von Goursac betraf, so schwebte er zu sehr in seinen höhern Regionen, als daß er der Außenseite einige Rechnung hätte tragen sollen.

Er trat stolz und mit Entschiedenheit ein, näherte sich mir, um meine beiden Hände zu ergreifen, warf nach rechts und nach links höfliche Redensarten, verneigte sich besonders tief vor den Damen, und entschuldigte sich, daß er ein Wenig zu spät erschienen sei.

„Meine Damen und meine Herren!“ sagte er, „da ich ohne meine Schuld zu spät gekommen bin, und Sie bereits habe warten lassen, so wollen wir auch nicht eine Secunde mehr verlieren. Lieber Doctor, ich bitte Sie um einen Armstuhl für das Fräulein.“

Alle erhoben sich zu gleicher Zeit, um der Aufforderung zu entsprechen, die nur an mich gerichtet war, und es entstand daraus ein allgemeiner Tumult, während dessen Fräulein Stephanie Hut und Tuch ablegte und sich dann mit der Steifheit einer Gliederpuppe in den großen Armstuhl setzte, der in die Mitte des Salons gefahren war.

Kaum hatte sie sich gesetzt, als tiefe Stille eintrat.

Herr von Goursac stand kerzengerade, mit starrem Blick, das Haupt nur ein Wenig zur Linken geneigt da, und athmete aus jeder Pore den begeisterten Propheten. Man hätte ihn für einen Josua halten mögen, der der Sonne stille zu stehen gebietet.

Das unvergleichliche Fluidum, welches seinen Augen entströmte, versengte zwar Niemand, schien aber doch in dem zweifelsohne sehr empfänglichen Nervensystem des Fräulein Stephanie höchst ungewöhnliche Phänomene hervorzurufen.

Sie dehnte sich, gähnte, wand die Arme, zitterte, wie eine Quäkerin.

Ich bemerkte besonders, daß ihre Zähne wie in Folge eines Krampfes, mit einer Schnelligkeit zusammenklappten, welche mir stets räthselhaft geblieben ist.

Nachdem sie endlich zwei oder drei Mal auf eine heftige, aber nichts beweisende Art — denn nichts in der Welt wäre leichter nachzuahmen gewesen — zusammengefahren war, versank sie in eine Bewegungslosigkeit, und Herr von Goursac erklärte sie für eingeschlafen.

Nun kreuzte der Herr Baron, welcher voll heroischer Erin-

nerungen schien, nach der Weise Napoleon's I. die Hände auf dem Rücken und schien in ein tiefes Nachdenken versunken.

Da ich seine übersprudelnde und wortreiche Beredtsamkeit schon kannte, so befürchtete ich, daß er sich für verpflichtet halten möchte, seine Experimente mit einem Vortrage über den gegenwärtigen Zustand der Dinge zu beginnen. Daher kann der von einer Lawine bedrohte Alpenjäger keine größere Vorsicht bei seinem Auftreten anwenden, um jede Erschütterung des Bodens zu vermeiden, als ich anwandte, indem ich an den in Nachdenken versunkenen Magnetiseur die Worte richtete:

„Herr Baron, diese Damen brennen vor Begierde . . ."

„Meine Damen und Herren," begann jetzt Herr von Goursac, ohne mir zu antworten und indem er eine rednerische Haltung annahm, „das Phänomen, von welchem Sie Zeugen sein werden, ist eins der merkwürdigsten, seltensten und zu gleicher Zeit entscheidendsten, die es nur geben kann. Es handelt sich hier nicht um einen kataleptischen oder sonstigen krampfhaften Zustand, noch um eine Gefühllosigkeit oder ein Durchschauen dichter Körper, noch um ein Fernsehen oder eine Verzückung . . ."

„Gerechter Himmel!" dachte ich, „wenn dieser verteufelte Mensch uns alles Das aufzählen will, worum es sich nicht handelt, so werden wir ihm lange genug zuhören müssen."

Glücklicher Weise fuhr jedoch Herr von Goursac mit den folgenden Worten fort:

„Alle diese Wunderdinge sind allerdings vom höchsten Interesse, aber Sie werden hundert Mal, tausend Mal Gelegenheit haben, sich von der Wirklichkeit derselben zu überzeugen, während dem Praktiker kaum ein oder zwei Mal während einer langen Laufbahn die seltene Anomalie vorkommt, die ich Ihnen hiermit zu zeigen die Ehre habe: dieses interessante junge Mädchen hört nämlich durch die Magengegend."

„Ach, eine Versetzung der Sinne," sagte Madame Lourd... nachlässig, als eine Frau, die seit lange an dergleichen Wunder gewöhnt war.

„Davon hatte ich noch nie etwas gehört, daß ein Hören durch den Bauch vorkomme," bemerkte Herr von Beaur... gegen Herrn Pinheiro.

Was aber den Doctor Frapart betraf, dessen Physiognomie

ich aufmerksam beobachtete, so öffnete er Mund und Augen weit, fuhr zwei oder drei Mal mit der Hand durch seine krausen grauen Haare, zog eine Schreibtafel aus der Tasche, kreuzte die Beine so, daß er aus seinem linken Knie ein Schreibpult bildete, und schickte sich an, gewissenhaft Alles aufzuzeichnen, was er sehen würde.

Aus diesem Benehmen des würdigen Homöopathen zog ich den Schluß, daß das durch Herrn von Goursac angekündigte Phänomen meiner ganzen Aufmerksamkeit werth sei.

Herr von Goursac fuhr fort:

„Was vielleicht das Ueberraschendste bei dieser Anomalie ist, meine Damen und Herren, das ist der Umstand, daß sie nach meinem Willen hervorgerufen wird, das heißt, je nachdem es mir beliebt, mein Fluidum in der Magengegend der Person zu concentriren, oder auch nach dem Kopfe derselben zurückzuführen.“

„In diesem letztern Falle,“ sagte Herr von Beaux..., „hört Ihre Somnambule ohne Zweifel mit den Ohren, während im entgegengesetzten Falle ...“

Das spöttische Lächeln des Herrn von Beaux... ergänzte für mich hinreichend, was er sagen wollte, während er von dem Magnetiseur so wenig verstanden wurde, daß dieser sich jeder Antwort enthielt und nur mit dem Kopfe nickte.

Herr von Beaux... konnte sich das Hören durch die Magengegend nicht als möglich denken.

Er dachte, und ich dachte später ebenfalls: Wie ist es möglich, zu beweisen, daß dieses Mädchen durch die Magengegend hört oder nicht hört? Wenn es sich noch, wie bei so manchen andern Somnambulen, um ein *Sehen* durch die Magengegend handelte! So unglaublich, vielleicht unmöglich diese Erscheinung sein mag, würde es dennoch Mittel geben, uns zum Glauben an dieselbe zu zwingen. Denn wenn das „interessante junge Mädchen,“ wie sich Herr von Goursac ausdrückte, in einem verschlossenen Buche läse, das ich selbst ihr auf den Magen legte, so würde ich gezwungen sein zu glauben, daß sie durch diesen Theil ihres Körpers sähe. Aber in dem gegenwärtigen Falle hat auch der Gläubigste aller Sterblichen, wenn er nicht durchaus albern ist, st[illegible] das Recht zu fragen: ob nicht die Somnambule mit den Ohr[illegible]ört, was man ihr gegen den Magen spricht. — Teufel! das i[illegible]mt schlecht.

Der Beweis des verdächtigen Phänomens, um das es sich

handelte, schien jedoch unserm Magnetiseur so einfach, wie die Thatsache, daß zwei mal zwei vier ist.

Mit unverwüstlicher Kraft concentrirte er sein Fluidum auf die Magengegend des Fräulein Dauruc, welche es anscheinend für ihre Pflicht hielt, durch neue Grimassen zu beweisen, daß sie diese Operation fühle.

„Was für ein unedles Gesicht für ein interessantes junges Mädchen!" sagte Eduard zu mir, indem er sich mir näherte.

„Sprechen Sie doch leiser, Sie Unvorsichtiger!"

„O, ich bin ja fern von ihrem Magen."

„Aber die Ohren des Barons?"

„Sind allerdings lang genug, doch ist er nur von seiner Thätigkeit in Anspruch genommen. Werden Sie ihn nicht fragen, in welchen Löchern er seine Somnambulen fischt? — es könnte Einem der ganze Magnetismus durch dieselben verleidet werden."

Die Operation war vollendet und Herr von Goursac sagte zu uns:

„Sie werden ohne Mühe begreifen, meine Herren, und auch Sie, meine Damen, daß sich die Lösung unseres Problems auf zwei Punkte reducirt; mit andern Worten: daß zwei Dinge zu beweisen sind: erstens, daß dieses junge Mädchen nicht mehr durch die Ohren hört, zweitens, daß es durch den Magen hört. Nun wollen wir zunächst den ersten Punkt erledigen: Hören Sie mich, Stephanie?" rief er dann ziemlich laut in das Ohr der angeblichen Schläferin. „Wenn Sie mich hören, Stephanie, so befehle ich Ihnen, mir zu antworten."

Und Stephanie antwortete nicht.

„Sie sehen, meine Herren," fuhr dann Herr von Goursac fort, indem er sich mit einer höchst selbstzufriedenen Miene nach allen Seiten wandte, „Sie sehen, daß der Gehörsinn die Ohren dieses Fräuleins verlassen hat."

„Das ist wahr!" riefen die Damen aus und zwar die Damen von K... mit unüberlegtem Staunen und die Damen Lourd... ohne das mindeste Staunen.

„Es läßt sich nicht bestreiten," bemerkte Herr von Beaux..., schulterte sich aber, sobald er überzeugt war, daß der Magnetiseur ihn nicht sähe.

„Es ist einleuchtend, einleuchtend, im höchsten Grade einleuch-

tend," fügte le Carpentier hinzu, indem er seine Worte mit jenem feinen Lächeln begleitete, das ich allein zu würdigen verstand; mit einem so anmuthigen Lächeln, daß man den Ausdruck desselben studirt haben mußte, um seine Bosheit zu entdecken.

Herr Pinheiro Ferreira, ein liebenswürdiger und außerordentlich gutmüthiger Greis, machte seinen Zweifel nur durch ein unbedeutendes Schütteln des Kopfes bemerklich.

Was aber Frapart betraf — o! Frapart war kostbar in solchen Verhältnissen. Seine Lippen streckten sich vor, seine Augen öffneten sich so weit, daß sie vollkommen rund wurden, er sprang auf dem Stuhle empor, steckte ärgerlich die Schreibtafel in die Tasche und suchte durch Blick und Haltung bemerklich zu machen, daß er sich um die weiteren Verhandlungen einer solchen Sitzung sehr wenig kümmere.

Noch mehr: als er bemerkte, daß ich Herrn von Goursac einige Einwendungen machen wollte, rief er mich kräftig bei meinem Namen an und winkte mir zu, von allen Bemerkungen abzustehen. Da ich seine Gründe nicht kannte, so gab ich seinem Wunsche nach, sodaß unser lieber Baron sich des einmüthigen Beifalls für gewiß hielt und unerschrocken in seiner Beweisführung fortfuhr.

Er begann:

„So hätten wir denn, meine Herren, den ersten Theil des Experiments vollendet und können, damit die Sache vollständig entschieden werde, sofort zu dem zweiten übergehen. Mag man sagen, was man will, meine Herren, Thatsachen bleiben Thatsachen, das heißt Beweise, gegen die sich nichts einwenden läßt und an denen sich der Unglaube und böse Wille stets die Köpfe zerschellen werden."

Nach diesem schönen Pröbchen von Rednerkunst näherte sich der Herr Baron von Goursac seiner Somnambule, kniete vor ihren Füßen auf den Teppich nieder, bildete dann aus seinen beiden Händen eine Art von Sprachrohr und sagte gegen die Magengegend zwar mit etwas gedämpfter Stimme, aber doch noch laut genug, daß alle Anwesenden ihn verstehen konnten:

„Hören Sie mich, Stephanie?"

„Was, mein Herr?" fragte die Spitzbübin, indem sie zu erschrecken schien.

„Ich frage Sie, Stephanie, ob Sie mich hören?"

„Gewiß, mein Herr, höre ich Sie."

„Und womit hören Sie mich?"

„Mit meinem Magen."

„Nun, meine Herren? — nun, meine Damen?"

„Das ist wunderbar!" riefen die Damen.

„O! wunderbar!" wiederholte Herr von Beaur... und lachte laut auf.

„Mit welcher Keckheit lügt diese Person!" sagte le Carpentier mir in das Ohr.

Dann näherte er sich Herrn von Goursac auf die unbefangenste Weise und fragte:

„Warum, Herr Baron, erlassen Sie nicht einen Aufruf an alle Gelehrten, um sich von dieser wunderbaren Thatsache zu überzeugen?"

„Ach, mein Herr, die Akademien —"

„Ja, sie sind gegen den Magnetismus feindlich."

„Sie vermögen sich nicht zu denken, wie weit ihre Vorurtheile gehen."

„Aber Sie haben ja die Mittel in den Händen, um sie zu überzeugen; nicht wahr, Frapart? nicht wahr, meine Herren?"

Mein boshafter Freund nahm eine Prise, um seinen Ernst zu behaupten.

„Nein, nein, nein," rief Herr von Goursac mit Heftigkeit aus, „die Akademien sind ungerecht aus Vorurtheil, und können durch nichts überzeugt werden. Sie benehmen sich dem Magnetismus gegenüber, wie sie sich noch bei allen großen Entdeckungen benommen haben. Denken Sie an Harvey, an Jenner, an Fulton, an Gall und so viele Andere. Die Akademiker würden mich behandeln, wie sie alle großen Männer behandelt haben. Fahren wir jedoch fort, meine Herren."

Innerlich getröstet durch die Erinnerung an so viele unbegriffene und verfolgte Genies, fuhr Herr von Goursac ganz ruhig fort, Fräulein Stephanie zu magnetisiren, während sich die Damen um ihn drängten, wogegen Frapart mit wilden Blicken und vor Entrüstung hochrothem Antlitz mir einen Wink gab, zu ihm in die Fensternische zu treten, in welcher er Platz genommen hatte.

„Wer ist jener Mann?" fragte er mich heftig, sobald ich nahe genug war, ihn zu verstehen.

„Welcher?"

„Jener Magnetiseur."

„Der Herr Baron von Goursac. Wenn ich richtig zähle, mein lieber Frapart, so habe ich Ihnen das bereits fünf Mal gesagt."

„Sie verstehen mich nicht. Was betreibt er?"

„Er ist Wunderthäter, wie Sie sehen."

„Ja, wahrlich! ein schöner Wunderthäter! Ich wünsche ihm alles Glück zu seinen Wundern. Glauben Sie mir, Ihr Baron von Goursac ist ein Narr und seine Somnambule eine Betrügerin."

„Wirklich!" sagte ich lächelnd, aber ohne daß es mir gelingen wollte, den Ueberraschten zu spielen.

„Und glauben Sie mir ferner, daß gerade durch solche Seiltänzer der Sache des Magnetismus am Meisten geschadet wird."

„Aber, Doctor," versetzte le Carpentier, welcher sich genähert und die letzten Worte aus Frapart's Munde vernommen hatte, „wie behandeln Sie Ihre Collegen!"

„Meine Collegen! meine Collegen! ich ein College von solchen Leuten! — Donnerwetter! ich werde ihnen Lebensart lehren. Leben Sie wohl, meine Herren, leben Sie wohl!"

„Wie! — Sie wollen uns schon verlassen?"

„Was soll ich noch hier?"

„Aber, Frapart," nahm le Carpentier wieder das Wort, „wollen Sie denn den Akademiker uns gegenüber spielen?"

„Fällt mir nicht ein!"

„So bleiben Sie."

„Bei diesen Leuten? Das ist zu stark für meine Nerven. Glauben Sie mir, Freund, brechen Sie den Umgang ab, sonst ist es um Ihren Ruf geschehen."

Und mit diesen Worten eilte der gute Frapart hinweg, ohne daß Jemand seine Entfernung bemerkte, weil für den Augenblick die Aufmerksamkeit Aller durch Herrn von Goursac und dessen Somnambule gefesselt wurde.

In der That waren die Experimente anziehend für Die, welche hinreichenden kindlichen Glauben besaßen, und der Magnetiseur selbst höchst ergötzlich für Die, welche nicht glaubten.

Ein wahrhaftiger Don Quixote des Magnetismus, besaß Herr

von Goursac gerade Geist genug, um Ueberschwenglichkeiten zu begehen, und Kindlichkeit genug, um dieselben nicht zu bemerken. Selbst seine Eitelkeit — denn er besaß deren in ziemlichem Grade — war, wie bei dem Helden von la Mancha, nur eine Wirkung seiner Ueberzeugung.

Als er aber sattsam die Ambrosia der Lobsprüche genossen hatte, welche ihm von allen Seiten theils aus Höflichkeit, theils aus Scherz gezollt wurden, kündete er uns an, daß er dem Fräulein Stephanie Dauruc die Ohren wieder verleihen und dann die Sitzung mit einigen phrenologischen Untersuchungen schließen wollte, weil sich die Somnambule in dieser Beziehung auszeichnete.

„Meine Damen und Herren," fuhr er fort, indem er der Umkehrung der bekannten Redensart treu blieb, „meine Damen und Herren, vernehmen Sie, worin die Experimente bestehen, für welche ich Ihre Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen die Ehre habe. Die Somnambule wird nämlich ganz leise das Haupt der Personen berühren, welche sich dem Versuche unterwerfen wollen, und dann sogleich deren Charakter oder wenigstens deren hervorspringendste Eigenschaften bezeichnen."

„Hat das Fräulein," fragte Herr Pinheiro schüchtern, „etwa besondere phrenologische Studien gemacht?"

„Keineswegs, mein Herr," antwortete Herr von Goursac, „und das ist es eben, wodurch die Sache so wunderbar wird."

„Die Grammatik ausgenommen," versetzte le Carpentier, „verstehen die Somnambulen Alles, ohne etwas gelernt zu haben."

Was mich betrifft, so gestehe ich, daß ich ungeachtet der Erklärung des Herrn von Goursac nicht recht begriff, welche Beziehung zwischen der Phrenologie und dem Hellsehen der Somnambulen bestehe, und warum es unerläßlich sei, daß Fräulein Stephanie Dauruc das zweite Gesicht besitze, um sich einer Prüfung zu unterziehen, welcher sich der bescheidenste von Gall's Schülern unbedenklich mit verbundenen Augen unterworfen haben würde.

Ohne Furcht, eine für die Damen langweilige und gewiß für Jeden müßige Auseinandersetzung hervorzurufen, würde ich daher gewagt haben, so bescheiden wie möglich mein Bedenken gegen Herrn von Goursac auszusprechen.

Aber in der That würde ich ein großes Unrecht begangen haben, durch unzeitige Einwendungen das ergötzliche Zwischenspiel

zu stören, welches uns durch die Phrenologie bereitet werden sollte.

Fräulein Daurnc übertraf sich selbst: ihre Keckheit war bewunderungswürdig.

Mit Ruhe streckte sie ihre häßlichen langen, knochigen Finger nach dem Schädel eines Jeden von uns aus, und fand bei dem Einen das Organ der Heiterkeit, bei dem Andern das der Traurigkeit; bei Herrn Pinheiro das der Musik; bei Fräulein von K... das der kindlichen Liebe; bei Frau von K... das der Mutterliebe; bei le Carpentier das der Berechnung (welches er jedoch nie anwendet); kurz bei Jedem lobenswerthe Fähigkeiten ohne Fehler.

Da indeß nach einer halben Stunde etwa unsere Wahrsagerin trotz ihrem Scharfblick sehr eintönig und albern zu werden begann, so erweckte Herr von Goursac dieselbe.

„Mein Gott! ist das ein schrecklich dummes Frauenzimmer!" sagte Herr von Beaur... zu le Carpentier.

„Was wollen Sie?" antwortete mein Freund mit seiner unnachahmlichen Gutmüthigkeit; „man versichert, daß die Somnambulen keinen andern Geist besitzen, als den ihres Magnetiseurs."

Ein unvorhergesehenes Ereigniß, welches aber den Triumph des Herrn von Goursac auf das Höchste steigern mußte, sollte sehr bald die Bemerkung meines Freundes Lügen strafen, aber dieses Ereigniß war von zu hoher Wichtigkeit, als daß wir nicht demselben ein besonderes Capitel widmen sollten.

VI.

Die einundzwanzigste Somnambule des Herrn von Goursac.

Ich muß gestehen, daß, wenn der Magnetismus lange Zeit in meinen Augen nur als eine lächerliche Taschenspielerei galt, dieses nur die Schuld der Magnetiseure war, welche mich in demselben unterrichten wollten. Wie hätte ich auch Vorstellungen, wie ich im vorigen Capitel eine beschrieb, ernstlich nehmen können?

Die Gerechtigkeit legte mir die Verpflichtung auf, die beschriebene Scene höchstens als eine negative Thatsache zu betrachten, da selbst Frapart, dessen für den Magnetismus günstige Ueberzeugung ich kannte, von derselben empört war.

Genügte aber Frapart's Autorität, um mich an Erscheinungen glauben zu lassen, von denen ich nicht Augenzeuge gewesen war, und die mir unmöglich schienen?

Einestheils war ich damals noch nicht so innig befreundet mit Frapart, wie ich es später wurde, und kannte ihn noch nicht genug, um den Werth seines Zeugnisses richtig zu würdigen. Anderntheils hielt ich ihn für einen Mann, der zwar sehr gelehrt wäre, bei dem aber die Phantasie eine große Rolle spielte, sodaß ich, ohne seine wissenschaftliche Rechenschaft zu beargwöhnen, dennoch ein Recht zu der Befürchtung hatte, er könne bezüglich des Magnetismus getäuscht sein.

Sein Heißhunger nach Neuem bestärkte mich in dieser Ansicht.

Frapart, dessen Stirn nach dem Ausdruck eines Journals, ohne sich zu beugen, die dreifache Krone eines Homöopathen, Phrenologen und Magnetiseurs trug, Frapart war mir wohl als strenger Logiker bekannt; aber besaß er auch jene Ruhe des Geistes, welche nöthig ist, um neue Thatsachen zu prüfen? besaß er jenes weise Mißtrauen, welches uns gegen Betrügereien schützen muß?

Wunderlich! gerade die fast grobe Freimüthigkeit meines Freundes, seine peinliche Biederkeit, sein heiliger Abscheu gegen die Lüge waren Gründe für mich, seinem Urtheil nicht zu unbedingt zu vertrauen.

Je rechtschaffener die Leute, rief ich mir zu, desto leichter sind sie zu hintergehen.

Was meine übrigen Freunde betraf, so theilten sie meine Zweifel, welche so wenig durch das Magengehör des Fräulein Dauruc, wie durch ihre phrenologischen Würdigungen verbannt werden konnten.

Bei einem guten Logiker und wenn es sich nur um eine Möglichkeitsfrage handelt, entscheiden allerdings die negativen Thatsachen nichts gegen die positiven; allein sie erzeugen dennoch Mißtrauen und bisweilen selbst so große Vorurtheile, daß wir selbst dem Augenschein gegenüber noch getäuscht zu werden befürchten.

Das ist, wenn ich nicht sehr irre, der wahre Grund des

Unglaubens, welcher noch fast allgemein bezüglich des Magnetismus herrscht, ungeachtet uns täglich unwiderlegliche für ihn sprechende Beweise geliefert werden.

Für die, welche einmal getäuscht zu sein glauben, gibt es keine positiven Thatsachen mehr, so wie es für die Enthusiasten keine negativen Thatsachen mehr gibt.

Das führt mich zu Herrn von Goursac zurück, welcher, was fast unglaublich scheint, in seiner magnetischen Laufbahn nie einen Grund zu Zweifeln antraf, denn ohne gerade ein Narr, ohne gerade ein Dummkopf zu sein, trieb er doch, wie wir bereits sahen, den Enthusiasmus bis zum Wahnsinn.

Aber Achtung vor den Todten! Herr von Goursac ist nicht mehr.

O, lieber Baron, was wurde in Deiner letzten Stunde aus jenem unvergleichlichen Fluidum, von welchem Du behauptetest, daß es Deine Seele sei? Spielt der Magnetismus eine Rolle in der Seligkeit der Erwählten?

Kehren wir jedoch zu Fräulein Dauruc zurück.

Der Baron hatte sie erweckt — wenigstens glaubte er das — und die Somnambule heuchelte einige Minuten eine Abgespanntheit, welche sie ganz interessant erscheinen ließ. Dann hielt sie es für geeignet, sich wieder zu erholen, setzte den Hut auf, warf das Tuch um und bat Herrn von Goursac um die Erlaubniß, sich zu entfernen, welche ihr auch mit Zustimmung aller Anwesenden gewährt wurde.

Uebrigens glaubte ich zu bemerken, daß die Damen, wenn sie auch überzeugt waren (was sie wenigstens versicherten), doch keine Befriedigung erlangt hatten. Mit andern Worten: was sie gesehen, hatte nur den Wunsch in ihnen erweckt, noch mehr zu sehen.

Madame Lourd... theilte mir sogar diesen Wunsch mit, und ich beeilte mich, denselben gegen Herrn von Goursac auszusprechen.

„Glauben Sie wohl, Herr Baron," fragte ich ihn, „daß es Ihnen möglich ist, jeden Menschen zu magnetisiren?"

„Ja und nein," antwortete er; „ja, wenn Sie unter Magnetisiren nichts weiter verstehen, als durch gewisse Striche und Anwendung festen Willens irgend eine Wirkung hervor zu bringen; nein, wenn Sie das wirkliche Einschläfern darunter verstehen."

„Ich leugne dreist, daß es möglich ist, mich in der letztge-

nannten Weise zu magnetisiren," sagte Herr von Beaux... mit Zuversicht.

„Aber ich, Herr Baron, bin ich magnetisirbar?" fragte le Carpentier.

„Vielleicht, mein Herr. Sie haben etwas Schmachtendes in den Augen . . ."

„O, versuchen Sie, versuchen Sie, Herr Baron," riefen die sämmtlichen Damen.

„Sehr gern, meine Damen, aber zunächst ist nöthig, daß der Herr sich zu dem Versuche hergibt."

„Da bin ich schon," sagte mein Freund, indem er sich in den großen von der Dauruc verlassenen Armstuhl warf; „ich bin stets bereit, alle Wünsche der Damen zu erfüllen."

„So sei es denn. Aber die Damen wollen bemerken, daß die Sache langweilig werden kann. Nicht etwa, weil ich mich ermattet fühlte. O, mein Fluidum ist so reichhaltig, daß ich unermüdlich bin. Aber es ist überhaupt selten, daß Jemand bei der ersten Sitzung einschlafe. Indeß wollen wir sehen. — Aber nur keinen Widerstand, mein Herr."

„O, mein Herr," sagte le Carpentier, indem er sich in dem Stuhle ausstreckte, „man sieht, daß Sie mich nicht kennen, denn mein Element ist das Far niente. Soll ich etwa sogleich einschlafen?"

„Sie werden einschlafen, sobald Sie die Nothwendigkeit überkommen wird."

Sobald Herr von Goursac seine Striche über meinem Freunde zu machen begann, kehrte Jeder auf seinen Platz zurück, und die tiefste Stille herrschte dann in dem Zimmer.

Kaum ließ sich dann und wann ein ersticktes Gähnen vernehmen, als Zeugniß der durch den Magnetismus — oder durch die Langweile hervorgebrachten Wirkungen.

Nach acht oder zehn Minuten war bereits der Schweiß in großen Perlen auf der Stirn des Barons zu sehen. Le Carpentier saß mit geschlossenen Augen da, rührte sich nicht, athmete kaum, und man hätte denken können, er sei eingeschlafen.

Ein Wort vernichtete diese Täuschung.

„Schlafen Sie, Eduard?" fragte ich meinen Freund.

„Noch nicht," antwortete er, ohne die Augen zu öffnen.

„Fühlen Sie irgend etwas?"

„Ich glaube."

„Ach, Sie sind nicht gewiß?"

„Ja — ich fühle —"

„Was?"

„Etwas Wärme."

„An der Stirn, nicht wahr, mein Herr?" fragte der Baron, indem er seine Striche fortsetzte.

„Ja, an der Stirn; besonders an den Schläfen."

„Und Sie haben Neigung zu schlafen?"

„Nein, nur zu gähnen."

„Gähnen Sie, mein Lieber, Sie haben das Recht dazu."

„Würden Sie wohl die Augen öffnen können?" fragte Herr von Goursac in dem Tone eines Mannes, der seiner Sache gewiß ist und entzückt, einen Beweis liefern zu können, gegen den sich nichts einwenden ließe.

„Sehr gut," antwortete mein Freund und richtete auf den Magnetiseur einen Blick, dessen Feuer und Klarheit den Wundermann aus der Fassung brachte.

„Teufel! Teufel!" rief Herr von Goursac aus, „ich glaubte schon weiter zu sein."

„Er ist ein widerstrebendes Subject?" fragte ich.

„Ein böses Subject?" fügte eine Dame hinzu.

„Sie sehen, meine Damen," bemerkte Herr von Beaux..., „daß Sie nicht zu sehr den schmachtenden Augen trauen dürfen, wenn es Ihnen einmal einfallen sollte, Ihre magnetische Kraft zu versuchen."

Eine andere Dame bemerkte mit boshaftem Mitleid, daß es scheine, als wäre Herr von Goursac sehr erhitzt, und forderte mich auf, demselben ein Glas Zuckerwasser zu reichen.

„Ich danke Ihnen, meine Dame, ich danke Ihnen, Doctor, ich bedarf gar nichts, wie ich Sie versichere," sagte der Baron und schwärzte sein Taschentuch mit dem Schweiß, der von seinen Haaren niederrann.

Und der arme Baron fuhr maschinenmäßig fort, meinen Freund zu magnetisiren, obgleich ich gewiß war, daß er viel darum gegeben haben würde, den Versuch nicht angefangen zu haben.

Ein Engel, sein guter Engel ohne Zweifel, erschien unter den reizenden Zügen des Fräuleins von K., ihn aus der Verlegenheit zu reißen.

Fräulein Adolphine von K. zählte höchstens achtzehn Jahre.

Sie besaß einen schlanken, zarten, runden und schmiegsamen Körper. Ihr weißes und rosiges Antlitz war von den prachtvollsten graublonden Haaren umgeben, die man sich nur denken kann. Ihre großen blauen Augen waren zu gleicher Zeit sanft und trotzig, was ihren Zügen einen eigenthümlichen kecken und auch wieder aufrichtigen Ausdruck verlieh.

Frau von K. behauptete, daß ihre Tochter nervenschwach sei, doch würde ich nicht gewagt haben, diesen Ausspruch zu bestätigen.

So viel ist gewiß, daß Fräulein von K. gewöhnlich einer vollkommenen Gesundheit genoß, daß ihre gute Laune nie durch krankhafte Leiden gestört wurde und sie ausgelassen war, wie ein Kind.

Die Damen von K., welche ihren Platz seit ihrem Eintreten nicht gewechselt hatten, saßen neben einander auf einem Divan hinter dem großen von der Somnambule eingenommenen Armstuhle, und folglich dem Magnetiseur gerade gegenüber.

So lange die Daurue geschlafen oder zu schlafen geschienen, hatte Fräulein Adolphine die Augen nur dann von ihr gewandt, wenn sie den Baron betrachten und sich an seinem gewichtigen Aussehen erlustigen wollte. Ich glaube sogar versichern zu können, daß sie zu zwei oder drei verschiedenen Malen dem Herrn Baron laut in das Gesicht lachte, wovon dieser jedoch glücklicherweise nichts bemerkte.

Seit sich aber derselbe abquälte, um le Carpentier zu magnetisiren, lachte Fräulein Adolphine nicht mehr.

Ihre Augen, welche vielleicht in Folge der bewiesenen Aufmerksamkeit ermattet waren, hatten ihren gewöhnlichen Ausdruck verloren. Sie waren feucht geworden und zugleich schmachtend, weit schmachtender, als die meines Freundes.

Ich bemerkte außerdem, daß ihre Augenlider in jedem Augenblick auf eine eigenthümliche Weise zwinkten. Endlich sank zwei oder drei Mal ihr Kopf vorwärts, wie das bei Personen zu geschehen pflegt, welche im Begriff stehen, einzuschlafen.

Gerade in dem Augenblick, in welchem Frau von K., denn sie war es, den Baron von Goursac dadurch beleidigte, daß sie um

ein Glas Zuckerwasser für ihn bat, sank Fräulein Adolphine an die Schulter ihrer Mutter, welche erst in diesem Augenblick den eigenthümlichen Zustand ihrer Tochter bemerkte und im äußersten Grade über denselben beunruhigt wurde.

„Meine Tochter! meine Tochter!" rief sie außer sich.

Man blickte sich gegenseitig an, man war erstaunt, man sprang auf. Allgemeine Unruhe und Aufregung. „Was gibt es?" fragten Alle zu gleicher Zeit. Madame Jenny Lend reichte ein Flacon mit Riechsalz. Eduard nahm mit Recht an, daß seine Rolle beendigt sei, und eilte nach dem Fenster, um Luft zu schöpfen. Ich selbst eilte zu den Damen.

Fräulein Adolphine war weder geröthet, noch blaß. Ihr Puls war ruhig, die Wärme ihrer Haut fast die natürliche. Ihre langen, halb geschlossenen Augenlider verdeckten nur zur Hälfte die Augen, deren Hornhaut gleich einer Linie von weißem Porzellan zwischen den Wimpern erschien. Ein boshaftes Lächeln schien um die Lippen des jungen Mädchens zu schweben.

„Was fehlt Ihnen, mein Fräulein?" fragte ich; „können Sie mir antworten?"

Fräulein von K. schien mich nicht zu hören.

„Adolphine! meine Adolphine! hörst Du uns denn nicht?" rief die Mutter.

Dasselbe Schweigen.

„Ach! meine Herren, das ist schrecklich!"

„Erschrecken Sie nicht, Gräfin," sagte ich zu Frau von K., „der Puls ist normal; keine der Lebensverrichtungen ist gestört — es ist lediglich ein nervöser Zufall."

„Was ist es denn?"

„Eine Ohnmacht."

„Es ist das erste Mal in ihrem Leben, daß ihr ein solcher Zufall widerfährt."

„Sollte es nicht eine Wirkung des Magnetismus sein?" fragte Madame Jenny Lend, welche so versessen auf den Magnetismus ist, daß sie denselben überall erblickt.

„Was meinen Sie, Baron?"

„Was ich meine? — was ich meine? — Teufel! das ist eine sehr kitzliche Sache!" entgegnete der arme Baron, ganz erschreckt von dem Gedanken, daß man ihm die Ohnmacht des Fräuleins

von K. zuschreiben könnte. „Der Magnetismus hat heilsame Wirkungen. Uebrigens habe ich nicht das Fräulein magnetisirt — Doch, erlauben Sie — Hören Sie mich, mein Fräulein?"

Fräulein Adolphine machte eine Bewegung, und ihre Lippen bebten, als wenn sie sprechen wollte. Herr von Goursac wiederholte seine Frage, und das junge Mädchen antwortete:

„Gewiß, mein Herr, ich höre Sie."

„Und mich?"

„Und uns, mein Fräulein?"

„Hörst Du mich, Adolphine?"

Unverändertes Schweigen.

„Somnambul!" rief nun der Baron von Goursac in dem Tone aus, in welchem jener Spartaner die Nachricht von dem bei Marathon erkämpften Siege ausrufen mochte. „Somnambul! sie ist somnambul! Meine Herren, das ist meine einundzwanzigste!"

Und unser lieber Baron war trunken vor Freude.

„Sie müssen gestehen," sagte le Carpentier lächelnd zu ihm, „daß Sie diese hier sehr leichten Kaufs bekommen haben."

„Mein Herr," sagte die Frau Gräfin von K., die zwar wieder ermuthigt war, aber doch verstimmt und wenig damit zufrieden, daß ihre Tochter uns ein Schauspiel geben sollte; „mein Herr, ich bitte Sie, meine Tochter wieder zu erwecken, da Sie dieselbe eingeschläfert haben, ohne es zu wollen."

„O, meine Dame!" rief man von allen Seiten zu gleicher Zeit, und ich beeilte mich, diesen bittenden Ruf zu übersetzen.

„Wir sind hier nur unter vertrauten Bekannten, Frau Gräfin."

„Aber was verlangt man denn von meiner Tochter?"

„Dinge, welche uns überzeugen sollen, meine Dame, und übrigens — sind Sie ja zugegen!"

„Das arme liebe Kind!" seufzte Frau von K., indem sie uns stillschweigend bewilligte, was wir von ihr wünschten, und liebevoll ihre Tochter küßte, die jedoch von diesen Liebkosungen nichts wahrzunehmen schien.

Fräulein von K. lehnte mit dem Rücken an einem Kissen des Divans, während ihr Kopf so nach vorn gesunken war, daß ihr Kinn die Brust berührte. Dabei war sie regungslos, wie eine Statue, aber erschien liebenswürdiger, als je.

„Meine Damen und meine Herren," nahm Herr von Goursac

das Wort; „ich halte es für meine Pflicht, Ihnen einige Aufklärungen zu geben bezüglich der Ursache der angenehmen Ueberraschung, welche das Fräulein uns bereitet hat. Wäre es nicht schon längst bewiesen, so würde dieser Zufall ausreichen, uns zu beweisen, daß es ein magnetisches Fluidum gibt; daß dieses Fluidum unsern Händen während der magnetischen Striche entströmt; daß es sich wie ein Pfeil durch die Luft bewegt, und daß endlich dieses Fluidum oft fern von uns seine Wirkungen hervorbringt, ohne daß wir es wollen, oft selbst ohne daß wir es wissen, denn ich bin zu dem Geständniß gezwungen, daß ich durchaus nicht an das Fräulein dachte, während ich dasselbe einschläferte."

„Ihre Somnambule wird ungeduldig," erinnerte le Carpentier, der es wünschte, daß Herr von Goursac seiner belehrenden Rede ein Ende machte.

In der That hatte Fräulein von K. eine kleine Bewegung mit den Schultern gemacht, deren Sinn jedoch schwer zu entziffern war.

„Wie befinden Sie sich, mein Fräulein?" fragte Herr von Goursac, indem er auf den fernern Vortrag verzichtete.

„Ich befinde mich wohl."

Die gewöhnlich sanfte und flötende Stimme des jungen Mädchens war etwas verändert und erschien etwas kurz und schneidend.

„Können Sie sehen, mein Fräulein?"

„Ich sehe Sie."

„Uns alle, oder mich allein?"

„Sie allein."

„Ei! ei!" versetzte Herr von Goursac, indem er sich in die Brust warf und einige ermuthigende Striche gegen die Somnambule machte. „Würden Sie auch eine Person sehen, mit welcher ich Sie in Rapport setzte?"

„Ich weiß nicht."

„Machen wir einen Versuch."

„Siehst Du mich?" fragte Frau von K., indem sie die Hand ihrer Tochter ergriff.

„Ja, ich sehe Sie."

„Warum sagst Du: ich sehe Sie?"

Fräulein von K. pflegte im wachen Zustande ihre Mutter mit Du anzureden.

„Weil ich Sie sehe.“

„Du erkennst mich also nicht, garstiges Mädchen?“

Fräulein Adolphine schien sich zu bedenken.

„O, mein Herr!“ rief Frau von K., „sie erkennt mich nicht.“

„Doch — warten Sie — Sie sind meine Mutter.“

Der Ausdruck der höchsten Ueberraschung und Neugierde war in den Zügen aller Anwesenden zu lesen, während in Adolphinens Antlitz unveränderlich die äußerste Ruhe und Gleichgiltigkeit sichtbar blieb, wodurch diese kleine Scene nicht wenig an Reiz gewann.

„Das ist wunderbar!“ — „Das ist seltsam!“ — „Das ist unglaublich!“ hörte man von allen Seiten zu gleicher Zeit sagen, denn Jeder bedurfte eines besondern Ausdrucks, um einen Eindruck wieder zu geben, der, obgleich von derselben Thatsache erzeugt, dennoch bei jedem Zuschauer ein anderer war.

Zunächst kam die Reihe an den ungläubigen Herrn von Beaur..., der jungen Somnambule die Hand zu reichen und sich dadurch mit ihr in Verbindung zu setzen.

„Nun, mein Fräulein,“ fragte er in einem fast spöttischen Tone, „werde ich ebenfalls die Ehre haben, von Ihnen erkannt zu werden?“

Fräulein Adolphine antwortete, nachdem sie einige Minuten gezögert hatte:

„Wie sollte ich Sie wieder erkennen, da ich Sie nie gesehen habe.“

„Nie?“

„Nein, nie.“

„Und doch sind wir seit zwei Stunden zusammen in diesem Zimmer.“

„Ach! — das ist möglich.“

„O, Sie wissen recht wohl, daß dem so ist; aber wenn Sie in diesem Augenblick mit dem begabt sind, was Herr von Goursac das Hellsehen nennt, so müssen Sie auch noch manches Andere wissen.“

Fräulein Adolphine dachte einen Augenblick nach und sagte dann mit einem unnachahmlichen Ausdruck der Gleichgiltigkeit und Verachtung:

„Ich verstehe Sie nicht.“

„Nun, mein Fräulein, ich werde versuchen, mich Ihnen verständlich zu machen.“

Fräulein von K. stieß einen tiefen Seufzer aus und Herr von Beaur... fuhr fort:

„Sehen Sie mich?“

„Ja, ich sehe Sie.“

„Vom Kopf bis zu den Füßen?“

„Ohne Zweifel.“

„Können Sie auch sehen, was ich in der Tasche habe?“

„Vielleicht.“

„Versuchen Sie es, ich bitte Sie darum.“

„Nein.“

„Warum nicht, mein Fräulein?“

„Weil es mich langweilt.“

„Dagegen läßt sich nichts einwenden,“ sagte Herr von Beaur... lächelnd; „aber für einen Ungläubigen ist es wenig überzeugend.“

„Was haben Sie denn?“ fragte Fräulein Adolphine.

„Ich lache.“

„Worüber lachen Sie denn?“

„Ei! das müssen Sie ja wissen!“

„O! es ist mir sehr gleichgiltig.“

„Sehr schön, mein Fräulein; alle Ihre Antworten zeugen von großer Gewandtheit.“

„Gewandtheit?“

„Ja, ja. — Allein, mein Fräulein, würden Sie die Gefälligkeit haben, mir auf etwas bestimmtere Weise einige Fragen zu beantworten, welche ich die Ehre haben werde, Ihnen vorzulegen?“

„Je nachdem!“

„Können Sie mir sagen, ob ich verheirathet bin?“

„Ja.“

„Ich bin verheirathet?“

„Ja.“

„Sehen Sie meine Frau?“

„Ja.“

„Was macht sie in diesem Augenblick?“

„Sie . . .“

Fräulein Adolphine lächelte mit einem pfiffigen und etwas boshaften Ausdruck.

„Fahren Sie fort, mein Fräulein."

„Sie ist recht hübsch."

„Das ist wahr, allein was macht sie?"

„Sie . . ."

Fräulein von K. unterbrach sich durch ein lautes Lachen, nahm aber schnell ihren Ernst wieder an und sagte:

„Sie macht nichts."

„Das ist ziemlich möglich. — Habe ich Kinder?"

„Ja."

„Wie viele?"

„Einen Knaben."

„Wie alt ist er?"

„Zwölf Jahre."

„Etwas mehr."

„Dreizehn?"

„Ja, mein Sohn ist dreizehn Jahr alt. Und wie sieht er aus?"

„Er ist sehr klein für sein Alter."

„Das ist wahr."

„Sehr braun."

„Das ist wahr."

„Ich möchte ihn fast schwarz nennen."

„Meiner Treu, mein Fräulein, ich würde es Ihnen verzeihen, denn Sie sind der Wahrheit so nahe . . . und von meinem Sohne so fern, daß es Ihnen wegen dieser weiten Entfernung schon erlaubt ist, sich ein Wenig zu täuschen. — Meine Herren, die Sache ist wunderbar. — Aber habe ich sonst keine Kinder, mein Fräulein?"

„Nein."

„Sehen Sie sich vor."

„Ich sage Ihnen: Nein!"

„Aber, mein Fräulein, Sie täuschen sich."

„In Wahrheit?"

„In Wahrheit."

„Auf Ihr Wort?"

„Auf mein Wort."

„Sie haben noch andere Kinder?"

„Ich habe noch andere Kinder."

„Ich sehe sie nicht. Denken Sie an dieselben."

„Das will ich gern. Ich denke jetzt mit aller Kraft an dieselben."

„Schön! — Ach!“

„Haben Sie es gefunden?“

„Diese beiden kleinen Mädchen?“

„So ist es.“

„Mit blonden Haaren?“

„So ist es.“

„Welche in einem Garten spielen?“

„Das ist möglich! — Meiner Treu, mein Fräulein, man könnte den Verstand dabei verlieren.“

„Ach, aber — aber —“

„Nun? finden Sie die beiden kleinen Mädchen nicht recht hübsch?“

„Ja, ja, sehr hübsch — aber —“

„Was denn?“

„Das ist wunderlich — wunderlich!“

„Was ist wunderlich?“

„Die Welt.“

„Sie sind also nicht mehr bei meinen kleinen Töchtern?“

„Ja, ich bin bei ihnen; aber Sie sind nicht bei dem, was ich sehe.“

„Und was sehen Sie denn?“

„Das läßt sich nicht sagen.“

„Warum nicht?“

„Weil — weil — Nicht wahr, sie haben gar keine Aehnlichkeit mit Ihnen?“

„Das ist wahr — weder die Eine, noch die Andere. Aehneln sie denn ihrer Mutter?“

„Eben so wenig, wie Ihnen.“

„Wem ähneln sie denn sonst?“ fragte Herr von Beaur..., indem er sich zu einem Lächeln zwang, aber offenbar nachdenkend und verlegen war.

Fräulein Adolphine zögerte, lächelte, nahm dann eine allerliebste pfiffige Miene an und sagte:

„Niemand.“

„Nun, mein Herr! ist dem so?“ rief Herr von Goursac, der an nichts anders dachte, als an das Hellsehen seiner Somnambule. „Was meinen Sie?“

„Ob das Fräulein die Wahrheit gesagt hat?“

„Ich kann Ihnen nichts darauf antworten," sagte Herr von Beaur..., indem er unter allgemeinem Gelächter auf seinen Platz zurückkehrte, während Frau von K. für ihre Tochter zu erröthen schien.

„Was meinen Sie zu diesem schönen Kinde?" fragte le Carpentier, indem er sich an mein Ohr neigte.

„Daß sie für ein unschuldiges Kind sehr geistreich ist."

„Und für eine Schläferin ungemein aufgeweckt."

„Gestehen Sie, daß der Magnetismus, wenn nicht wahr, wenigstens sehr ergötzlich ist."

„Ja, aber gestehen Sie auch, daß er, wenn wahr, sehr gefährlich sein würde."

„Ach, in dem Falle bin ich mit Ihnen einverstanden. Meinen Sie, daß diese junge Dame wirklich schläft?"

„Ich werde mich davon zu überzeugen suchen. — Nun kommt die Reihe an mich, mein Fräulein," sagte ich, indem ich mich neben Fräulein von K. niedersetzte und ihre Hand ergriff.

„Ach! ach!" sagte sie erbebend, „Sie auch?"

„Ich auch."

„Und was soll ich Ihnen sagen? Haben Sie ebenfalls, wie der Andere, kleine Mädchen, die Ihnen nicht ähneln?"

„So schweig doch, Adolphine," gebot Frau von K., indem sie vergaß, daß ihre Tochter sie nicht mehr hörte.

„Nein, mein Fräulein, ich habe weder einen Sohn, noch Töchter, und wenn ich deren hätte, so möchte ich wohl — falls sie nicht Ihr reizendes Gesichtchen hätten — daß sie mir ähnelten."

Herr von Beaur... rückte ungeduldig auf seinem Stuhle.

Ich fuhr fort.

„Mein Fräulein, ich glaube nicht an den Magnetismus."

„Das weiß ich."

„Entschuldigen Sie meine Freiheit, allein ich bin, ungeachtet meines Vertrauens zu Ihnen, so wenig geneigt, an den Magnetismus zu glauben, daß Sie selbst dann wenig Hoffnung haben dürften, mich zu überzeugen, wenn Sie mir Dinge offenbarten, die wirklich existiren, Sie aber dem natürlichen Verlauf der Dinge nach nicht wissen könnten."

„Was für entsetzliche Phrasen machen Sie!" sagte Fräulein von K. mit einer schmollenden Miene, die mich etwas aus der Fassung

brachte. „Wollen Sie, daß ich Ihnen sage, ob morgen das Wetter schön sein wird?"

„Das wäre etwas."

„Es wird regnen."

„Sind Sie dessen gewiß?"

„Ja, ich habe es in dem Kalender gelesen."

„Allerliebste kleine Närrin! — Sie sind also schlafend eben so neckisch, wie im wachen Zustande? Aber, sagen Sie mir noch etwas Anderes."

„Aus der Zukunft?"

„Ja, aus der Zukunft."

„Etwas Angenehmes?"

„Wenn ich bitten darf?"

„Nun — warten Sie — heute Abend —"

„O, das ist sehr nahe. Aber desto besser; ich werde dann um so schneller überzeugt. Heute Abend —"

„Ja, heute Abend, und sogar noch ehe es Abend sein wird, werden Sie von einem Freunde besucht werden."

„Mein Fräulein, ich habe so viele Freunde, daß an der Erfüllung Ihrer Vorhersagung nichts Wunderbares sein würde."

„Sie werden von einem Freunde besucht werden, den Sie sehr lieb haben."

„Ah! nun wird die Sache genauer."

„Und den Sie seit sehr langer Zeit nicht gesehen haben."

„Seit wie langer Zeit?"

„Seit Jahren."

„Wahrhaftig! Und wie heißt er?"

Fräulein Adolphine schien einen Augenblick nachzudenken und sagte dann:

„Das ist zu schwer; ich finde seinen Namen nicht."

„Dann beschreiben Sie mir wenigstens seine Person. Wie alt ist er?"

„Er ist so ziemlich in Ihrem Alter."

„Ist er groß oder klein?"

„Weder groß, noch klein."

„Weiter!"

„Er hat blonde Haare."

„Noch mehr!"

„Ist blaß.“

„Noch mehr!“

„Sie verlangen zu viel!“

„Meinen Sie, daß es le Carpentier sein könnte?“

„Es ist keiner von den Anwesenden.“

„August X vielleicht?“

„Sehen Sie seinen Charakter?“ fragte ich, indem ich mich wieder an die Somnambule wandte.

„Ja, er besitzt einen edlen Charakter: er ist hochsinnig, offen, bieder, ohne Falsch . . .“

„O, dann ist es X nicht.“

„Es ist ein Fashionable,“ setzte unsere Somnambule lächelnd hinzu; „er hat ein Lorgnon und lackirte Stiefeln.“

„Der Henker! das wußte ich noch nicht, daß ich so glänzende Freunde hätte.“

„Sollte es Lat... sein?“ fragte le Carpentier.

„Ist er ein großer Gourmand?“ wandte ich mich an die Somnambule.

„Gourmand? — Nein,“ antwortete sie in ernstem Tone und nachdem sie eine halbe Minute nachgedacht hatte.

„Dann ist es Lat... nicht. Uebrigens haben wir auch bereits ein ziemlich vollständiges Signalement: mittlere Größe, fünfundzwanzig Jahre, blonde Haare, blasse Gesichtsfarbe, elegante Kleidung, Lorgnon und lackirte Stiefeln. Besitzt er Geist?“

„Viel, viel, viel.“

„Wahrlich, mein Freund ist ein vollkommner Mann. Leider kenne ich außer Ihnen, Eduard, keinen ähnlichen.“

„Sehr gütig, mein Lieber; aber ich bin Gourmand, trage kein Lorgnon und bin außerdem bereits hier gegenwärtig.“

„Mein Fräulein, ich sage Ihnen meinen Dank,“ sagte ich zu der Somnambule, indem ich ihre Hand küßte.

„Ach! Sie magnetisiren mich!“ rief sie und zog hastig ihre Hand zurück. „Ich bin ermattet — man erwecke mich.“

Herr von Goursac folgte eiligst der Aufforderung seiner Somnambule, und da seine bereits seit einer Viertelstunde in Schranken gehaltene Beredtsamkeit nur auf eine Gelegenheit gewartet hatte, um hervorzubrechen, so benutzte er die endlich ihm gewordene, um ex professo einen Vortrag über die Pflicht des Magnetiseurs zu

halten, sich pünktlich und bei jeder Gelegenheit in die Wünsche seiner Somnambulen zu fügen.

Nachdem er zwei oder drei Minuten Querstriche gemacht hatte, öffnete Fräulein von K. die Augen.

„Wo bin ich?" fragte sie. „Mama, wo bist Du? — Ach! da bist Du! — Aber — man hatte mich wohl eingeschläfert?"

Frau von K. umarmte ihre Tochter mit mütterlicher Innigkeit, worauf Herr von Goursac das Wort wieder ergriff, um nochmals eine Uebersicht der Phänomene zu geben, von denen wir Zeugen gewesen waren, und zwar zu seinem und Mesmer's höchstem Ruhme.

Endlich entfernten sich meine Gäste, nachdem ich ihnen versprochen hatte, sie unverzüglich zu benachrichtigen, wenn die Prophezeihung in Erfüllung gehen sollte.

— — — — — — — — — — — —

Eine halbe Stunde später, in dem Augenblicke, als ich mich zu Tische setzen wollte, meldete man mir, daß ein Fremder, der sich sehr fein benehme und ein Freund von mir zu sein vorgäbe, mit mir zu sprechen wünschte und mich im Salon erwarte.

Ich eilte zu ihm; mein Herz pochte ungestüm. Der Fremde war ein bleicher junger Mann mit blonden Haaren; er trug ein Lorgnon und lackirte Stiefeln; sein Antlitz deutete auf fünfundzwanzig Jahre. Er konnte dem von der Somnambule entworfenen Portrait nicht genauer gleichen. Leider war jedoch der junge Mann nicht von der Zahl meiner Freunde, denn seine Züge waren mir vollkommen unbekannt.

VII.

Jacques Albin.

Der Fremde, welcher sich gesetzt und eine Zeitung zur Hand genommen hatte, um mich zu erwarten, erhob sich, als ich eintrat und kam mir mit offenen Armen entgegen.

„Kennst Du mich nicht mehr?" rief er mir zu.

Dieser vertraute Ton vermehrte meine Ueberraschung, und ich stammelte:

„Nein, mein Herr — ich kenne Dich nicht.“

„O! mein Herr!“ rief der Fremde laut lachend aus; „so betrachte mich doch genauer.“

„Ich betrachte Sie, so gut ich kann.“

Kurz, Jacques Albin, denn er war es, hatte sich in seinem ganzen Aeußern, in seinem Benehmen, seiner Kleidung und den geringsten Bewegungen so vollkommen verändert, daß ich ihn selbst dann noch nicht wieder erkannte, als er sich mir genannt hatte.

„Ach, mein Freund,“ sagte ich zu ihm, indem ich ihn an meine Brust drückte, „ich vertraue nur Deinen Worten —“

„Ich hatte Deine Ueberraschung erwartet,“ entgegnete er. „Ja, ich habe den alten Rock mit dem alten Menschen abgelegt. Aber wenn Du in meinem Herzen lesen könntest, so würdest Du erkennen, daß sich dieses nicht geändert hat.“

„Mein armer alter Freund! Aber, woher kommst Du denn? Von China oder Tombuktu?“

„Ich komme aus der Straße Louis le Grand, wo ich seit zwei Jahren gewohnt habe.“

„Wie! seit zwei Jahren bist Du in Paris?“

„O, schon länger.“

„Und wir sind einander nie begegnet!“

„Das ist in der That seltsam; aber Paris ist so groß!“

„Und was betreibst Du hier?“

„Die Arzneikunst; einer unserer Collegen hat mir Deine Wohnung genannt.“

„Ach, ich bin demselben sehr verbunden. Hast Du Dich denn mit der Arzneikunde wieder ausgesöhnt?“

„So ziemlich. Seit ich den Ausspruch des Jamblich gelesen und überdacht habe: ‚Die Arzneikunde ist eine Tochter der Träume‘ —“

„Was sagst Du da? Großer Gott! solltest Du Magnetiseur sein?“

„Van Helmont war das ebenfalls!“

„O, dann hat der Himmel Dich zu mir gesandt, denn Du sollst mich belehren. Wie freue ich mich, Dich wieder zu sehen! Widmest Du mir den heutigen Abend?“

„Sehr gern, wenn Du frei bist.“

„Ich bin stets für meine Freunde frei. Wir speisen also zusammen. Aber vor allen Dingen und damit nichts mich störe, um

mich ganz der Freude des Wiedersehens überlassen zu können, so gib mir Aufschluß über einen Punkt, der mich sehr interessirt. Kennst Du die Gräfin von K. und ihre Tochter?"

„Ein wenig."

„Das ist schlimm! sehr schlimm!"

„Warum denn sehr schlimm? Diese Damen sind sehr liebenswürdig."

„Ja, aber es wird mir dadurch, daß Du dieselben kennst, eine Ueberzeugung geraubt."

„Mein Freund, Du bist schwerer zu verstehen, als ein alchymistischer Tractat."

„Ich werde mich bald näher erklären Du bist also sicher, daß sie Dich kennen?"

„Ja, weil wir uns zwei oder drei Mal in Gesellschaften gesehen haben."

„Das ist schon genug — schon zu viel!"

Mein Freund betrachtete mich natürlich mit einem unbeschreiblichen Staunen.

Ich setzte indeß mein Verhör fort:

„Hast Du den Damen gesagt, daß Du mich zu besuchen beabsichtigtest?"

„Was für ein Einfall! Ich habe die beiden Damen seit mindestens sechs Wochen nicht gesehen."

„Hast Du es irgend Jemand von ihrer Bekanntschaft gesagt?"

„Ich habe es nur einer einzigen Person gesagt."

„Welche diese Damen kennt?"

„Das weiß ich nicht. Aber, um des Himmels willen! wozu diese Fragen?"

„Ach! mein Freund, Du hast mich in der Ansicht bestätigt, daß es keine Wunder mehr gibt, und daß es wahrscheinlich überhaupt nur für Dummköpfe Wunder gegeben hat. Denke Dir, daß vor kaum einer halben Stunde eine neue Pythia mir sagte, ich würde Dich sehen und zwar so sehen, wie ich Dich wirklich da vor mir sehe. Indem diese Prophezeihung eintraf, begann ich bereits an das Wunderbare zu glauben, allein nun wird mir Alles klar. Meine Pythonissa kannte Dich und kannte wahrscheinlich auch Deine Absicht, mich zu besuchen. Nun ist also der Zauber verschwunden; die Gewißheit entflieht und kaum bleibt mir noch ein Zweifel."

„O, möge dieser wenigstens Dir bleiben, mein Freund, denn der Zweifel ist die Meinung des Weisen. Aber, meiner Seel'! ich erwartete nicht, vorherverkündet zu werden! Indeß sehe ich, daß es sich um eine Somnambulismus-Geschichte handelt. Erzähle sie mir; ich bin darin erfahren und werde Dir meine Meinung sagen."

Nun erzählte ich meinem Freunde Alles, was zwischen Herrn von Goursac, der Dauruc, Fräulein Adolphine, Herrn von Beaur... u. s. w. vorgegangen war. Die Mystification des Letztgenannten gab Albin viel zu lachen.

„Was diesen betrifft," sagte er, „so freue ich mich über sein Mißgeschick. Ich sah ihn eines Tages so anmaßend, so grob und so flach, daß er verdiente, Deine Somnambule hätte ihm die Wahrheit gesagt. Aber sprechen wir jetzt vernünftig. Das, was bei Dir vorgegangen ist, überrascht mich durchaus nicht: bei den meisten unserer Experimente mischt sich der Irrthum, wenn nicht die Lüge, mit der Wahrheit, und diese Mischung, welche fast unvermeidlich ist, bildet die schwache Seite des Magnetismus. Indeß selbst bei den fehlgeschlagenen Experimenten, das heißt, wenn Alles falsch, unwahrscheinlich, unmöglich erscheint, kann noch etwas Glaubwürdiges vorkommen, so daß nur die Befangenheit oder mangelhafte Beobachtung Alles ohne Prüfung zu verwerfen vermag. Nehmen wir das als Beispiel, was Du gesehen hast. Der Baron von Goursac ist, wie ich nicht zweifle, ein aufrichtiger Mann, aber es fehlt ihm an Geist, an Unterscheidungsgabe, an gesunder Vernunft. Das räume ich Dir ein. Die Dauruc ist eine elende Dirne; ich habe sie bereits verwichenes Jahr gesehen: sie schläft und das ist Alles. Vielleicht war sie anfangs in der That mit dem begabt, was wir das Hellsehen nennen. Hat sie aber je diese Fähigkeit gehabt, so muß sie doch dieselbe schon lange verloren haben, was sie indeß nicht hindert, ihr Handwerk fortzusetzen, weil es ihr etwas Geld einbringt. Das ist die kurzgefaßte Geschichte fast aller Somnambulen. Wirst Du es aber wagen, mit dieser Dauruc, die ich Dir ganz und gar aufopfere, das Fräulein Adolphine zu vergleichen? Gestehe zunächst, daß sie schon in körperlicher Hinsicht nicht die mindeste Aehnlichkeit mit einander haben."

„O, nicht die mindeste, das räume ich Dir gern ein. Fräulein Adolphine ist ein reizendes Mädchen. Ich habe nie ein schöneres Gesichtchen gesehen."

„O!“ rief mein Freund lachend aus; „ich sehe, daß es mir wenig Mühe machen wird, Dich dahin zu bringen, daß Du das Fräulein frei sprichst. Wenn Du aber an ihr so viele liebenswürdige Eigenschaften findest, wenn Du einräumen mußt, daß ihr so großartige Mittel zu Gebote stehen, um ohne Kunststückchen zu gefallen, so kannst Du doch unmöglich denken, daß dieses wohlerzogene, vornehme, bisher untadelhafte Fräulein unüberlegter Weise eine unwürdige — was sage ich? — eine unedle Rolle in einer lächerlichen Farce spielen sollte. Aber das ist noch nicht Alles! Wie viele Voraussetzungen müßte man nicht zulassen, um vernünftiger Weise zu dem Schlusse zu gelangen, daß Fräulein von K., die mich kaum kennt, die vielleicht nicht einmal meinen Namen weiß, die nur durch einen unglaublichen Zufall meine Absicht, Dich zu besuchen, hätte erfahren können. — Nein, mein Freund, solche Annahmen wären abgeschmackt!“

„Offen gestanden bin ich ganz zufrieden mit Deiner Vertheidigung.“

Albin lächelte und fuhr fort:

„Fräulein von K. ist ein so reizendes Wesen!“

Es war Zeit, daß wir uns zu Tische setzten. Ich habe nie so heiter ein Mahl genossen. Jacques erzählte mir einen Theil der Abenteuer, die er seit unserer Trennung erlebt hatte, und ich erzählte ihm dagegen die meinigen. Dann kam die Unterhaltung wieder auf den Magnetismus. Da ich mich an die Experimente erinnerte, deren Zeuge ich in Montpellier gewesen war, so theilte ich sie meinem Freunde mit. Aber Jacques kannte dieselben zu meinem großen Erstaunen bis auf die geringsten Nebendinge.

„Ei!“ rief ich aus, „das setzt mich in ein noch größeres Staunen, als die Prophezeihung des Fräulein von K., von wem weißt Du denn das Alles?“

„Von Bonnin selbst,“ antwortete Jacques.

„Du kennst also Bonnin?“

„So gut, wie mich selbst.“

„Wo bist Du mit ihm zusammengetroffen?“

„Ich möchte lieber fragen, wie es kommt, daß Du ihm noch nicht begegnet bist?“

„Er wohnt also in Paris?“

„Seit vielen Jahren.“

„Und was macht er hier?“

„Er lebt vom Magnetisiren.“

„Und hungert nebenbei?“

„Leider, ja! Aber er behauptet dennoch seine Würde.“

„O, was das betrifft, so hege ich keinen Zweifel; Bonnin kann nicht anders, als mit Würde auftreten. Stehst Du noch in Verbindung mit ihm?“

„Nothwendig, da wir gleichen Glaubens sind.“

„Es scheint, als wäre ich nur von Wundern umgeben.“

„Und doch konntest Du behaupten, daß man keine Wunder mehr vollbringe. Allein hier sehe ich nichts Wunderbares: Bonnin war in Montpellier, und Bonnin ist jetzt in Paris; alle großen Männer sind Kosmopoliten. Ich werde ihn zu Dir führen, sobald Du willst. Uebrigens besuche mich morgen, und Du wirst bei mir noch eine andere von Deinen alten Bekanntschaften finden, deren Gegenwart Dich gewiß noch mehr überraschen wird.“

„Wen denn?“

„Ich verwette Tausend gegen Eins, daß Du nicht räthst.“

„Fräulein Aimée Desormes?“

„Wer hat Dir das gesagt?“ fragte Albin, indem er erstaunt emporfuhr.

„Offenbar Niemand.“

„Dann bist Du mit dem zweiten Gesicht begabt und ich halte Dich für unendlich hellsehender, als Stephanie Dauruc. Ja, Fräulein Aimée Desormes, oder vielmehr Madame Graffeld ist hier.“

„Und ihr Mann?“

„Ist glücklicher Weise todt.“

„Glücklicher Weise? — Es scheint mir, als wärest Du für den Augenblick weniger moralisch, als egoistisch.“

„Nein, Du verstehst mich nicht. Graffeld war ein Ungeheuer, das seine Frau mißhandelte und zu Tode geärgert haben würde, wäre es nicht selbst gestorben. Als Erbschaft hat er ihr Schulden und ein nach seinem Tode geborenes Kind, dessen Pathe ich bin, hinterlassen.“

„Das ist erbaulich. Und sie wohnt bei Dir?“

„Nein, aber sie besucht mich oft.“

„Macht sie es, wie Bonnin? lebt sie auch vom Magnetismus?“

„So ist es, mein Lieber; ich habe eine Somnambule aus ihr gemacht.“

„Ohne das, was Du sonst noch aus ihr gemacht hast.“

„Du irrst, mein Freund, ich habe sonst nichts aus ihr gemacht.“

„Und doch liebst Du sie noch immer?“

„Ja — als eine gute Freundin.“

„So verstand ich es auch — denn eine sieben Jahre alte Liebe —“

„Nein, tausend Mal nein. Ich habe Treue geschworen.“

„Du, Treue? wem denn?“

„Einer Fee.“

„Ach, das schließt mir den Mund. Es ist das Loos der Feen, Wunder zu vollbringen. Aber, offen gestanden, mein lieber Albin, ich sehe, daß Du Dich sehr zum Phantastischen neigst. Und um die Wahrheit zu bekennen, so setzt mich das weniger in Staunen, als alles Uebrige, denn wenn ich Dich so vom Kopf bis zu den Füßen prüfe, wenn ich Dich Wasser mit Rothwein trinken und selbst den Madeira zurückweisen sehe, dann muß ich wohl glauben, daß nur der Zauberstab einer Fee eine solche Umwandlung bei Dir habe hervorbringen können. Ist aber diese Fee Deine Frau oder die eines Andern?“

„Weder die eines Andern, noch die meinige.“

„So kennt sie also ihre Pflichten, denn ich glaube, daß die Feen sich nicht verheirathen dürfen.“

„Die meinige war einmal so thöricht gewesen, das zu vergessen. Du wirst das zu gelegener Zeit erfahren; was aber das Heirathen betrifft, so ist der Meister-Narr Bonnin noch so mit blauen Augen davon gekommen.“

„Wie das?“

„Das ist ein ganzer Roman. Damit Du aber im Stande seiest, ihn zu begreifen, so werde ich Dich mit wenigen Worten in meine magnetische Theorie einweihen.“

„Also auch in dieser verfehlten Heirathsgeschichte spielt der Magnetismus eine Rolle?“

„Er spielt in derselben die Hauptrolle, und anders konnte es auch nicht sein. Bonnin und der Magnetismus sind stets von einander unzertrennlich.“

„Ich habe mir immer gedacht, daß der arme Teufel noch einmal im Irrenhause enden würde.“

VIII.

Bonnin's Liebschaften.

Als wir unser Mahl beendet hatten, fragte ich meinen Freund, ob er Kaffee tränke.

„Nie,“ sagte er, „und Du?“

„Ich! er regt mich auf, daß ich den Verstand verlieren möchte.“

„Hast Du Dich vielleicht schon einmal gefragt, woher das kommt?“

„Nun, es ist bekannt genug, daß der Kaffee für nervöse Personen ein höchst kräftiges Aufregungsmittel ist.“

„Eine schöne Antwort! Warum bewirkt Opium das Einschlafen? Antwort: Weil Opium das Einschlafen bewirkt. — Rauchst Du?“

„Wenn ich gute Cigarren habe.“

„Nun, dann wirst Du den ganzen Abend rauchen, denn ich kann Dir versichern, daß diese hier von den besten sind, welche je von Habana versandt wurden.“

Und Jacques zog aus seiner Tasche ein Etui, welches echte Primera enthielt, von denen wir Jeder eine anzündeten.

„Und nun höre mich an,“ sagte er dann. „Das Aufregende im Kaffee ist sein Aroma, das heißt: eine Essenz. Jede Essenz ist, wie Du weißt, ein sehr flüchtiger Stoff, der aber seine Flüchtigkeit lediglich der in ihm enthaltenen Elektricität verdankt. Der Kaffee — oder vielmehr alle Essenzen, denn alle sind aufregend, bringen ihre Wirkungen nur hervor, indem sie plötzlich der schon in unsern Nerven circulirenden Elektricität noch eine große Menge desselben Fluidums hinzufügen. Dann entsteht in uns ein überschüssiges Leben, weil ein Ueberschuß des Lebensprincips vorhanden ist.

„Wenn Du aber Deine Physik nicht vollständig vergessen hast,

so wirst Du Dich von der Schule her erinnern, daß es zwei Arten der Elektricität gibt, eine positive und eine negative. Diese beiden Principien suchen einander, ziehen sich an und neutralisiren sich gegenseitig in dem Augenblick der Begegnung. Daher ist das Opium, welches wahrscheinlich eine Elektricität von entgegengesetzter Natur, als der Kaffee, enthält, ein Antidot dieses letzteren, und umgekehrt.

„Was bei den leblosen Körpern stattfindet, eben dasselbe findet auch bei den Menschen statt. Es gibt elektro-positive und elektro-negative Menschen. Diese fühlen sich zu jenen unwillkürlich hingezogen, während diese, wie jene, sich unter einander abstoßen.

„In der gewöhnlichen Ordnung der Dinge sind diese Anziehungen und Abstoßungen rein moralischer Natur, am Häufigsten sehr unklar ausgesprochen, und daher nur bei gezwungenen Annäherungen bemerkbar. Wie viele Frauen verabscheuen nicht ihre Männer, während sie nur Gleichgiltigkeit gegen dieselben empfinden würden, wenn sie nicht ihre Männer wären.

„Es würde demnach ein großes Glück für die Menschheit sein, wenn es ein Mittel gäbe, dergleichen schlecht passende Verbindungen zu verhindern und vor der Vollziehung derselben zu beweisen, daß die Natur sie verwirft.

„Nun hat es mir scheinen wollen, als ob der Magnetismus in solchen Fällen einen Prüfstein abgeben könnte.

„Die moralische Anziehung, sagte ich eines Tages zu Bonnin, fällt stets mit der physischen Anziehung zusammen, sodaß, wenn diese sich kund gibt, man stets auch von der Anwesenheit der andern überzeugt sein kann.

„Räumen wir diesen Grundsatz ein, so hat jeder Mann, der sich über die innere Neigung seiner Braut zu ihm Gewißheit verschaffen will, einzig nöthig, dieselbe zu magnetisiren. Nicht zwanzig Striche bedarf er, um sein Loos kennen zu lernen. Zieht er an, so mag er heirathen; im entgegengesetzten Falle mag er nur das Heirathen unterlassen, denn es ist unbestreitbar, daß die beiden Wesen nicht zu einander passen."

„O! welche Träumerei!" rief ich aus, indem ich mich vor Lachen nicht mehr halten konnte.

„Ich gebe es auch für nichts anderes aus; allein für unsern

Freund Bonnin muß diese Träumerei dennoch viel Einleuchtendes gehabt haben, denn Du wirst sehen, wie er sie anwandte."

„Ich errathe es."

„Gewiß nicht, denn in bestimmten überschwenglichen Dingen geht Bonnin stets über Alles hinaus, was man sich denken kann.

„Der gute Mann magnetisirte vergangenes Jahr eine kleine Kranke, die er herzustellen hoffte, aber nicht herstellte. Sie war nur epileptisch, und er machte sie blödsinnig. Das kleine Mädchen hatte zwei Schwestern, von denen die eine Cäcilie, die andere Julie hieß. Die erstere war zwanzig, die letztere achtzehn Jahre alt. Beide waren hübsch; wenigstens fehlte es ihnen nicht an Reizen. Kein Wunder also, wenn Bonnin, der sie täglich sah, sich in eins von den beiden jungen Mädchen verliebte, die übrigens in der größten Zurückgezogenheit lebten und keinen andern Mann sahen, als ihn.

„Wäre er so vernünftig gewesen, sich an die Aeltere anzuschließen, so wäre die Sache gewiß gewesen; aber Bonnin fängt Alles verkehrt an: es war die Jüngere, in die er sich verliebte. Uebrigens will ich keineswegs damit sagen, daß allemal die älteren Schwestern zuerst heirathen müßten, sondern die Schwierigkeiten kamen von einer andern Seite her, und Bonnin selbst regte dieselben auf.

„Wie dem auch sein mochte, das junge Mädchen erwiderte seine Liebe."

„Bonnin's Liebe!"

„Ich habe ihren Brief gelesen, denn das unschuldige Kind antwortete schriftlich."

„Was sagst Du da! Bonnin ein Faublas geworden! — Nun glaube ich an Alles, an das Abgeschmackte, an das Unmögliche, selbst an den Magnetismus!"

„Das hoffe ich; aber laß mich nur fortfahren.

„Beauftragt von meinem Freunde, auf Unwegen Nachrichten über Julie's Familie, über ihr Vermögen, ihre Amsprüche und nöthigenfalls ihre Absichten einzuziehen, wenn Bonnin sich erklärte, entledigte ich mich, so gut ich konnte, dieses zarten Auftrags. Die Resultate meiner Erkundigungen waren sehr befriedigend. Fräulein Julie hatte 50,000 Franken Mitgift, außer dem, was sie dereinst noch zu „hoffen" hatte — ein schrecklicher Ausdruck! Bonnin gefiel

dem Vater, und die Mutter — eine Stiefmutter — hatte keinen andern Wunsch, als so bald wie möglich die Töchter ihres Mannes los zu werden.

„Als ich das meinem Freunde mittheilte, jubelte er vor Freude und machte mit seinen langen hagern Beinen solch tolle Sprünge, daß er mich an Don Quixote erinnerte.

„Als er sich dann ein wenig von seiner übersprudelnden Heiterkeit erholt hatte, plauderten wir mit einander, und ich trug ihm an jenem Abende meine Theorie vor. Was für einen gelehrigen Schüler hatte ich an meinem Freunde! wie aufmerksam hörte er mir zu! Plato mag die Lehren des Sokrates nicht gewissenhafter angehört haben.

„Als ich zu sprechen aufhörte, war er ganz nachdenkend geworden.

„Was ist Ihnen?" fragte ich.

„Ich bewundere Sie," antwortete er.

„Wir trennten uns gegen elf Uhr, und ich sah ihn erst drei Tage später wieder. Aber da war er in Verzweiflung, denn höre, was vorgegangen war.

Schon am nächsten Tage nach unserm Beisammensein hatte Bonnin, begeistert von meiner neuen Lehre, an nichts anderes gedacht, als seine Liebe in dem Schmelztiegel von meiner Erfindung zu prüfen. Er machte demnach seiner künftigen Schwiegermutter und den beiden jungen Mädchen den Vorschlag, sie zu magnetisiren. Obschon Niemand, es müßte denn Satanas selbst gewesen sein, seine Absicht errathen haben würde, glaubte er dennoch mit List verfahren zu müssen; und wie man bei gewissen unschuldigen Spielen es gern auf sich nimmt, zwanzig häßliche Gesichter zu küssen, um dafür auch die Geliebte küssen zu können, so hätte Bonnin Alle im Hause bis auf den Mops hinab, magnetisirt, um dafür das Recht zu erhalten, auch seine Julie zu magnetisiren, ohne daß sie seinen Zweck bemerkte.

Er begann mit der Stiefmutter, welche er so glücklich war, bis zum Gähnen zu bringen.

„Nach ihr kam Cäcilia.

„Nach funfzehn oder zwanzig Strichen seufzte das junge Mädchen und schlief ein. Dann erklärte sie, daß sie ein außergewöhnliches Wohlbefinden verspüre und stets in diesem Zustande bleiben

möchte. Endlich neigte sich ihr Kopf, ihre Hände erhoben sich und folgten denen des Magnetiseurs — offenbar fand Anziehung statt."

„Die arme Cäcilia!" dachte der wackere Bonnin; „sie hätte mich also ebenfalls geliebt! Ha! wenn ich je Wittwer werden sollte, und sie wäre noch frei, so würde ich keine Andere heirathen."

„Fräulein Julie hatte entweder Furcht, daß sie einschlafen und ihre kleinen Geheimnisse verrathen möchte, oder sie hatte eine Ahnung von Dem, was vorgehen würde — kurz, sie unterwarf sich nicht so willig, wie ihre Schwester es gethan hatte, den Strichen des Magnetiseurs. Da sie indeß trotz den guten Gründen zu einer Weigerung, welche sie haben mochte, doch nur nichtssagende vorschützen konnte, so war sie gezwungen, den Bitten ihres Vaters, welche von dem Munde der Mutter wiederholt zu Befehlen wurden, nachzugeben. Sie setzte sich demnach erröthend, und das Experiment begann.

„Der unglückliche Bonnin! Welcher auf seine Liebe eifersüchtige Dämon trieb ihn an, dieselbe zu versuchen!

„Fräulein Julie stand kaum in Rapport mit ihrem Magnetiseur, als sie zu zittern begann, sich zurückwarf und alle Zeichen eines offenbaren Unwohlseins bemerken ließ. Indeß bestand Bonnin auf seinem Versuche: er fühlte sich zu glücklich, in seinen Händen die zarten weißen Finger zu halten, die er bisher nur verstohlen berührt hatte. Aber je hartnäckiger er war, desto höher steigerten sich die Leiden der Jungfrau. Endlich flehte das arme Kind weinend, daß sie es nicht mehr aushalten köune, daß man aufhören möge, sie zu magnetisiren; und das Experiment wurde abgebrochen.

„So unvollkommen auch dieses Experiment gewesen war, so war es dennoch entscheidend genug für Bonnin.

„Ich war so sehr außer mir," sagte er zu mir, „befand mich in einer solchen Verzweiflung, daß ich schnell, fast ohne Abschied zu nehmen, ging, und anstatt mich nach Hause zu begeben, wo mich Jemand erwartete, mechanisch bis nach den elysäischen Gefilden wanderte."

„Es scheint indeß, als habe ihm die freie Luft ein wenig Besinnung wieder gegeben, denn als er nach Hause zurückgekehrt war, besaß er Kaltblütigkeit genug, seine Lage zu überblicken und aus dem Vorgefallenen in allem Ernst folgende Schlüsse zu ziehen:

„1) Es ist gewiß, daß Fräulein Julie mich nicht liebt;

„2) Es ist nicht weniger gewiß, daß ich meinerseits — sie nicht lieben darf.

„Da es mir nun andererseits bewiesen ist, daß Cäcilia Neigung zu mir besitzt — so ist es Cäcilia, die ich heirathen muß. Cäcilia wird demnach meine Frau werden, wenn man mir ihre Hand bewilligt.“

„Nach diesen Folgerungen und Schlüssen spitzte Bonnin seine Feder, und schrieb an den Vater einen beredten Brief, in welchem er um die Hand seiner ältesten Tochter anhielt.

„Ich habe das Vertrauen zu seiner Vernunft, daß er den Brief nicht abgesandt haben würde, hätte er bis zum folgenden Tage reiflich nachgedacht. Aber gerade weil er eine Aenderung seiner Ansichten befürchtete, beeilte er sich, den Brief zur Post zu senden. „Die Wissenschaft hatte gesprochen,“ sagte er, „und der Instinct muß gehorchen.“

„Leider ist der Instinct nicht immer gelehrig. Dieses Mal war er in seinem Rechte, wenn er sich auflehnte; — aber es war zu spät.

„Am folgenden Tage (eine neue Dummheit!) wollte er widerrufen. Er hatte die Keckheit, zu dem Vater zu eilen und demselben zu sagen, daß er, indem er um seine Tochter angehalten, den Namen derselben verwechselt habe! Der Vater lachte ihn aus, und das war das Wenigste, was er verdient hatte. Was aber die beiden Töchter betraf, so war die eine in ihrer Liebe verletzt und entfloh, als sie ihn eintreten sah, während die andere, in ihrer Eigenliebe verletzt, ihn lieber mit Schimpf und Schande aus dem Hause werfen gesehen hätte.

„Und so,“ schloß Jacques, indem er den Rest seiner Cigarre in das Feuer warf, „endete die beklagenswerthe Geschichte von den Liebschaften des unglücklichen Bonnin.“

Diese wunderliche Anekdote, welche mich eine neue Seite von dem Charakter meines alten Tischgenossen kennen lehrte, konnte meinen Wunsch, ihn wiederzusehen, nur vergrößern. Daher kamen wir, Albin und ich, überein, ihn nächstens zu überraschen, wenn ich ihn nicht am folgenden Tage bei meinem Freunde anträfe.

Dann sprachen wir von Madame Graffeld, deren seltsames Geschick mich interessirte, und unsere Unterhaltung würde sonder

Zweifel bis weit in die Nacht fortgedauert haben, wenn nicht ein Bedienter erschienen wäre, um Albin aufzufordern, so schnell wie möglich zu der Frau Vicomtesse von V. zu kommen.

„Ach, mein Freund," sagte ich zu Albin, als sich der Bediente wieder entfernt hatte, „da Du nach Deiner Versicherung nur einer einzigen Person Deine Absicht, mich zu besuchen, mitgetheilt hast, so ist diese einzige Person gewiß die Frau Vicomtesse."

„Ja, aber in ihrer Eigenschaft als Fee, würde sie es ohnedies errathen haben."

„Ha! wahrhaftig! also eine Vicomtesse ist Deine Fee?"

„Warum nicht?"

„Und doch ist mir, gnädiger Herr, als wären Sie Republikaner gewesen?"

„Ich bin es noch."

„Wirklich?"

„Der Magnetismus gleicht der Liebe, er kennt keine Vorurtheile."

IX.

Madame Graffeld.

Der Leser hat ohne Zweifel nicht vergessen, unter welchen Umständen Albin im Monate Juli 1834 Afrika verlassen hatte.

Ein von einem königlichen Dampfboote mitgebrachter Brief hatte ihm gemeldet, daß seine Mutter am Tode liege. Er hatte sich sofort die Erlaubniß erbeten, auf einem Schiffe, welches eben zur Abfahrt nach Toulon bereit lag, nach Frankreich zu eilen. Leider kam er zu spät. Seine Mutter verschied an demselben Abende, an welchem er in Toulon landete, und da er erst eine Quarantaine von fünf Tagen halten mußte, so langte er erst zwei Tage nach der Beerdigung in seinem Dorfe an.

Das war für Albin ein schrecklicher Schlag, denn ein herzzerreißender Gedanke mehrte seinen Schmerz.

Er dachte sich, und vielleicht nicht ohne Grund, daß seine Ausschweifungen und sein zügelloses Leben seiner Mutter einen Kummer

bereitet hätten, welcher fähig gewesen wäre, ihre Tage abzukürzen. Er vergoß daher Thränen der Reue. Dann legte er den Manen seiner Mutter das Gelübde ab, seine Lebensweise zu ändern.

Nachdem er fünf Tage in Salins zugebracht hatte, und zwar in dem Hause eines seiner Oheime, dessen patriarchalische Sitten seinen Geist stärkten und seine Pläne, sich zu bessern, befestigten, reichte er sein Abschiedsgesuch als Militairchirurg ein, ließ die Schulden bezahlen, welche er in Afrika hinterlassen hatte, und begab sich nach Paris.

Dort nahm er seine medicinischen Studien ernstlich wieder auf, besuchte mit größtem Fleiß die Vorlesungen und die Hospitäler, und erlangte das Doctor=Diplom im Juli 1835.

Später wird uns Jacques selbst den weitern Verlauf seiner Geschichte erzählen.

Jetzt gedenke ich nur das Mißgeschick des ersten Weibes, das er liebte, mitzutheilen.

Zunächst muß ich jedoch bemerken, daß der groteske Name Memée, welchen man ihr gab, nur eine Corruption des Namens Aimée war, welchen sie in der Taufe von ihrer Pathe erhalten hatte.

Wie überflüssig auch diese Berichtigung scheinen mag, so halte ich sie doch nicht für unwichtig.

In einer Erzählung, wie im Leben, haben die Namen einen gewissen Werth, und vielleicht haben sie an unserm Glück oder Unglück einen größern Antheil, als man gewöhnlich meint.

Von den Erinnerungen, welche sie erwecken, oder auch schon von ihrem Klange hängt ein Eindruck ab, welcher in dem Geiste Derer, welche sie hören, gleich von vorn herein ein günstiges oder ungünstiges Vorurtheil gegen die Träger derselben erweckt.

Wie wäre es möglich, daß ein Mann sein Glück machen könnte, welcher Judas hieße.

Ein lächerlicher Name bringt fast eben so unglückliche Folgen, wie ein solcher, auf welchem der Fluch ruht. Mögen die Mütter sich daran erinnern, wenn sie ihre Kinder taufen lassen.

Daher werde ich fortan die Wittwe des Brauers Graffeld nicht mehr Memée, sondern Aimée nennen.

Vergessen wir nicht, daß in der Epoche, in welcher wir uns

jetzt befinden (1839), sieben Jahre verflossen sind, seit ich sie zum letzten Male in Besançon gesehen hatte.

Es ist daher Zeit, das Räthsel ihres plötzlichen Verschwindens im Jahre 1832 zu erklären. Bekanntlich war dieses Räthsel durch die unerwartete Nachricht von ihrer Verheirathung mehr verwickelt, als aufgeklärt.

Man wird sich noch erinnern, daß Aimée unter der Vormundschaft eines alten pensionirten Soldaten lebte, welcher Desormes hieß. Dieser hatte seiner Mündel eines Tages eine wichtige Mittheilung zu machen und begab sich daher in ihre Wohnung, traf sie aber nicht zu Hause an. Da er indeß meinte, sie wäre noch in der Pelzhandlung, in welcher sie arbeitete, und würde bald erscheinen, weil die gewöhnliche Arbeitszeit schon vorüber war, so beschloß er, sie zu erwarten. Folglich ließ er sich den Schlüssel zu ihrem Dachstübchen geben und stieg nach demselben hinan.

Aimée's Wohnung war mehr luftig als geräumig. Sie bestand aus einem einzigen Stübchen im vierten Stock, mit einer schönen Aussicht über die Dächer der benachbarten Häuser, welche größtentheils nur dreistöckig waren.

Mit einem Blick konnte man das Inventarium des ganzen Mobiliars des jungen Mädchens aufnehmen. Es bestand dasselbe aus einem kleinen Bett mit Vorhängen von weißem baumwollenen Zeug, aus etlichen gemeinen Stühlen, aus einer Kommode von Nußbaumholz und aus noch einem kleinen Geräth, welches man, irre ich nicht, eine Chiffonnière nennt, das aber, wenn man anders aus dem auf ihm befindlichen Tintenfläschchen, frisch beschriebenem Papier und Federn schließen durfte, bei seiner Eigenthümerin den doppelten Dienst als Arbeitstisch und Schreibtisch versah.

Ueberrascht von den schriftstellerischen Gewohnheiten, welche seine Nichte sich in dem Pelzgeschäft angeeignet zu haben schien, ließ Desormes einen Anfall von Engbrüstigkeit, den die Ersteigung von vier Stockwerken verursacht hatte, vorübergehen und ergriff dann ohne große Umstände das Manuscript, welches der Zufall ihm in die Hände spielte. Hatte er doch das Recht, dasselbe zu lesen!

Dieses Manuscript war ein noch unvollendeter Brief. Ich weiß übrigens nicht, in welchen Ausdrücken der Brief abgefaßt

war, und in wie weit es möglich war, aus ihm die wahre Natur der Verhältnisse zu folgern, welche zwischen Aimée und dem Tags zuvor nach seinem Dorfe abgereisten Albin bestanden.

Wenn ich nach meinen eigenen Erinnerungen urtheile, so muß ich gestehen, daß die hieroglyphischen Formen von Aimée's Orthographie bisweilen ihre Meinungen mit einem undurchdringlichen Schleier deckten. Ueberdies war ihr Stil sehr arm an compromittirenden Vertrautheiten. Entgegengesetzt den weiblichen Gewohnheiten, war sie weit freier in ihren Worten, als in ihren Briefen, und sagte ohne Erröthen, was sie nimmer zu schreiben gewagt haben würde.

Wenn aber die Thatsache allein, daß sie an einen jungen Mann schrieb, ein unwiderlegliches Zeugniß ihres Leichtsinns war, so bedurfte es nicht erst, daß die dunkeln Worte ihres Briefes ein weiteres Zeugniß gegen sie ablegten.

Desormes faßte daher den klugen Gedanken gar nicht tiefer in die Sache einzudringen. Er legte den Brief zusammen, schob ihn in seine Tasche und beschloß — ohne sich zu fragen, ob die Tugend der Bräute einen wesentlichen Theil ihrer Mitgift bilden müsse, oder nicht — seine Mündel so bald wie möglich zu verheirathen.

Als Desormes eine halbe Stunde vergebens auf seine Nichte gewartet hatte, stieg er die Treppe wieder hinab, übergab den Schlüssel der Hauswirthin und kehrte nach Hause zurück.

Aimée kam erst um fünf Uhr, das heißt um die Stunde, zu welcher sie gewöhnlich an Sonntagen ihren Oheim zu besuchen pflegte, um mit ihm zu speisen.

Der gute Desormes nahm sie mit der freundlichen Miene auf, welche er stets für sie hatte. Er ergriff ihre Hände, drückte einen Kuß auf ihre Stirn, fragte nicht einmal, warum sie nicht früher gekommen sei, sondern führte sie in sein Zimmer und lud sie ein, sich neben den Kamin zu setzen, worauf er selbst an ihrer Seite Platz nahm.

Indeß hatten die langjährigen Freunde des alten Desormes, die, welche seine Launen, seine Weise und seine gewöhnliche Ruhe kannten, leicht errathen, daß irgend etwas Wichtiges in seinem Innern vorgehe, denn er erschien zu zerstreut, während er das Feuer des Kamins anschürte, eine Prise nahm und dann mit

dem Rockärmel den verlorenen Tabak von den Knieen seiner Beinkleider abstäubte. Von Zeit zu Zeit schüttelte er auch wohl den Kopf oder verzog das Gesicht, als hätte man ihn auf ein Krähenauge getreten. Endlich begann er sogar ein Stückchen zu pfeifen, was gewöhnlich eine Vorbedeutung war, daß er eine gewichtige Rede halten werde.

Nachdem das einleitende Pfeifen beendigt war, begann er:

„Es thut mir recht leid, meine Nichte, daß Deine Geschäfte Dir nicht erlaubt haben, früher zu mir zu kommen. Ich hatte über eine wichtige, Dich betreffende Angelegenheit mit Dir zu sprechen. Indeß haben wir noch eine halbe Stunde bis zum Essen, und das ist mehr Zeit, als ich bedarf, um Dir zu erklären, worum es sich handelt.

„Du bist jetzt in Deinem neunzehnten Jahre, Aimée, und ich werde alt. Heute oder morgen kann ich sterben und Dich allein oder doch ziemlich allein in einer Welt zurücklassen, welche man in Deinem Alter noch mit ganz falschen Augen ansieht. Ich halte Dich für vernünftig genug, um eine rechtschaffene Frau zu werden, während Du vielleicht nicht vernünftig genug wärest, um eine rechtschaffene Jungfrau zu bleiben. Deshalb habe ich daran gedacht, Dich zu verheirathen.

„Letzten Sonntag hast Du Herrn Victor Graffeld hier gesehen. Nun, mein Gott! Du brauchst nicht so gewaltig zu erröthen. Victor ist ein wackerer Mann und durchaus geschaffen, um eine Frau glücklich zu machen. Ueberdies kenne ich seine Familie, wie Du weißt. Er ist der älteste Sohn von Anton Graffeld, einem Freunde Deines Vaters. Du gefällst ihm, er hat um Deine Hand bei mir angehalten, und meiner Seel'! — Na, da weinst Du! Warum denn weinen? Gefällt Dir Victor etwa nicht? was hast Du an ihm auszusetzen? Na, sprich offen."

„Er hat rothe Haare," sagte schluchzend das junge Mädchen, welches in seiner entsetzlichen Verlegenheit an nichts dachte, als an die Nothwendigkeit, ihrem Oheim zu antworten, und an den Abscheu, welchen ihr Der einflößte, welcher so unerwartet als Albin's Nebenbuhler auftrat.

„Er hat rothe Haare?" wiederholte Desormes in einem ruhigen Tone und suchte den Sinn zu durchdringen, welchen ein solcher Einwand haben könnte.

Als er aber denselben begriffen zu haben glaubte, stieg ihm das Blut zu Kopfe. Er erinnerte sich an Aimée's Brief, den er noch in der Tasche hatte und wurde plötzlich ein ganz Anderer, als er gewöhnlich war. Er erhob sich und warf die Feuerzange, welche er bisher in der Hand gehalten hatte, wüthend in die Ecke. Dann stampfte er mit dem Fuße und rief in einem Tone, dessen Feierlichkeit einen lächerlichen Widerspruch mit dem absoluten Sinn seiner Worte bildete:

„Er hat rothe Haare! Fräulein Nichte, Graffeld hat rothe Haare und das mißfällt Ihnen! Ei, zum Henker! wir werden ihn färben, wenn das nöthig ist, damit er Ihnen gefalle. Sagen Sie mir, welche Farbe Ihnen gefällt, oder vielmehr, welche Farbe Der hat, an den Sie so schöne Briefe schreiben!"

Aimée richtete ihre Augen verwundert auf ihren Oheim, der indeß fortfuhr:

„Ha! Sie sind erstaunt, mein Fräulein! Ja, ja! wir wissen Alles; aber hören Sie: so lange ich lebe, werde ich nimmer zugeben, daß die Tochter meines Bruders eine leichtsinnige Dirne werde; hören Sie ferner —"

Ein heftiger Husten-Anfall verhinderte Desormes, mehr zu sagen, allein seine Nichte wußte auch schon genug.

Es würde mir unmöglich sein, den Schmerz und die Verlegenheit des jungen Mädchens zu schildern, als ihr Vormund nach überwundenem Husten mit einer noch immer festen, aber doch ruhigern Stimme, als schämte er sich des Lärms, den er gemacht hatte, fortfuhr:

„Genug, meine Nichte; keine Auftritte, keinen Lärm! In zwei Jahren werden Sie majorenn sein, und dann mögen Sie handeln, wie es Ihnen beliebt; allein bis dahin haben Sie kein Recht, irgend etwas ohne meine Zustimmung zu thun. Nun hat aber Graffeld mein Wort, und ich werde dasselbe nicht wieder zurückziehen. Bedenken Sie sich nun."

Anstatt sich zu bedenken, weinte die arme Aimée nur. Uebrigens wird man mir auch gewiß glauben, wenn ich versichere, daß sie im bürgerlichen Rechte viel zu wenig bewandert war, um den Umfang der Gewalt zu kennen, welche den Vormündern von den Gesetzen verliehen wird. Es kam ihr nicht einmal der Gedanke

in den Sinn, daß ihr Oheim kein Recht habe, sie wider ihren Willen zu verheirathen. Aber wäre ihr auch dieser Gedanke gekommen, so würde sie ihn dennoch mit Schauder zurückgewiesen haben. Unterwürfig bis zur Selbstverleugnung, eben so unfähig des Widerstandes, wie eines Angriffes, gehorchte sie instinctmäßig und gab nach aus Schwäche, sodaß jene Selbstverleugnung gewissermaßen nur eine negative Tugend war.

In schwierigen Verhältnissen konnte sie nur weinen, verlor den Kopf, dachte nicht mehr, sondern überließ sich dem Schicksal, gleich einer in einen Strom gefallenen Blume, worauf sie ihre Sinne nicht eher wieder gewann, bis sich ihr Unglück erfüllt hatte.

So kam es, daß sie binnen vierzehn Tagen, ungeachtet ihrer Liebe zu Albin und ihrer Abneigung gegen Graffeld die Frau des Letztern wurde, und zwar ohne recht zu wissen, wie?

Eingeschlossen in der Wohnung ihres Oheims, bei dem sie jetzt aß und schlief, kam ihr nicht einmal der Gedanke in den Sinn, an ihren Geliebten zu schreiben, für den sie, wie ich gewiß glaube, ihr Leben gegeben haben würde, obgleich sie nicht die Kraft hatte, um seinetwillen eine Handlung des Ungehorsams zu begehen.

So wie Julie von Etange, nachdem sie Madame Wolmar geworden, stets das Bild ihres Geliebten Saint-Preux in ihrem Herzen bewahrte, so bewahrte auch Aimée Albin's Bild; aber gleich wie sie weit entfernt war, eine Julie zu sein, so hatte auch Graffeld nicht die mindeste Aehnlichkeit mit Wolmar. Graffeld war einfach ein roher Arbeiter, dessen gemeine Laster sich hinter der halbspießbürgerlichen Außenseite eines von den drückendsten Lebenssorgen freien Proletariers bargen.

Am Tage nach der Verheirathung legte Desormes seine Vormundschaftsrechnung ab, und die Neuvermählten zogen nach Strasburg. Was für eine Reise für die arme Aimée.

Nicht Jeder vermag sich zu denken, wie grausam die passive Rolle eines mit Herz begabten jungen Mädchens ist, das noch rein und ohne Uebergang der unanständigen Berührung eines von ihm verabscheuten rohen Mannes überliefert wird. Vergebens mögen Gesetze und Religion eine solche Verbindung geheiligt haben, sie bleibt dennoch eine Abscheulichkeit.

Aimée war weit entfernt, das zu sein, wofür ich sie anfangs gehalten hatte: ich hielt nämlich ihre Zärtlichkeit für Gesunkenheit, ihre Kindlichkeit für geschicktes Spiel; aber sie war nur schwach, schwach in moralischer, wie in körperlicher Hinsicht.

Dieser Fehler ist jedoch in den niedern Classen der schlimmste von allen. Graffeld verachtete anfangs seine Frau; etwas später prügelte er sie.

Mißgeschick, ein Bankerott, einige Verluste im Spiel steigerten seine böse Laune auf das Höchste und machten ihn vollends wüthend.

Nun glich er in seinen häuslichen Verhältnissen einem wilden Thiere.

„Unter dem Vorwande, sich über seine Verluste zu trösten und besonders über den Kummer, mich zur Frau zu haben," erzählte mir Aimée eines Tages, „berauschte er sich an jedem Abende und mißhandelte mich alsdann. Daher hatte ich eine solche Furcht vor ihm, daß ich, wenn ich nur den Ton seiner Tritte bei seiner Rückkehr nach Hause vernahm, bereits von einem Zittern ergriffen wurde und von einer krampfhaften Verschließung des Mundes, die mich am Sprechen verhinderte, sodaß es mir unmöglich war, ihm zu antworten, wenn er mich anredete; und dann schlug er mich."

Was für ein Leben! Und das dauerte so sieben Jahre.

Endlich wurde Graffeld, in Folge seines maßlosen Trinkens, krank. Der herbeigerufene Arzt glaubte die Symptome einer Gehirnerweichung zu entdecken: eine Seite des Körpers war völlig gelähmt. Graffeld konnte nicht mehr gehen, sich seiner Arme nicht mehr bedienen und nur noch stammelnd sprechen.

Nun vergaß seine Frau, als ein Engel der Sanftmuth, daß der Sterbende ihr Henker gewesen war, und verpflegte ihn, wie eine gute Mutter ihr Kind gepflegt haben würde. Sie hob ihn Morgens von seinem Lager empor, legte ihn Abends wieder nieder, sorgte für alle seine Bedürfnisse und entfernte sich nicht von ihm.

Drei Wochen etwa war er in diesem Zustande gewesen, als eine schreckliche Katastrophe sein Leben beendigte.

Es war an einem Morgen. Er saß neben dem Kamine

in einem alten Armstuhle, während seine Frau neben dem Fenster mit einer Arbeit beschäftigt saß und ihm den Rücken zukehrte.

Plötzlich wird sie durch einen grausigen, durchdringenden, höllischen Schrei erschreckt. Sie blickt um sich und sieht das schauderhafteste Gemälde, welches eine menschliche Creatur gewähren kann.

Graffeld liegt mit zurückgeworfenem Kopfe und alle Muskeln des Körpers krampfhaft angespannt auf seinem Stuhle, welcher sich sichtlich zurückneigt und dessen Lehne abzubrechen droht; seine Haare sträuben sich, sein verzerrtes, kaum noch zu erkennendes Antlitz ist bleifarben und schwarz gefleckt. Eine bläuliche Flamme kommt züngelnd aus seinem Munde und seinen Nasenlöchern hervor, während der scheußliche Geruch verbrannten Fleisches bereits das Zimmer verpestet.

Außer sich vor Schrecken stößt Aimée ein schreckliches Geschrei aus. Einige Nachbarn eilen herbei. Sie erblicken mit Grausen die entsetzende Ursache ihrer Angst. Allein, was war zu thun? Man sieht und begreift nicht, und das furchtbare Phänomen, das noch Niemand erklären, gegen das noch Niemand ein Mittel erfinden konnte, dauert ungestört bis zum Ende fort.

Graffeld starb unter den Qualen einer Selbstverbrennung und sein Körper war nach wenigen Augenblicken nur noch ein Häufchen Asche und verkohlter Knochen, in denen Niemand die Reste eines menschlichen Wesens erkannt haben würde.

Dieses tragische Ende galt allen Nachbarn für eine gerechte, von Gott verhängte Strafe. Man meinte, daß die Flamme, welche man aus Graffeld's Munde hatte hervorgehen gesehen, nur eine Flamme der Hölle habe sein können.

Was Aimée aber betraf, deren edles Herz Alles verziehen hatte, so vermochte sie nicht zu begreifen, daß Gott weniger mitleidig sein sollte, als sie selbst war. Sie beweinte ihren Mann!

Sie beweinte ihn, denn unsere Thränen sind ja nicht immer der Ausdruck eines Kummers. Der Tod, selbst der Tod Derer, welche wir nicht lieben, trägt stets etwas Unheimliches und Feierliches in sich, das uns wider unsern Willen ergreift. Ich erinnere mich, daß ich einst ein junges Mädchen bitterlich weinen

sah, weil sie erfahren hatte, daß die Gattin ihres Geliebten mit dem Tode ränge, und daß sie noch heftiger und untröstlicher weinte, als man ihr den wirklich erfolgten Tod derselben mitgetheilt hatte.

Was für ein wunderliches Ding das menschliche Herz ist!

X.

Madame Graffeld in Paris.

Graffeld hatte kein anderes Kind aus seiner Ehe gehabt, als ein rhachitisch gebornes Töchterchen, welches bereits an dem dritten Tage seines Lebens wieder gestorben war. Er starb also ohne Leibeserben und seine Seitenverwandten meldeten sich, um seinen Nachlaß in Empfang zu nehmen. Es wurde Alles unter Siegel gelegt, und ein Inventarium aufgenommen. Das war jedoch vergebliche Bemühung, denn er hinterließ nur Schulden.

Die arme Aimée hatte vier- bis fünftausend Franken in die Ehe gebracht und nach dem Tode ihres Oheims noch eine gleiche Summe geerbt, empfing aber dagegen nur ein elendes Mobiliar, welches sie für hundert Franken verkaufte.

Jetzt zum ersten Male in ihrem Leben zeigte sie Muth und Willen.

Der Gedanke, ihr altes Handwerk wieder aufzunehmen und für Andere zu arbeiten, hatte keine besondere Bitterkeit für sie. Nur das war das Schwierige, Arbeit zu finden. Strasburg bot in dieser Beziehung wenig Gelegenheit dar. Ueberdies war ihr dieser Ort zu verhaßt geworden, und um keinen Preis in der Welt hätte sie länger an demselben bleiben mögen.

Einen Augenblick lang dachte sie daran, sich nach Besançon zu begeben, und vielleicht hätte sie, gefesselt durch den Reiz einer melancholischen Erinnerung, diese Stadt zu ihrem Wohnsitz gewählt, wäre sie nicht von der Ausführung dieses Vorsatzes zurückgehalten worden durch die so natürliche Scham, dort ihre gegenwärtige

Entblößung zu zeigen. Da dachte sie denn an Paris, diesen Brennpunkt des Lebens, nach welchem jede Größe und jedes Elend strebt.

Der Kürze halber gehe ich über eine Menge von Einzelheiten und kleinen Begebnissen hinweg, welche in dem wirklichen Leben zwar ihren Platz einnehmen, aber in einer Erzählung ohne Interesse sind: ich schweige daher von den mancherlei Verlegenheiten, in welche die junge Frau während ihrer langen Fahrt im Postwagen kam; schweige davon, wie sie mitten in der Nacht in der großen Stadt ankam, die sie nicht kannte, und in der Niemand sie kannte; schweige von den tausend kleinen Unannehmlichkeiten, welche durch den Mangel an Erfahrung vergrößert werden und schon öfter, als man denken mag, zur Verzweiflung getrieben haben.

Aimée suchte Arbeit. Diese war damals schwer zu bekommen und ist stets schwer zu bekommen. In allen Zweigen der pariser Industrie bleibt wenigstens einem Dritttheil der Frauenspersonen aus der arbeitenden Classe keine andere Alternative, als Hungers zu sterben, oder sich zu entehren.

Es war demnach eine wahrhafte Gnade der Vorsehung, daß Aimée fast unmittelbar nach ihrer Ankunft bei einem Pelzhändler auf dem Boulevard Arbeit fand. Man nahm sie anfangs versuchsweise an und behielt sie dann, weil man mit ihrer Arbeit zufrieden war.

Alle Dinge des Lebens sind, wie Jedermann weiß, relativ. Die Aufhebung eines großen Schmerzes ist eine wahrhafte Freude, und der Friede, welcher auf lange Trübsale folgt, gilt fast als ein Glück. Während eines Monats genoß demnach die Wittwe Graffeld mit Wonne die Ruhe und das Glück ihres neuen Looses.

Leider! war das jedoch nur ein Waffenstillstand des unseligen Schicksals von dem sie verfolgt wurde, denn von dem bittern Kelche, welchen sie geleert zu haben glaubte, war ihr noch die Neige zu leeren geblieben.

Seit zwei oder drei Monaten fühlte die junge Wittwe eine ungewöhnliche Störung ihrer Gesundheit, welche sie als eine Folge der erlittenen Leiden betrachtete und die, ohne gerade Krankheit zu sein, dennoch einige Unruhe bei ihr erregte.

Sie hatte seltsame Gelüste, oder empfand auch einen Widerwillen gegen alle Nahrungsmittel. Bisweilen gab sie das Genossene

wieder von sich. Endlich schien es ihr, als würden die Kleidungsstücke ihr zu enge.

Tausend Andere würden ihren Zustand bald erkannt haben; sie mußte sich denselben erst von einem Arzte erklären lassen!

Die Inhaber der pariser Werkstätten zeigen sich, wenn sie auch selbst die ehrenwerthesten Leute sind, doch ein wenig peinlich in Bezug auf die von ihnen verwendeten Leute.

Es kümmert sie im Allgemeinen sehr wenig das Privatleben ihrer Arbeiter beiderlei Geschlechts, wenn nur ihre eigenen Interessen dabei nicht gefährdet werden. Aber ihre Toleranz erstreckt sich nie so weit, daß sie den Skandal dulden sollten, oder auch nur die geringste Thatsache, welche fähig wäre, ein ungünstiges Licht auf ihr Haus zu werfen und ihre Tugend geht in dieser Beziehung oft bis zur Prüderie.

Aimée's Zustand reichte daher aus, sie aus dem Magazin zu verbannen, in welchem sie arbeitete, obschon er durchaus nicht entehrend für sie war, da sie sich durch ihren Heirathscontract legitimiren konnte.

In der That würde man nichts Unmoralisches darin erblickt haben, in dem Arbeitszimmer eine Frau zu beschäftigen, welche nächstens Mutter werden sollte. Allein Aimée hatte das Unrecht begangen, ihre Geschichte zu verschweigen. Man erblickte also da Mißtrauen und Verstellung, wo nur Blödigkeit war. Kurz man verabschiedete sie zur Strafe für ihr Schweigen.

Aber man schnitt ihr damit dennoch die Mittel zum Leben nicht ab. Man setzte sie auf Stückarbeit, wie man in der Sprache der Fabriken sagt, und sie arbeitete nun zu Hause, anstatt in der allgemeinen Werkstätte zu arbeiten. Nur in der Gefahr schwebte sie, daß es einmal an Arbeit fehlen könnte, und das traf auch in der That ein.

Bei einem andern Fabrikanten Arbeit zu suchen, war eine überflüssige Sache. Der Winter ist die Gurkenzeit für die Pelzarbeiterinnen, und der Winter war gekommen. Sie mußte also warten, aber während des Wartens mußte sie doch leben.

Um die Leiden noch größer zu machen, sah die junge Wittwe die Geburt ihres Kindes nahe vor sich.

Die kleine Summe, welche sie bei ihrer Abreise von Strasburg

mitgenommen, hatte nur hingereicht, die Reisekosten und die Anschaffung des nothwendigsten Hausraths zu bestreiten.

Sie hatte daher keine andere Aussicht, als daß sie ihre Kleidung, vielleicht selbst ihr Bett würde verkaufen müssen, um ihr Kind zu ernähren.

Da gab ihr ein guter Engel den Gedanken ein, alle thörichte Scham von sich zu werfen und um die Aufnahme in ein Hospital nachzusuchen.

An dem Tage nach ihrer Aufnahme in der Klinik blieb einer der jungen Aerzte, welche, um ihrer Belehrung willen, dem Oberarzt folgten, vor ihrem Bette stehen.

Nachdem er mit seltsamer Miene und sichtbarer Aufregung sie lange betrachtet hatte, näherte er sich ihr und ergriff ihre Hand.

„Sie sind es, Aimée," sagte er zu ihr; „Sie haben sich sehr verändert, aber ich erkenne Sie doch wieder."

„Er ist es!" sagte die junge Frau leise, erröthete und vermochte kaum einen Ausruf der Freude zurückzuhalten. „Er ist es! — Ach, Gott sei gedankt! Ich wußte wohl, daß ich ihn wiedersehen würde."

Unsere Leser werden schon errathen haben, daß der Held dieses Wiedersehens Niemand sonst war, als unser Freund Jacques Albin.

Jacques war edelsinnig. Obschon eine neue Liebe aus seinem Herzen die ehedem ihm so lieben Züge der armen Aimée ausgelöscht hatte, obgleich er außerdem meinte, daß er schwer von ihr getäuscht sei, so war ihm doch das Andenken an seine erste Geliebte noch zu theuer, als daß er dieselbe in dem traurigen Zustande, in welchem er sie fand, hätte verlassen sollen.

Die Wittwe Graffeld verließ also das Hospital und kehrte in ihre kleine Wohnung zurück.

Eine verständige Wärterin wurde von meinem Freunde gemiethet und bezahlt. Acht Tage später genas Aimée von einem Knäbchen, welcher in Albin's Augen der Zeuge eines noch immer nicht ganz von ihm verziehenen Fehltrittes war.

Allein bald erfuhr Albin Alles, was unsere Leser bereits wissen.

Aimée erzählte ihm ihre Geschichte. Jacques hörte bis zu

Ende geduldig zu, glaubte Alles, wurde mehr als ein Mal von der Erzählung gerührt und — übernahm endlich Pathenstelle bei dem Neugeborenen.

Ungeachtet der mißlichen Umstände, unter denen dieses Kind das Licht der Welt erblickte, schien es dennoch das Schicksal zu beschwören, von welchem seine Mutter seit so vielen Jahren unerbittlich verfolgt war. Eine junge Dame aus der Provinz, welche seit einigen Monaten von Albin behandelt wurde, übernahm ebenfalls Pathenstelle bei ihm.

Ich habe selbst diese Dame gekannt. Sie hieß Caroline G.

Möchten diese Zeilen von ihr gelesen werden und ihr beweisen, daß ich sie stets in gutem Andenken behalten habe.

Gut, dienstfertig, freundlich, besaß Madame G. die Kunst, zu unterstützen, ohne zu demüthigen, sodaß die Erkenntlichkeit, welche man ihr schuldete, sich fast sofort in wahre Freundschaft umwandelte.

Ohne schön zu sein, besaß Madame G. ein angenehmes Aeußere. Sie war lebhaft, heiter, offen, geistreich, ohne anmaßend zu sein, und bisweilen recht kindlich. Verurtheilt, in Kreisen zu leben, welche ihrem feinen Geschmack wenig zusagten, hatte sie allmälig eine keusche Neigung gegen Albin gefaßt, so eine Art geheimer Liebe, welche sich auch auf den Schützling meines Freundes ausdehnte, da ihr die Schicklichkeit alle andern Wege, sich offen zu erkennen zu geben, abschnitt.

So indirect auch diese Theilnahme der Madame G. war, so wurde sie doch für Aimée sehr wohlthuend.

Madame G. verstand es, Aimée zu trösten und für die Zukunft zu ermuthigen, indem sie dabei jene Zartheit entfaltete, welche die Ungleichheit der Verhältnisse vergessen läßt, und den Hauptreiz aller freundschaftlichen Beziehungen bildet.

Der nachgeborene Sohn Graffeld's erhielt von seiner Pathe Kleidung und zugleich eine Amme in dem Dorfe, in welchem Madame G. geboren war.

Die unmittelbare Aufsicht über das Kind erhielt die Mutter der Madame G. und übernahm es zugleich auf die Bitte ihrer Tochter, meinem Freunde monatlich über das Befinden seines Pathchens Bericht zu erstatten.

Vielleicht könnte es Manchem überflüssig scheinen, daß ich bei

diesen Einzelnheiten verweile, allein sie werden in der Folge unerläßlich sein zum Verständniß einer Thatsache von großer Wichtigkeit, welche ich zu erzählen gedenke.

Uebrigens wird es noch gut sein, wenn ich bemerke, daß die verschiedenen Ereignisse aus dem Leben Aimée's nach ihrer Verheirathung mir erst bekannt wurden, als ich meinen Freund Albin wiedergefunden hatte, das heißt im December 1839, und daß ich sie drei Monate nach der Geburt ihres Kindes zum ersten Male wiedersah.

Sie war damals schon von Albin magnetisirt und wir werden das Vergnügen haben, sie in den nächst zu beschreibenden Experimenten als Somnambule auftreten zu sehen.

Bekenntnisse

eines Magnetiseurs.

Zweiter Theil.

XI.

Zweifel. — Ueberzeugung. — Fanatismus.

Jacques bewohnte damals das Entresol eines der schönsten Häuser in der Straße Louis le Grand.

Was mich besonders überraschte, als ich bei ihm eintrat, das war die äußerste Eleganz seiner Wohnung. Es war das eine mehr als comfortable Einrichtung.

Es lag in der Ausstattung seiner Zimmer jene aristokratische Gesuchtheit, von der ich bereits in seinem gestrigen Anzuge hätte ein Pröbchen erkennen können.

Großer Gott! was war aus dem unanständigen Säufer der Straße Bab Allued geworden?

Ich würde den Romanhelden, welcher in dem Raume von fünf oder sechs Jahren eine solche Umwandlung zeigte, der Unwahrscheinlichkeit beschuldigen.

Und doch war er es, war es mein alter Freund; aber es war nichts von ihm geblieben, als seine Mundart, welche noch immer den Sohn des Gebirges verrieth, jene unvertilgliche Mundart, an der die Bewohner der Franche-Comté einander ohne Zweifel beim jüngsten Gericht im Thale Josaphat noch erkennen werden.

Obschon ich bereits von dem großen Schmerze unterrichtet war, den Jacques bei dem Tode seiner Mutter gefühlt hatte, sowie von den Plänen einer vollständigen Umwandlung, welche er in Folge davon faßte, so reichten diese Umstände doch für mich noch nicht aus, um die mit ihm vorgegangene Umwandlung zu begreifen.

Es war das buchstäblich eine neue Fleischwerdung — eine Neugeburt. Die unsaubere und kriechende Raupe verändert ihr

Dasein nicht vollständiger, wenn sie mit Schmetterlingsflügeln aus der Puppe hervorkommt. Eine nachhaltigere Ursache mußte diese Metamorphose hervorgebracht haben, als der leider! stets nur vorübergehende Schmerz, welcher dem Verluste einer geliebten Person folgt.

Diese von mir sogleich geahnte Ursache ergab sich mir sehr bald aus den vertrauten Mittheilungen meines Freundes. Die Fee, welche er mir genannt hatte, hielt ihn unter der unumschränkten Herrschaft ihres Zauberstabes, und das reizende Salon-Boudoir, in welchem er uns empfing, mußte, wenn nicht das Heiligthum dieser Gottheit, doch mindestens eine Kapelle ihres Tempels sein.

Was ich von Albin's Charakter wußte, bestätigte meine Vermuthungen in dieser Beziehung.

Selbst während seines zügellosen Lebens hatte ich die Hauptzüge seiner Organisation erkannt. Bei einer leidenschaftlichen Liebe zu den Dingen der Wissenschaft, bei einem glühenden Bedürfniß sich zu belehren und einem noch größern Bedürfniß der Liebe, fehlten Albin zwei Eigenschaften, welche bei den meisten Menschen gleichsam die Grundpfeiler aller andern sind: es fehlten ihm die Eigenliebe und die Festigkeit.

Daher kamen die leicht erregten, aber stets wechselnden Launen meines Freundes. Er war ein überlegener Geist, welcher den Antrieben des Augenblicks folgend, großer Entwürfe, aber auch großer Fehler fähig war; er hatte ein liebevolles Herz, so lange er unter dem unmittelbaren Einfluß der Person stand, die ihn gefesselt hatte, — aber er besaß keinen Charakter.

Wenn er bei seinen Studien, wie in seinen Gefühlen, bisweilen Beständigkeit zeigte, so rührte diese Beständigkeit eben so wenig von einem ursprünglichen Instinct, wie von einer Anstrengung des Willens her, deren er unfähig war.

Sie rührte vielmehr einzig von der Fortdauer der äußern Aufregungen her, denen er ohne Widerstand unterlag.

Edel gesinnt gegen Jedermann, die Liebe vielleicht ein Wenig um der Liebe willen liebend, wie er die Wissenschaft auch um ihrer selbst willen liebte, war er allen Frauen gegenüber empfindsam, vergötterte aber die, welche sich seines Herzens bemächtigt hatte.

Seine Leidenschaft ging dann bis zu den äußersten Graden der

Selbstverleugnung, bis zum Fanatismus, bis zum Wahnsinn; aber sie würde eine Trennung von etlichen Monaten nicht überdauert haben.

Ich hatte mich demnach hinsichtlich des Eindruckes getäuscht, den meine Worte auf ihn hervorgebracht hatten, als ich ihn vor fünf Jahren, bei unserer Begegnung in Algier, an seine Liebschaft in Besançon erinnerte. Noch mehr aber hatte er selbst sich über die Natur dessen getäuscht, was er empfand, als er seine alte Geliebte in einem pariser Hospitale wiederfand. Was er für das Erwachen aus einer Leidenschaft, die er für immer eingeschläfert glaubte, gehalten hatte, war nur eine unbestimmte Erschütterung seiner fieberhaften Phantasie bei dem Hauche seiner Erinnerungen.

Es mögen diese Bemerkungen hinreichen, um zu beweisen, welchen höchsten Einfluß eine verständige Frau über meinen Freund erlangen konnte.

Es lagen in der That Tugenden in seinen Fehlern, und wenn nur eine aufmerksame Ueberwachung die glühenden Neigungen seines Geistes vor Unterbrechungen bewahrte, so konnte sein Mangel an Willen vielleicht zu einer Bürgschaft seiner Beständigkeit oder doch sicherlich seiner Gelehrigkeit werden.

Daher war es für mich bald außer Zweifel, daß Albin's äußerste Eleganz lediglich — wie auch vielleicht sogar die Feinheit seines Benehmens — eine entlehnte Eigenschaft war, das heißt: ein fortdauerndes Opfer, welches er dem Anstande brachte, dessen Gesetze ihm von einer Frau dictirt wurden.

In dem Stil seiner Mobilien, in dem Schnitt seiner Kleidung, kurz in seinem ganzen Aeußern, offenbarten sich augenfällig die Dogmen desselben Cultus, oder, wenn man so lieber will, die Eindrücke einer weiblichen Phantasie. Jacques trug, ohne es zu ahnen, die Livrée seiner Gefühle. Die Vicomtesse von V. erleuchtete ihn.

Dennoch glaubte ich zu bemerken, daß der Umgang mit der feinern Welt, oder vielleicht eine überlegte Analyse des menschlichen Herzens bei ihm eine persönliche Tugend hervorgerufen habe, welche seltsamer Weise in seinem vergangenen Leben ihm gefehlt hatte.

Jacques, den ich so oft das Menschengeschlecht verwünschen gehört hatte, war tolerant geworden. Er litt in wissenschaftlicher Beziehung den Ausspruch von Meinungen, welche den seinigen

entgegengesetzt waren, und verzieh die schlechten Sitten, seit er sich selbst gute angeeignet hatte.

Ich gestehe sogar, daß ich oft minder nachsichtig gegen gewisse Leute, oder mindestens etwas strenger hinsichtlich gewisser Grundsätze war.

„Alceste ist zu Philint geworden,“ sagte ich eines Tages lachend zu ihm.

„Warum nicht?“ antwortete er, „da Philint im Grunde nur der civilisirte Alcest war.“

Um noch mehr überrascht zu werden von der feinen Außenseite, welche Albin sich erworben, besonders aber von der Lebhaftigkeit des Geistes, welche sein Erbtheil war, mußte man ihn zu gleicher Zeit mit unserm Freunde Bonnin, seinem unmittelbaren Gegensatze, sehen.

Dieser war ein Typus von etwas alltäglicher Form; ein zwar achtungswerther Typus, den man aber unmöglich stets ernstlich nehmen konnte.

Der ganze Bonnin war aus einem Stück gegossen. Es reichte hin, ihn einen Tag zu sehen, um ihn auswendig zu wissen.

In gewisser Beziehung einem jener armen wandernden Schauspieler gleich, welche in einem Melodrama, dessen Handlung zehn Jahre dauert, vom ersten Aufziehen des Vorhanges an bis zum Schluß dasselbe Gesicht und dieselbe Kleidung beibehalten, war auch Bonnin noch ganz derselbe, wie ich ihn in Montpellier gesehen hatte: ein langes schaafsartiges Gesicht, langer, gebeugter Rücken, schwarzer Rock mit breiten Schößen, weiße, steife Halsbinde, Brille mit Schildpattfassung, blaues baumwollenes Taschentuch — Alles von untadelhafter Sauberkeit.

Franz Hieronymus Bonnin mußte mit diesem Gesicht und mit dieser Kleidung auf die Welt gekommen sein.

Was das Moralische betraf — Nun, diejenigen meiner Leser, welche sich auf die Poesie der Taufnamen verstehen, werden aus denen, welche mein Freund führte, leicht den Charakter desselben lesen können.

Zwar besaß er keine Spur von der feurigen Beredtsamkeit des heiligen Hieronymus, sowie er fern von dem finstern Mysticismus des heiligen Franz von Assisi war; aber abgesehen von diesen beiden berühmten Männern mußte doch jeder Mann von Geist,

wenn er Bonnin anblickte, oder ihn sprechen hörte, auf der Stelle vermuthen, daß er Hieronymus oder Franz heißen müsse.

Er selbst schien das so gut zu begreifen, daß er, indem er über seine beiden Namen nachdachte, entdeckte, welcher von denselben am Besten für ihn passe.

In Montpellier nannten ihn seine Freunde Franz, und in Paris Hieronymus.

Vielleicht lag in dieser Namensänderung ein Schimmer von Anmaßung; allein wer von uns ist vollkommen?

Damit aber auch die, welche sich weniger auf die Deutung der Namen verstehen, meinen Freund Bonnin genau kennen lernen, so bemerke ich noch, daß unter seiner vollkommen gutmüthigen Außenseite sich ein stoischer Muth bezüglich seiner Ansichten, eine unerschütterliche Treue, eine peinliche Rechtschaffenheit barg, welches Alles durch eine Halsstarrigkeit, wie sie nur ein Maulthier besitzen kann, verstärkt wurde.

Wer mit Bonnin über einen Gegenstand hätte streiten wollen, würde nur seine Zeit verloren haben. Er war nicht abzubringen von Dem, was er gesehen hatte oder gesehen zu haben glaubte. Indem er sich an seine Beweise klammerte, bildete er sich Kampfrosse aus denselben, die man unter ihm tödten konnte, ohne daß er es bemerkte.

Vorzüglich bemerke man aber, daß es ihm weder an gesundem Verstande, noch auch an hinlänglichem Geist, um den Geist Anderer zu begreifen, fehlte, nur mußte man ihm Zeit lassen, denn sein Gehirn arbeitete mit einer außerordentlichen Langsamkeit. Bonnin lachte über einen Witz, aber erst nach 24 Stunden. Nur durfte sich dieser Witz nicht auf den Magnetismus beziehen, denn in dieser Hinsicht konnte er keinen Spaß leiden.

Der Magnetismus war seine empfindliche Saite, und zwar eine so empfindliche, daß sie oft in Schwingungen gerieth, ohne berührt zu sein. Er hatte sich eine Art Katechismus gebildet, dessen Text ihm geheiligt war und der etwa lautete: Ist der Magnetismus etwas Wirkliches? — Ja. — Ist er einleuchtend? — Ja. — Ist er nützlich? — Ja. — Ist er als Heilmittel den Arzneien vorzuziehen? — Ja, ja, ja, hundert Mal ja. — Magnetismus oder Tod! hätte Hieronymus gern ausgerufen, den Lieblingsruf aller tapfern Soldaten parodirend.

So war unser Freund Bonnin.

Nachdem ich nun sein Bild und dasjenige Albin's entworfen, wird der Leser begreifen, warum ich dieses Kapitel überschrieb: Zweifel, Ueberzeugung, Fanatismus.

Ich war, Dank dem Himmel! ein zu großer Zweifler, als daß ich eine Ueberzeugung auf ungewissen Grundlagen hätte fassen sollen. Außerdem hatte ich zu große Aehnlichkeit mit Voltaire, um je Fanatiker zu werden. Weit entfernt also, meine Fortschritte in dem Glauben an dem Magnetismus zu bezeichnen, schildert meine dreitheilige Ueberschrift vielmehr drei Persönlichkeiten:

Den Zweifel — das war ich.

Die Ueberzeugung — das war Jacques.

Den Fanatismus — das war Bonnin.

Bevor Albin zu den Versuchen überging, um deren willen wir uns vereinigt hatten, glaubte er einige ermahnende Worte an mich richten zu müssen.

Er begann daher einen kleinen Vortrag, den Hieronymus damit billigte, daß er zu Ende einer jeden Periode mit dem Kopfe nickte.

Ich war plump genug, diesen Vortrag dadurch zu unterbrechen, daß ich meinen Freund fragte, wo Madame Graffeld sei.

„Sie ist dort in meinem Kabinet," antwortete Albin, „und liest in einem Buche, um sich die Zeit zu vertreiben."

„Ei! so laß sie doch eintreten. Ich kann kaum die Zeit erwarten, ihr die Hand zu drücken."

„Ich danke Dir in ihrem Namen, allein es liegt mir sehr daran, daß sie Dich nicht eher sehe, als bis sie eingeschlafen ist."

„Was für ein seltsamer Einfall!"

„Höre, mein Freund, ich habe mir gelobt, Dich von der Wirklichkeit des Magnetismus zu überzeugen. Du kannst es mir also nicht verdenken, wenn ich Alles aufwende, um Erfolg zu erlangen. Nun habe ich aber schon lange bemerkt, daß die leichteste Aufregung während des Wachens einen nachtheiligen Einfluß auf das Hellsehen der Somnambulen ausübt, und folglich —"

„Fahre nur fort, mein Freund, ich habe die Folgerung schon gemacht und bewundere Deine Vorsicht."

„Sie ist eine vernünftige, eine sehr vernünftige," bemerkte Bonnin mit kräftigem Nachdruck.

Jacques blickte mich an, lächelte und fuhr dann fort:

„Ich bitte Dich, jede Art von Vorurtheil abzulegen. Wenn Du nicht Arzt bis zu den Fingerspitzen bist, das heißt: durch und durch mit herkömmlichen Vorurtheilen ausgestopft, so muß es Dir gleichgiltig sein, ob es einen Magnetismus gibt oder nicht. Was mich betrifft, so würde ich wünschen, nie etwas von demselben gehört zu haben, wenn er nicht wirklich vorhanden wäre. Da ich aber weiß, daß er vorhanden ist, da ich die Gewißheit von seinem Vorhandensein erlangt habe, so werde ich auch nimmer so feige sein, meinen Glauben zu verleugnen."

In diesem Augenblick machte Hieronymus mit seinem ganzen Körper eine Bewegung, deren Feierlichkeit mir nicht entgehen konnte, obwohl mir dieselbe im Uebrigen unbegreiflich war.

Ich betrachtete ihn daher mit einem tiefen Staunen.

Albin kam mir zu Hilfe.

„Du glaubst vielleicht," sagte er zu mir, „daß Bonnin das billige, was ich eben gesagt habe? Du würdest damit irren; so weit ist Bonnin noch nicht. Ich wette, daß die Bewegung, welche er eben machte, nur eine neue Billigung der Vorsicht ist, welche ich anwandte, indem ich der Madame Graffeld Deine Ankunft verschwieg. Seien Sie offen, Hieronymus!"

Bonnin nickte bejahend mit dem Kopfe. Ich aber vermochte kaum, das Lachen zu unterdrücken, und Albin fuhr fort:

„Die magnetischen Thatsachen sind an und für sich nicht wunderbarer, als alle andern natürlichen Thatsachen. Man staunt nur, weil man sie selten sieht, und zweifelt, weil sie so unbeständig sind."

„Und woher kommt diese Unbeständigkeit?"

„Das weiß Gott! Nur darüber wundere ich mich, daß gewisse Physiologen das öftere Mißlingen unserer Experimente als eine Waffe gegen uns benutzen, denn dasselbe Mißlingen kommt auch bei den von ihnen beobachteten Phänomenen täglich vor. Hast Du nicht hundert Mal in der Sorbonne oder im College de France gesehen, wie die Experimente mißlingen und gerade das Gegentheil von dem beweisen, was der Professor eben vorgetragen hatte? Warum verdaut Dein Magen nicht alle Tage gleich gut? Warum bringt ein Dummkopf bisweilen einen gescheiten Einfall vor? Warum begehen die klugen Leute so oft Dummheiten? Man hat es schon oft gesagt, daß der Mensch nur in seiner Unbeständigkeit beständig sei."

„Was haben Sie dem entgegen zu setzen?“ fragte Bonnin, indem er mit seinem großen Munde eine Grimasse machte, welche etwa bedeutete: „Nun sag einmal etwas, wenn Du kannst!“

„Ich habe nur zu entgegnen, mein lieber College, daß ein Mensch, welcher gute Augen hat, alle Tage hell sieht.“

„Wenn er nun aber schlechte Augen hat?“ fragte Bonnin schnell, indem ihm jeder Einwand recht schien, so daß er in seinem Eifer sogar die Kurzsichtigkeit zu einem Argumente machte.

„Wenn er schlechte Augen hat? — Dann sieht er weniger gut, aber er sieht doch noch immer. Und was hat überdem dieser Umstand mit Euern Somnambulen zu thun,“ fuhr ich dann in der Absicht fort, Hieronymus zu erzürnen, „da dieselben ohne Hilfe ihrer Augen durch Wände sehen? Wenn das, was Sie sagen, wahr ist, so müssen die Somnambulen Alles sehen, oder ich behaupte, daß sie nichts sehen.“

Betäubt durch diesen schrecklichen Sophismus wußte Bonnin nichts zu erwidern, aber Jacques kam ihm zu Hilfe.

„Das ist eben die thörichte Art zu disputiren und zu folgern, welche von den Akademien erfunden ist. Wenn eine Somnambule, sagen gewisse Gelehrte, mit verbundenen Augen ein Wort in einem gewissen Buche lesen kann, so muß sie auch zwei oder selbst zweitausend Worte lesen können, sonst findet das Hellsehen nicht statt. Um nun aber den ganzen Unwerth dieses Syllogismus zu zeigen, wollen wir ihn auf bekannte Thatsachen anwenden. Wenn ich ein Buch lese und zwei Zeilen aus demselben behalte, so habe ich ein Recht zu schließen, daß es ein Gedächtniß gibt und ich, wie jeder andere Mensch, mit dieser Fähigkeit begabt bin. „Nicht im Mindesten,“ könnte uns da irgend ein Unverständiger zurufen, denn wenn es ein Gedächtniß gäbe, so hätten Sie das ganze Buch behalten.“

„Ach, das ist ein anderer Fall!“

„Vielleicht, aber wie will man das beweisen? Indeß bitte ich Dich, mein Freund, quäle Dich nicht zum Voraus ab, um Beweise gegen den armen Magnetismus aufzufinden, welcher Dir doch nie etwas Böses zugefügt hat. Zweifle, wenn Du willst; ich sagte Dir schon gestern, daß der Zweifel die Religion des Weisen sei; aber urtheile nicht, bevor Du Beweise hast. Nur das eine Zugeständniß erbitte ich mir jetzt von Dir: Sei wohlwollend und hüte

Dich, jene wüthenden Narren nachzuahmen, welche, wenn sie Versuchen beiwohnen, stets bereit scheinen, den Magnetiseur und die Somnambule zu verschlingen, sobald die Versuche zu gelingen scheinen."

„Nun, Du weißt wohl, daß ich kein Währwolf bin."

„Ja, ich weiß, daß Du gut bist, darum gehe ich vertrauensvoll, um unsere Somnambule einzuschläfern."

— — — — — — — — — — — —

„Was für ein Geist!" sagte Hieronymus, als Albin gegangen war.

„Ja, Jacques besitzt Geist."

„O, er ist ein Genie! Er wäre fähig gewesen, den Magnetismus zu entdecken! — Aber nun, mein lieber Collego, lassen Sie uns von unsern Versuchen sprechen. Ich habe den meinigen in der Tasche: es sind Haare. Haben Sie auch dergleichen?"

„Haare? — Wie Sie sehen."

„Wo denn?"

„Nun, auf meinem Kopfe."

„Das meine ich nicht."

„Was denn? Bedürfen Sie etwa einer Perrücke?"

„Mein Gott! Sie sind —"

„Vollenden Sie Ihre Rede," sagte ich lachend.

„— ein Arzt! Hören Sie," fuhr dann Bonnin fort und zog aus seiner Westentasche ein kleines versiegeltes Päckchen; „hierin sind die Haare eines rhachitischen, skrophulösen, obendrein einarmigen Kindes. Es ist ein kleines Mädchen von fünf Jahren. Es ist bleich, abgezehrt, leidend, schweigsam. Nun, bei der bloßen Berührung dieser Haare, wird uns die Somnambule zeigen, ob sie so hellsehend ist, wie unser College behauptet. Da Sie sich jedoch nicht die Mühe genommen haben, etwas Aehnliches mitzubringen, so lassen Sie die Somnambule eine Reise machen."

„Eine Reise?"

„Ja. Da Sie zum Beispiel den Orient kennen, so führen Sie die Somnambule nach Smyrna, nach Konstantinopel, nach Alexandrien oder wohin Sie sonst wollen."

„Ist das Ihr Ernst, Bonnin?"

„Warum sollte es mein Ernst nicht sein?"

„O, dann ist es an mir, Ihnen zu sagen, daß Sie ein —

Magnetiseur sind! Wie! Sie schlagen mir ernstlich vor, mich mit dieser Frau einzuschiffen und mit ihr eine Fahrt um die Welt zu machen? — Soll mich der Teufel holen, wenn Sie nicht ein Narr sind, den man einsperren müßte."

„Großer Gott! Sie verstehen mich nicht."

„Dann erklären Sie sich deutlicher."

„Es ist eine Reise im Geiste —"

„Die Sie mir vorschlagen? Das lasse ich mir gefallen. — Wenn es sich nur darum handelte, nach Egypten zu reisen, ohne Paris zu verlassen, so konnten Sie das sofort sagen. Ich bin ganz bereit zu der Reise, aber offen gestanden ist mir die Sache noch nicht klar."

„Und doch gibt es nichts Einfacheres. Sie ergreifen die Hand der Somnambule und sagen zu ihr: ‚Madame, haben Sie die Güte, mir zu folgen;' dann —"

„Ah! Zugefahren, Kutscher! Ich glaube Sie zu verstehen."

„Treten Sie ein, meine Herren," sagte Albin, indem er die Thür seines Kabinets öffnete.

„Wie dumm!" murmelte Bonnin, ohne Rücksicht zu nehmen, in einem ‚bei Seite,' und folgte dann mit majestätischer Würde der Einladung unsers Freundes.

Albin's Kabinet, das durch doppelte Vorhänge, von denen die einen von grünem Damast, die andern von gesticktem Mousselin waren, verdunkelt wurde, war nicht minder elegant, als sein Salon.

Madame Graffeld saß in einem Trauerkleide in dem großen gestickten Armstuhl, der die Mitte des Zimmers einnahm.

Ich begrüßte sie beim Eintreten, allein sie erwiderte meinen Gruß nicht. Albin versicherte, daß sie schlafe, was ich aus ihrer Haltung in keinem Falle gefolgert haben würde.

War es Folge des Halbdunkels, in welchem ich sie wieder sah oder hatten in der That sieben im Unglück verlebte Jahre eine so große Aenderung bei ihr hervorgebracht — kurz, sie schien mir so verändert, daß ich sie nicht wieder erkannt hätte.

Nicht etwa, daß Aimée häßlich geworden wäre. Sie war allerdings sehr bleich, aber es lag etwas — ich möchte sagen Geistreiches in ihren Zügen, oder vielmehr etwas Begeistertes, das ihr früher fremd gewesen war.

Ihre halb geschlossenen Augenlieder ließen das Weiße ihrer Augen sehen. Dann schien es mir noch, als schwebten zwei Thränen an ihren langen Wimpern.

„Wie! sie weint!" rief ich aus.

„Beruhige Dich," antwortete Albin, „sie weint, aber ohne Kummer zu haben. Es ist nur eine Wirkung des Magnetismus."

Um Bonnin's Lieblingsneigung zu schmeicheln, gab Jacques ihm einen Wink, einen leeren Stuhl neben der Somnambule einzunehmen und sich, in seiner Eigenschaft als Eingeweihter, zuerst mit ihr in Verbindung zu setzen.

Hieronymus gehorchte und ergriff ohne viele Förmlichkeiten eine der Hände der jungen Wittwe, welche zu zittern schien.

„Ach! ach!" seufzte sie in einem flötenden Tone. Dann fuhr sie nach einem kurzen Schweigen mit einer sanften, etwas kurz abgebrochenen, aber bestimmten Stimme fort: „Ich kenne Sie nicht."

„Nein, Madame; aber, wenn Sie erlauben, so wollen wir Bekanntschaft mit einander machen."

„Gern. Was wollen Sie von mir?"

„Ich bringe Ihnen Haare."

„Haare! Immer Haare! Die Leute sind sehr lächerlich. — Aber, — lassen Sie sehen, geben Sie her. — Haben Sie dieselben berührt?"

„Nein."

„Das ist gut."

Madame Graffeld entsiegelte selbst das Päckchen, welches Bonnin ihr reichte, und nahm aus demselben ein Bäuschchen Haare, die sie erst in ihre Hand, dann an ihre Stirn, und endlich an ihr Herz drückte.

„Sie sind von einer Frau," sagte sie.

„Nein."

„Nicht von einer Frau?"

„Nein."

„Doch, mein Herr, Sie wollen mich täuschen, denn sie sind nicht von einem Manne."

„Das ist wahr, daß sie nicht von einem Manne sind."

„Hat vielleicht eine Frau sie berührt?"

„Vielleicht."

„Vielleicht — vielleicht — das ist drollig! Ich sehe eine Frau —

eine große Frau mit einer Haube, die von ganzen Wogen kirschrother Bänder umgeben ist. — O, meine Herren, das ist seltsam! — Ich werde Ihnen das sogleich sagen — Aber — aber — aber. — Ach! da habe ich es — es ist die Mutter, welche ich sah."

„Ganz recht."

„Mein Gott, ja," fuhr Aimée fort, indem sie sich in kindlicher Weise auf dem Armstuhle wiegte, „es ist ein armes Kind von sieben oder acht Jahren — etwas jünger — von fünf oder sechs Jahren. — Ach! ein ander Mal sagen Sie der Mutter, daß sie die Haare nicht berühren soll."

„Trefflich! Bewundernswürdig!"

Da ich keinen persönlichen Grund hatte, diese Bewunderung zu theilen, so enthielt ich mich, Bonnin's Ausrufungen zu begleiten, und dieser konnte dagegen nicht unterlassen, sich über eine solche Kälte nach seiner Weise zu entrüsten, das heißt: indem er den Kopf schüttelte und mit dem Fuße stampfte.

Die Somnambule fuhr fort:

„Das kleine Mädchen ist nicht schön."

„Das ist wahr."

„Ist es das Ihrige? — Wir wollen sehen — nein, es ist Ihr Blut nicht. — Desto besser für Sie, denn es ist nicht schön. — Sieh! — was hat es denn auf dem Rücken? — einen Buckel? — Ach ja, das arme Mädchen!"

„Nun," wandte sich jetzt Bonnin an mich, „was sagen Sie dazu, College?"

„Lassen Sie mir Zeit zum Nachdenken."

„Mit wem sprechen Sie denn?" fragte die Somnambule.

„Fahren Sie fort, fahren Sie fort."

„Ja, aber mit wem sprechen Sie denn?"

„Sie werden es bald erfahren."

„Wie kommt es," bemerkte ich mit jeder denkbaren Zartheit und indem ich möglichst leise sprach, „daß Madame Graffeld, welche ein so fern von uns befindliches kleines Mädchen zu sehen behauptet, dessen Haare sie in der Hand hält, dennoch mich nicht sieht, der ich ihr so nahe bin?"

„Eben, weil sie die Haare des Kindes berührt, während sie die Ihrigen nicht berührt."

„Ich werde Dir das erklären,“ versetzte Albin, welcher begriff, daß die Antwort unsers Collegen mir noch etwas zu wünschen übrig lassen könne.

„Also läßt sich die Sache erklären?“

„Allerdings.“

„Ja und nein — Du wirst selbst darüber urtheilen.“

„Nun,“ nahm Hieronymus wieder das Wort, „was entdecken Sie noch Besonderes bei meiner kleinen Kranken?“

„Sie hustet.“

„Bisweilen. Suchen Sie weiter.“

„Sie hat Drüsen am Halse.“

„Ganz richtig! Aber noch mehr.“

„Ach! — so vereint sie denn alles mögliche Elend in der Welt?“

„Sehen Sie genau nach.“

„Ja — ich sehe —“

„Nun?“

„Es ist mir nicht deutlich — es ist keine Krankheit — es ist ein Gebrechen —“

„Sie haben es!“

„Ich weiß wohl, daß ich es habe, allein ich sage Ihnen, daß es mir undeutlich bleibt.“

„Sehen Sie des Kindes Gliedmaßen?“

„Ja.“

„Alle?“

„Ja.“

„Seine beiden Arme?“

„Nun ja.“

„Ach! was für ein Unglück! Welches Unglück, daß Sie nicht besser endigen, nachdem Sie so schön angefangen hatten!“

Es würde schwer sein, sich etwas Ergötzlicheres zu denken, als Bonnin's verzweiflungsvolle Miene, mit welcher er jene Jeremiade begleitete, die gleichsam das Finale des Crescendo seiner letzten Fragen war.

Aber gerade der Irrthum, den er beklagte, war für mich ein Beweis, daß hier kein Betrug stattfand, sondern die Somnambule durchaus aufrichtig sei. Gerade um so mehr bewies für mich das Experiment, da es nur halb gelungen war.

Aber dergleichen Folgerungen waren für Bonnin's Verstand zu fein.

„Sie sind kein Philosoph," sagte Jacques zu ihm. „Meinen Sie denn, daß die Priester zu Delphi für jeden Irrthum der Pythia lebendig verbrannt seien? Wir werden ein ander Mal mehr Glück haben. — Nun kommt die Reihe an Dich," fuhr er dann gegen mich gewandt fort.

„Ist das ein wunderlicher Herr!" sagte die Somnambule, indem sie mir die Hand gab. „Als ob es meine Schuld wäre, daß seine kleine Kranke einen Buckel, Drüsen am Halse und ein Gesicht, wie ein weißes Kaninchen hat!" — Dann änderte sie plötzlich den Ton und sagte mit erregter Stimme: „Aber ich kenne Sie; — ja — ich habe Sie gesehen — dort unten — dort unten — fern von hier — es ist lange her — mit ihm, nicht wahr? — Sind Sie es nicht?"

„Ja, Madame, ich bin es."

„Das ist eigenthümlich! — Das erinnert mich — Ach! es ist nicht mehr, wie sonst —"

„Madame, wollen Sie mit mir eine Reise machen? — Wollen wir uns dorthin versetzen, wo wir uns kennen lernten?"

„O nein! — ich bitte Sie!"

„Warum nicht?" fragte Albin.

Die Somnambule zögerte erst, senkte dann den Kopf und sagte sehr leise:

„Weil Sie nicht mehr dort sind."

Nachdem sie eine Minute in Gedanken versunken geschienen hatte, fuhr sie fort:

„Lassen Sie mich, mein Herr, berühren Sie mich nicht mehr — es regt mich das auf — Ach! ich sehe die ganze Vergangenheit — das ist schrecklich!"

Ihr Magnetiseur versuchte, sie zu beruhigen, und es schien ihm das zu gelingen. Eine Art engelgleicher Verklärung breitete sich plötzlich über die Züge der jungen Frau aus. In diesem Augenblick glaubte ich fest an den Magnetismus.

„Jacques," sagte sie dann mit sanfter und durchdringender Stimme — „ich sehe die Zukunft — ich sehe noch einen großen Kummer."

„Der mich betrifft?"

„Nein, Gott sei Dank! er betrifft mich.“

Wie viel Liebe lag in diesen Worten!

„Ja, nächste Mittwoch um diese Stunde werde ich weinen.“

Es war eben Donnerstag.

„Und warum werden Sie weinen?“

„Ich weiß es nicht — ich kann es nicht sehen.“

„Machen Sie eine neue Anstrengung.“

„Nein — ich bemühe mich vergebens. Alles, was ich sehe, ist ein Kummer, dessen Ursache mir aber entgeht. — Erwecken Sie mich, mein Freund.“

Jacques erfüllte ihren Wunsch und sagte leise zu uns:

„Meine Herren, der Zufall kommt uns zu Hilfe. — Also auf nächste Mittwoch!“

Als Madame Graffeld erweckt war, blickte sie langsam um sich, ohne daß sie uns zu sehen schien. Doch zuletzt bemerkte sie uns und begrüßte uns in schüchterner Weise.

„Erkennen Sie mich wieder, Madame?“ fragte ich sie, indem ich ihr die Hand reichte.

Sie zögerte, lächelte, reichte mir die Hand und schüttelte verneinend den Kopf, worauf sie fragend Albin ansah, der gezwungen war, ihr meinen Namen zu nennen. Dann näherte sich Bonnin und sagte mit gewichtiger Miene:

„Sie haben es sehr gut gemacht, Madame, Sie sind sehr hellsehend, und bis auf einen einzigen Punkt sind wir sehr zufrieden.“

„Ein verlorenes Compliment,“ versetzte Albin, „denn Aimée glaubt nicht an den Magnetismus.“

„Glaubt nicht daran? — Sehen Sie!“ sagte Bonnin und schulterte sich.

Wir empfahlen uns der jungen Wittwe und kehrten in den Salon zurück.

„Nun?“ fragte Hieronymus, indem er vor mich trat.

„Nun, ich zweifle noch, bin aber sehr erschüttert.“

„Du willst den Ausgang erwarten?“

„Nun, ja!“

„Und Du hast Recht. Ich hätte an Deiner Stelle dasselbe gethan.“

„Wer hat Dich aber überzeugt, mein Freund?“

„O, das ist ein ganzer Roman. Wenn Du willst, daß ich ihn Dir erzähle, so begleite mich morgen auf den Ball zu der Herzogin von L…"

„Wer wird mich vorstellen?"

„Dein gehorsamster Diener."

„Wird Deine Fee auch dort sein?"

„Vielleicht."

„Und wirst Du mir auch die Geschichte Deiner neuen Liebschaft erzählen?"

„Wenn die Gelegenheit es erlaubt."

„Und werden Sie uns begleiten, Hieronymus?"

„Ich! einen Ball besuchen! Wohin denken Sie? Möge Gott mich davor bewahren!"

Wie schade! Ich glaube, ich hätte ein Auge darum gegeben, um mit dem andern Hieronymus auf dem Balle einer Herzogin eine Polka tanzen zu sehen.

XII.

Eine Partie Ecarté.

Um zehn Uhr waren wir, Albin und ich, bei der Herzogin.

Die Gesellschaft war zahlreich; man tanzte in zwei Sälen.

Die Herzogin von L… galt für eine geistreiche Frau; die liebenswürdige und freundliche Weise, in der sie Albin empfing, schien mir zu beweisen, daß sie jenen Ruf verdiene, denn nur geistreiche Personen verstehen es, der Gelehrsamkeit Achtung zu erweisen.

Ich schweige von den Personen, wie von den Dingen, die uns umgaben. Die Natur dieser Memoiren erlaubt keine Beschreibung von Bällen, und wären dieselben auch noch so glänzend gewesen. Uebrigens haben auch für meine profanen Augen alle Bälle der vornehmen Welt eine gleiche Physiognomie. Getöse, Lichterglanz, mannigfache Wohlgerüche, sich drängende Menschen, rosige oder bleiche Damen, Männer in schwarzen Fracks oder in Uniformen, sinnlose Bemerkungen, Augenspiel, fade Redensarten, Lügen, Albernheiten, selten ein wenig Geist, stets viel Lästerungen und noch mehr Verleumdungen: das schienen mir bisher die wahren Elemente aller pariser Feste zu sein.

Nach den üblichen Begrüßungen und den verbrauchten Redensarten, mit welchen man dieselben begleitet, traten wir in den zweiten Salon, in welchem eben zwei Quadrillen gebildet wurden. Gewohnter, sich in solchen Umgebungen zu bewegen, als ich es war, hatte Albin mit einem Blick alle Gesichter geprüft. Plötzlich sah ich in seinen Augen den Ausdruck einer verhaltenen Freude; er neigte sich zu mir und sagte mir in das Ohr:

„Sie ist da — dort ist sie — wir haben uns eben einen guten Abend gewünscht."

Ich gestehe, daß ich keinen Austausch von Begrüßungen bemerkt hatte.

„Wo ist sie?"

„Uns gerade gegenüber; sie stützt sich mit dem Ellbogen auf die Console."

„Links vom Fenster?"

„Ja; sie hat eine Rose in den Haaren, aber nicht **einen** Brillant an sich, denn sie verabscheut dieselben."

Die Vicomtesse von V. schien mir in dem Alter von achtundzwanzig bis dreißig Jahren zu stehen.

Sie war eine Frau von mittler Größe, so viel ich urtheilen konnte, da ich sie sitzend sah. Ihr Antlitz war bleich und etwas welk. Dabei besaß sie, ohne gerade dick zu sein, eine gewisse körperliche Fülle, und ihre Schultern zeigten eine blendende Weiße. Ihre Haare, die von einem zweifelhaften Braun waren, begrenzten in starker Fülle eine breite, vollkommen glatte und stark zurückweichende Stirn. Ihre kleine und wohlgeformte Nase erhob sich über einem ziemlich angenehmen Munde, dessen Lippen bleich und beweglich, dessen Zähne etwas weit von einander standen. Die stark gewölbten Brauen waren kaum über den Augen sichtbar, aber die Augen selbst schienen mir von außerordentlicher Schönheit. Sie waren braun, lebhaft, strahlend und sanft.

In der ganzen Erscheinung dieser Frau, die nichts weniger als schön war, lag etwas Anziehendes, das die Aufmerksamkeit fesselte.

Man fragte sich, wenn man sie prüfend betrachtete, ob ihre nachlässige Miene Koketterie oder Kindlichkeit sei, ob ihre Trauer Melancholie, ob die Erschlaffung ihrer Züge Folge des Kummers oder der genossenen Freude sei.

In ihren Blicken, in ihrer Haltung, in ihren geringsten Be-

wegungen verrieth sich die Absicht zu gefallen. Und dennoch lag in ihrem Benehmen so viel Gutmüthigkeit, in ihrer Ziererei so viel Anmuth und Natürlichkeit, daß ich schloß, sie halte es für eine Gewissenssache, liebenswürdig zu erscheinen.

„Wirst Du tanzen?" fragte mich Albin.

„Nein, ich tanze nur unter Bekannten."

„Und ich tanze nirgends. Aber Du spielst?"

„Selten, und heute Abend werde ich schon darum nicht spielen, weil ich gewiß verlieren würde."

„Warum?"

„Weil ich heute Morgen einen Brief erhalten habe, der mich geärgert hat."

„Einen Brief! — Welche Beziehung kann zwischen einem Briefe und der Furcht zu verlieren stattfinden?"

„Ach, mein lieber Freund! Jeder von uns hat seine Schwachheiten. Ich glaube zum Beispiel an glückliche Tage, so wie ich an unglückliche glaube. Wenn einmal das Glück einkehrt, so kehrt es in allen Dingen ein, während uns durchaus nichts gelingt, wenn ein Mal das Unglück bei uns eingekehrt ist."

„Aber es gibt auch gewisse Tage, an denen uns Gutes und Böses widerfährt."

„Das ist möglich. Indeß besteht offenbar zwischen allen Ereignissen, die uns widerfahren, ein gewisser Zusammenhang, welcher entweder von der Gottheit, oder von dem Wesen unsrer Natur ausgeht. Das ist so wahr, daß es sogar dem großen Haufen nicht entgangen ist, welcher das Sprichwort hat, daß kein Unglück allein kommt."

„So wird also das erste Ereigniß, welches Du nach dem Erwachen bemerkst, für Dich eine sichere Vorhersage von dem sein, was Dir während des Tages widerfahren soll?"

„Gewiß."

„Das ist Aberglaube."

„Mag es das sein. Fast alle Personen mit reizbaren Nerven und die folglich sehr zarter Eindrücke fähig sind, leiden an derselben Schwäche."

Während dieser Plauderei waren wir in einen Saal getreten, in welchem man an einem Tische Whist und an zwei Tischen Ecarté

spielte. Wir näherten uns einem dieser letztern Tische, den bereits eine zahlreiche Menge umstand.

„Es fehlen zehn Franken von meiner Seite," sagte Einer der Spielenden; „wer von Ihnen, meine Herren, hält sie?"

Ich blickte den Spieler an und ergänzte den Einsatz.

„Du begehst eine Inconsequenz," sagte Albin mir in das Ohr.

„Nein, ich will Dich nur überzeugen."

Die Partie begann; unser Gegner machte die Vole, nachdem er den König angekündigt hatte; kurz, nach zwei Abzügen hatten wir verloren.

Der, welcher meinem Partner folgte, war ein großer Mann mit kahler Stirn und schwarzem Schnauzbart.

„Pariren Sie noch ein Mal?" fragte er mich.

„Nein, mein Herr."

Und ich entfernte mich mit Albin, welcher mich in eine kleine verlassene Galerie führte, in der wir uns unterhalten konnten, ohne daß wir befürchten mußten, gehört zu werden.

„Wer ist denn der Spieler, für welchen Du parirt hast?" fragte mich mein Freund.

„Ich habe ihn zum ersten Male gesehen."

„Und doch schien es, als kenntet Ihr Euch bereits."

„Weil mir der Herr gefiel."

„Warum?"

„Das weiß ich nicht."

„Und der Spieler, welcher ihm nachfolgte."

„Mißfiel mir im höchsten Grade."

„Warum?"

„Das weiß ich eben so wenig."

„Schön! Aber nun gestehe, daß Du das, was Du gegen diese beiden Unbekannten fühltest, schon hundert Mal in ähnlichen Verhältnissen fühltest."

„Das ist wahr; die Welt ist voll von Individuen, die von dem ersten Augenblick an uns gefallen oder mißfallen, ohne daß wir sagen können, warum?"

„Die Bemerkung ist sehr richtig! — Liebst Du die Trüffeln?"

„Sehr; aber wo hinaus willst Du damit?"

„Und den Pudding?"

„Ich verabscheue ihn."

„Warum?“

„Daß Dich der Henker holte mit Deinen wunderlichen Fragen!“

„Antworte! ich bitte Dich darum.“

„Was soll ich Dir antworten? Auf tausend ähnliche Fragen kann ich stets nur mit einem ‚Ich weiß nicht‘ antworten.“

„Wohl! so überblicken wir das Ganze nochmals: das menschliche Leben, in seinem wesentlichen und vorherrschenden Charakter aufgefaßt, besteht in einer unentwirrbaren Mischung von Anziehungen und Abstoßungen, die mehr oder minder deutlich ausgesprochen sind, deren Ursache aber noch Niemand bisher anzudeuten vermocht hat.“

„Und Du kennst sie?“

„Hast Du meine Theorie schon wieder vergessen? — Jene Ursache ist der Magnetismus.“

„Bah! Du nimmst ihn also ernstlich! — O! dann habe ich nicht nöthig, Dich zu fragen, ob der Magnetismus auch seine Rolle in der Geschichte Deiner letzten Liebschaft spielt.“

„Ich werde sie Dir erzählen. Setzen wir uns, um ganz ungestört zu sein, in die Brüstung dieses Fensters.“

In diesem Augenblick ging ein Diener mit einem Teller voll Gläsern, welche Gefrornes enthielten, an uns vorüber. Ich nahm ein Glas, ohne mich zu fragen, ob meiner Neigung zu dem Citronen-Gefrornen ebenfalls der Magnetismus zu Grunde liege. Und mein Freund begann seine Erzählung in folgenden Worten.

XIII.

Eugenie.

„Der Magnetismus ist allenthalben. Er ist der unsichtbare Faden, welcher uns leitet, ohne daß wir es wissen, der oft genug auch auf Irrwege uns führt. Er ist die Ursache unserer Sympathien gegen Menschen, er die Ursache des Geschmacks, den wir an Dingen finden. Der Magnetismus ist mit einem Worte die Liebe, und die Liebe ist das Leben. Ein seltsamer und wichtiger Umstand in meinem Leben, eine unwiderlegliche und auf das Bestimmteste charakterisirte Thatsache hat mir dieses höchste Gesetz

enthüllt. Ich würde ein Narr sein, wenn ich noch zweifeln wollte.

„Seit zwei Jahren liebe ich die Vicomtesse Mathilde mit einer tiefen, unveränderlichen Liebe, in welcher alle meine übrigen Neigungen aufgegangen sind. Mathilde ist für mich die Hälfte des Weltalls; die andere Hälfte bin ich mir selbst. Ich lebe nur durch sie und für sie. Ich bin glücklich, wenn ich sie sehe; ich leide, wenn ich mich von ihr entferne; sie ist fast der einzige Gegenstand meiner Gedanken und meines Glaubens: sie ist meine Religion, meine Gottheit, und ich vermag so wenig die Möglichkeit eines Lebens ohne sie zu begreifen, daß ich mir das Leben nehmen würde, wenn ich sie verlöre."

„Du bist ein Narr, mein armer Albin!"

„Ich räume das ein, und dennoch möchte ich von dieser Narrheit nicht geheilt werden. Da Du Mathilden gesehen hast, so habe ich Dir über ihr Aeußeres nichts zu sagen. Ich weiß, daß sie nicht schön ist, allein da ich sie so liebe, wie sie ist, so möchte ich auch gar nicht, daß sie schön wäre. Schon der Gedanke, daß ein anderer Mann sich mit ihr beschäftigte, würde mich quälen."

„Theilt aber die Vicomtesse die Gefühle, welche sie Dir einflößt?"

„Ja. Lange Zeit versuchte sie, mir dieselben zu verbergen und sie sich selbst zu verhehlen. Ich errieth diesen edlen Kampf einer tugendhaften Seele. Mathilde bemerkte das und wußte mir Dank für eine Zurückhaltung, deren Lohn bald das offenste Geständniß von ihrer Seite wurde."

„Glücklicher Sterblicher!"

„O, jener Tag war der schönste meines Lebens."

„Sagtest Du mir nicht gestern, daß die Vicomtesse Wittwe wäre?"

„Ja, seit fünf Jahren ist sie die Wittwe eines schwachköpfigen und verlebten Greises, in dessen Arme sie ein unglücklicher Augenblick der Selbstverleugnung und Aufopferung für ihre Familie geworfen hatte. Ich werde Dir das Alles erzählen."

„Und was hindert sie, wenn dem so ist, Deine Gattin zu werden?"

„Gott kennt die Zukunft — wir warten."

„Und während des Wartens —"

„Ich verstehe Dich; o nein! O, mein Freund, ich schwöre es Dir bei dem Grabe meiner Mutter zu: nur die reinste Liebe vereint mich mit Mathilde. Ihr Vertrauen zu mir ist die Schutzwache ihrer Ehre. Mein Gott! Du kennst mich, ich bin Mann, wie jeder andere, und ich würde lügen, wenn ich Dir versichern wollte, daß nie die Sehnsucht meinen Geist oder meine Sinne getrübt hätte; aber ich kämpfe gegen den Instinct, weil ich die Ueberzeugung hege, daß eine befriedigte Leidenschaft sich verändert und abschwächt. Ich liebe die Liebe, welche ich gegen Mathilde hege; ich liebe sie so, wie sie ist, glühend wie mein Herz, und rein wie das ihrige.

„Ohne Zweifel betrachtest Du noch gleich einer Chimäre oder einer Ueberschwänglichkeit diese fast mystische Vereinigung zweier Seelen, welche sich verstehen, sich begreifen und gewissermaßen fortwährend der Vereinigung entgegen schlagen. Mein Freund, ich habe lange Jahre eben so gedacht, wie Du; selbst jetzt noch sage ich mir bisweilen, daß mein Glück nur ein Traum ist, allein dieser Traum ist so süß, daß ich nicht erwachen will.“

„So schlaf denn weiter, mein lieber Albin, schlaf bis an das Ende Deines Lebens. Aber bis jetzt scheinst Du mir noch das Wichtigste zu vergessen, denn ich weiß noch nicht, in welchem Zusammenhange der Magnetismus mit der seltsamen Verbindung steht, die Du mir mittheiltest. Sollte etwa Mesmer der Erfinder der platonischen Liebe sein?“

„Wenn er auch nicht der Erfinder derselben ist, so hat er mir doch deren Erklärung gegeben. Du wirst erfahren, was sich zwischen Mathilde und mir zugetragen hat, aber zuvor muß ich Dich mit den Umständen bekannt machen, durch welche ich den Magnetismus kennen lernte.

„Es war zu Anfang des Jahres 1839, wenige Monate nach meiner Doctor-Promotion, als ich in die Straße Louis le Grand zog, und zwar in das Haus, das ich noch jetzt bewohne. Mein auf eine Bronce-Platte eingegrabener und an die Thür meiner Wohnung gehefteter Doctor-Titel war mein einziger Aufruf an die Aufmerksamkeit der Welt. Ich würde daher unfehlbar Hungers gestorben sein, wenn mein kleines Erbtheil nicht zur Bestreitung meiner Bedürfnisse ausgereicht hätte. Dank indeß meinem Thürschließer, der in mir einen gar geschickten Arzt erkannte, weil ich

freigebig gegen ihn war, und der sich zu meinem Gönner aufwarf, um seinen Dank für einige kleine Spenden auszudrücken, kamen einige Kranke zu mir; zunächst zwei arme Teufel, von denen ich nichts zu erwarten hatte, dann ein Gewürzkrämer, welcher noch jetzt als Trophäe den Bandwurm, von welchem ich ihn befreite, in Spiritus aufbewahrt, aber mir nie etwas zahlte. Endlich legte die Vorsehung Hand an mein Glück, und die Heilung eines jungen Milchmädchens, das für unheilbar erklärt war, wurde der Grundstein meines Rufs.

„Es war ein schönes, großes Mädchen von zwanzig Jahren, von welchem seine Mutter mir sagte, daß es seit dem Alter der Mannbarkeit an der Epilepsie leide. Sie hieß Eugenie. Man hatte Alles gethan, um sie von ihrem schrecklichen Leiden zu befreien, aber nichts war geglückt. Ich weiß nicht, wie es kam, daß mir einfiel, bei dem jungen Mädchen einen Versuch mit dem Magnetismus zu machen, denn der Magnetismus war damals noch ein versiegelter Brief für mich: ich kannte ihn nur dem Namen nach. Indeß schlug ich denselben ihrer Mutter vor als ein neues Mittel, welches Wunder bewirke, und ging tapfer an das Werk. Und, mein Freund, ich erlangte den vollständigsten Erfolg. Lache so viel, wie Du willst — Eugenie schlief unter meinen Strichen ein, sah die Ursache ihres Leidens, beschrieb mir dieselbe nach ihrer Weise und verordnete sich sogar Mittel, welche vollständige Heilung brachten."

„Teufel! diese Kur muß Aufsehen bewirkt haben!"

„Nein, die Epileptischen sind selten gute Patienten: sind sie arm, so spricht man nicht von ihrer Heilung, weil sich wenig Menschen um die Armen kümmern; und sind sie reich, so wird noch weniger gesprochen, weil man stets besorgt ist, diese Krankheit zu verheimlichen. Uebrigens hatte ich eine Ueberzeugung gewonnen, vielleicht die einzige, die ich je in meinem Leben gehabt habe, und hielt mich daher durch Eugenie's Erkenntlichkeit hinreichend belohnt.

„Eugenie kam öfter zu mir, und da sie mir während ihres Somnambulismus mehre merkwürdige Phänomene gewährt hatte, welche ich der Beobachtung mehrer Personen zu unterwerfen wünschte, so beredete ich sie, sich vor denselben magnetisiren zu lassen. Diese Experimente wurden öfter wiederholt. Anfangs waren nur meine

vertrautesten Freunde Zeugen, dann kamen noch die Freunde meiner Freunde, und endlich sprach man über mich in dem Hause, in der Straße, in dem Viertel — bis ich mich eines schönen Tages in den Zeitungen als „berühmten Magnetiseur" gepriesen fand, ohne daß mir auch nur einen Augenblick in den Sinn gekommen war, über die Vortheile oder Nachtheile nachzudenken, welche aus einer solchen Berühmtheit für mich entspringen könnten. Und diese Berühmtheit sollte mir auch theuer zu stehen kommen, wovon ich mich nur zu bald überzeugte. Die Aerzte setzten mich in das schwarze Register und entfernten sich von mir. Bald hatte ich Gelegenheit zu begreifen, daß sie mich nicht mehr als einen Collegen betrachteten, und da die meisten Weltleute die Meinung der Aerzte in Bezug auf mich auch zu der ihrigen machten, so blieb mir nichts weiter übrig, als mein Diplom in das Feuer zu werfen und meine Lancetten zu zerbrechen. Ein solches Opfer kostete mich wenig, denn indem ich mir freiwillig alle Zugänge zu einer Laufbahn verschloß, welche ich bei meiner Neigung zu den Studien vielleicht mit einem gewissen Glanze durchlaufen haben würde, trug ich meine Hoffnungen nach einer neuen Seite. Ich war von der Wirklichkeit des Magnetismus überzeugt und es war mir daher unmöglich, nicht zu denken, daß er eines Tages wieder zu Ansehen gelangen würde. Nun war es aber einleuchtend, daß man sich alsdann an den Muth erinnern würde, welchen ich gezeigt hatte, indem ich mich ohne Hoffnung auf Nutzen oder Ehre in einen lächerlichen Kampf einließ, in welchem ich nur meines Unterganges sicher sein konnte.

„Wenn ich aber offen Alles gestehen soll, so muß ich sagen, daß ich mehr als ein Mal meine Verwegenheit bereuete. Welche Marter für einen rechtschaffenen und uneigennützigen Mann, sich fortwährend als die Zielscheibe der Spöttereien oder wenigstens Verdächtigungen einer Menge von Personen zu sehen, die nicht werth sind, ihm die Schuhriemen zu lösen! Selbst mein Portier nahm eine spöttische Miene an, wenn er mich an sich vorübergehen sah. Wie oft fühlte ich mich nicht versucht, ihn in das Gesicht zu speien! Du lachst darüber — aber glaub mir, mein Freund, man achtet in einer solchen Lage, wie meine damalige war, auf Alles. Ich prügelte eines Tages meinen Hund, weil es mir vorkam, als ob selbst dieses arme Thier mich verspottete. Kurz, ich fühlte mich mit Bitterkeit gekränkt, und da mein Muth zu sinken

begann, so wäre ich vielleicht unbemerklich in den Pfuhl der alten Schule zurückgeschlüpft, wenn nicht ein glücklicher Zufall erschienen wäre, um mich durch die Achtung und Freundschaft einer ehrenwerthen Familie für all das moralische Elend zu entschädigen, unter dessen Last ich erlag."

XIV.

Die Baronin von B.

„Die Frau Baronin von B.," fuhr Albin fort, „eine geachtete Wittwe aus dem Departement des Maine, wohnte nicht weit von mir in der Straße Chauchat. Diese Dame litt an einer Krankheit, welche mit Recht als unheilbar betrachtet wurde von allen Aerzten, welche sie bisher behandelt hatten. Es war das eine Erweichung des Rückenmarks, verbunden mit einer Reizung der Eingeweide. Die untern Gliedmaßen, welche nothwendig gelähmt und durch lange Unthätigkeit aller Kraft beraubt waren, bildeten den Sitz heftiger Schmerzen. Seit drei Jahren verließ die Kranke das Zimmer nicht mehr. Zehn Mal täglich trug man sie aus ihrem Bette auf ihren Armstuhl und wieder von ihrem Armstuhl in ihr Bett, denn es war ihr fast unmöglich, dieselbe Lage eine Stunde lang beizubehalten. Ihre Nächte waren meist schrecklich: kaum gelangte man durch gewaltige Gaben Opium, die man sich täglich zu vergrößern genöthigt sah, dahin, ihr einige Augenblicke Schlaf zu verschaffen. Mit einem Worte, es war das letzte Stadium einer tödtlichen Krankheit, deren Verlauf und Symptome Dir bekannt sind. Es würde überflüssig sein, noch zu bemerken, daß die Baronin alle unsere medizinischen Berühmtheiten zu Rathe gezogen hatte: die ganze Facultät war vor ihrem Krankenlager vorüber gewandert. Dann hatte sie einen Widerwillen gegen alle Arzneien bekommen, war es müde geworden, fernere Berathungen anzustellen und protestirte gegen eine Wissenschaft, deren Ohnmacht sie in so grausamer Weise empfand, und hatte daher alle Aerzte verabschiedet, um mit frommem Sinn zu erwarten, ob nicht die Gottheit ein Wunder an ihr thun würde. Man hatte für sie Messen gelesen und neuntägige Fasten angestellt. Die Kapellen der heiligen

Apollina, der heiligen Philomela, des heiligen Orther u. s. w. waren mit ihren Weihgeschenken erfüllt, aber Alles war vergebens.

„Unter diesen verzweifelten Umständen hörte die Familie von B. von mir sprechen..

„Vollkommene Hoffnungslosigkeit ist ein unnatürlicher Zustand und unverträglich mit der menschlichen Organisation. In höchst unglücklichen Lagen sieht man daher fast immer die Hoffnung noch die Vernunft überleben. Darum greift ein dem Ertrinken naher Mensch nach einem Grashalme, welcher kaum das Gewicht eines kleinen Vogels tragen würde, und glaubt in dem Blatte einer Wasserrose eine Rettungsboye zu finden.

„Ich bin geneigt zu glauben, daß unter allen andern Verhältnissen die Baronin über den Magnetismus gespottet haben würde, oder daß sie wenigstens, um an ihn zu glauben, zuvor Beweise seiner Wirklichkeit zu sehen verlangt hätte. Allein wenn man den Tod nahen sieht, so widersteht gewöhnlich keine Art der Zweifelsucht. „Retten Sie mich, und wäre es auch auf eine, aller Vernunft zuwiderlaufende Weise, aber nur retten Sie mich!" Du weißt, daß von zehn Sterbenden wenigstens neun in dieser Weise sprechen.

„Ich begab mich auf die erhaltene Aufforderung sogleich zu der Baronin, prüfte sie, stellte ein langes Examen an, ließ mir die genaueste Beschreibung von der Behandlung geben, welcher sie bisher unterworfen war, und erkannte mit Bestimmtheit, daß es keine Arznei gegen ihre Krankheit gebe."

„Was Dich aber nicht abhielt, den Magnetismus zu empfehlen," sagte ich zu Albin.

„Ganz recht; und einen unmittelbaren Versuch vorzuschlagen."

„Na, nun vorwärts mit den wunderthätigen Strichen!"

„Wie ungerecht Du bist! Durfte ich denn der unglücklichen Familie ihre letzte Hoffnung rauben?"

„Wenn sie aber eine trügerische war?"

„Was schadete das? Auch eine Täuschung, wenn sie nur tröstet, ist eine Wohlthat. Wenn mir auch einleuchtete, daß man die Heilung der Kranken nicht von dem Magnetismus erwarten könne, so hatte ich doch wenigstens die Gewißheit, daß ich eine augenblickliche Beruhigung der Schmerzen und vielleicht Verlängerung des Lebens herbeiführen würde. Folglich habe ich, indem ich an das Werk ging, die wahre Aufgabe des Arztes erfüllt. O! glaub mir, mein

Freund, mein Gewissen hat sich in solchen Fällen nie verkauft, und ich hoffe, daß Du daran nicht zweifeln werdest.

„Die Baronin von B. war eine Frau von etwa sechszig Jahren. Sie war hoch gewachsen, und es war selbst jetzt noch zu erkennen, daß sie früher einen kräftigen Körperbau gehabt habe. Obschon abgezehrt durch die Krankheit, war ihr Gesicht noch immer schön; alle Züge desselben athmeten Gutmüthigkeit, Sanftmuth und Vertrauen, jenes Vertrauen der rechtschaffenen Menschen, welche in sich selbst die Welt erblicken und daher fast nie an der Aufrichtigkeit Anderer zweifeln. In den freien Zwischenräumen, welche die Krämpfe ihr ließen, sprach sie mit vielem Geist. Selbst während der heftigsten Krisen brachte sie oft heitere und naive Witzfunken hervor, welche den Umstehenden ein Lächeln und auch Thränen zu gleicher Zeit abnöthigten. Kurz, sie war eine herrliche Frau, die mich an meine Mutter erinnerte.

„Während des ersten Besuchs, den ich bei ihr abstattete, beschränkte ich mich auf die ärztliche Untersuchung, deren Resultate ich Dir mitgetheilt habe. Die Baronin lag im Bette, und ich hatte besondere Gründe zu wünschen, daß sie in ihrem Armstuhle sitzen möchte, während ich sie magnetisirte.

„Punkt acht Uhr sollte ich mich wieder bei der Frau Baronin von B. einfinden, und ich stellte mich auch genau zu der bestimmten Zeit ein. Diese Stunde war gewöhnlich die schlimmste des ganzen Tages für sie. Ich hatte demnach die Gewißheit, auf schlagende Weise die Wirksamkeit des von mir vorgeschlagenen Mittels zu zeigen, wenn es mir gelang, sie zu beruhigen.

„Wenn ich Dir diese Einzelheiten mittheile, so geschieht das nur, weil sie sich, was Du bisher noch nicht ahnen konntest, genau an meine Verbindung mit Mathilde anknüpfen und gewissermaßen die Einleitung dieser seltsamen Geschichte bilden. Wenige Worte werden Dich indeß auf den richtigen Weg bringen: Mathilde war die einzige Tochter der Baronin."

„Ha! nun errathe ich Alles!"

„Nein, mein Freund, Du erräthst nichts, denn Niemand in der Welt würde das Richtige errathen. Sich an einem Tage sehen, oder vielmehr nur in einem Augenblick, und noch dazu in Gegenwart eines Dritten, sich kaum ansehen, nicht zwei Worte mit einander wechseln und dennoch gegenseitig von warmer Leidenschaft

ergriffen zu werden, das ist doch gewiß eine seltsame Thatsache, deren Erklärung kein Psycholog geben kann."

„Und das fand also zwischen der Vicomtesse und Dir statt?"

„Wie ich Dir zuschwören kann."

„Ich glaube Dir, weil Du es sagst: wenn aber die Sache mir widerfahren wäre, so würde ich kein Wort davon glauben."

„Das ist ein Irrthum! denn die Liebe ist ein Beweis, der keinen Widerspruch erlaubt und die Ueberzeugung in sich trägt. Mein Freund, wir haben über die Liebe, das heißt über die Ursache und den Mechanismus unsrer Neigungen die unsichersten und selbst falschesten Begriffe. Ich weiß das jetzt aus Erfahrung: die Liebe ist vor allen Dingen ein psychologisches Phänomen, dessen Gesetze in gewissen wesentlichen Eigenschaften der Materie, aus welcher wir gebildet sind, liegen. Unabhängig von der Achtung, wie von der Bewunderung, entspringt sie eben so wenig aus dem moralisch Schönen, wie aus dem physisch Schönen, und besteht einzig in einer ursprünglichen und stets relativen Anziehung, deren erste wahre Antriebe jedoch weder der Geist, noch die Tugend, noch auch selbst die Schönheit sind."

„Ach! ich sehe, daß Du auf die Grundsätze zurückkommst, welche Du schon vor fünf Jahren hattest. Wenn aber die Liebe keineswegs, wie ich stets gedacht habe, eine schnelle und instinctmäßige Würdigung der Sinne ist, welche über das relativ Schöne oder auch über das Schöne im Allgemeinen (denn absolut Schönes gibt es nicht) entscheiden; wenn endlich die Liebe nicht, wie Clement Marot sagte, eine Leidenschaft ist, welche durch die Augen in uns einkehrt — dann möchte ich wohl ihren Ursprung kennen. Glaubst Du zum Beispiel, daß zwei Taubstumme, welche zu gleicher Zeit des Tastsinns, des Gesichts und des Geruchs beraubt wären, einander lieben könnten?"

„Ich vermag nicht daran zu zweifeln."

„O, das scheint mir ein Wenig — magnetisch."

„Sag, was Du willst; ich habe Grund, an meine Theorie zu glauben. Wenn auch die Menschen keine leblosen Körper sind, so sind sie doch noch weniger reine Geister. Ich räume es ein, daß sie vor den Steinen das traurige Privilegium des Fühlens und Denkens voraus haben; aber wenn sie dieses Vorzugs sich rühmen und dabei behaupten, daß sie frei wären von den Gesetzen, das

heißt von den Verwandtschaften und Abstoßungen, welche eine Eigenthümlichkeit der Theilchen sind, aus denen der Körper besteht, so kann ich nicht einstimmen."

„Demnach wäre Deiner Meinung nach die Liebe einzig ein Phänomen der Gravitation?"

„Wenigstens etwas Aehnliches."

„Ein empörender Sophismus!"

„Weniger empörend vielleicht, als Du denkst. Bring' nur Deine Vorurtheile zum Schweigen und befrage Deine ärztlichen Erinnerungen, Deine Erfahrungen als Beobachter, als Naturforscher. Ist es nicht wahr, daß wir in der Natur allenthalben jene Wahlverwandtschaften wiederfinden, deren Typus die Liebe ist, von dem Magnet an, welcher das Eisen anzieht, bis zu dem Samenstaub der Weide, welcher fortgetragen vom Winde in meilenweiter Entfernung eine andere Weide befruchtet?"

„Ach! sind denn die Menschen Bäume?"

„Der Unterschied zwischen den Menschen und den Bäumen ist weniger groß, als Du denkst, und die Thatsachen sind Thatsachen.

„Als ich nach der Straße Chauchat zurückkehrte, erwartete mich die Baronin bereits mit Ungeduld. Wir hatten stürmische Witterung, ein Umstand, welcher stets ihre Schmerzen vergrößerte. Sie litt so, daß sie laut schrie. Indeß hatte sie doch so viel Herrschaft über sich, daß sie lächelte, als ich eintrat, und heiter zu mir sagte, indem sie mir die Hand reichte: Nun, Sie Hexenmeister, haben Sie noch Vertrauen zu Ihren Beschwörungen? — Ja, meine Dame, antwortete ich, und fassen Sie nur gute Hoffnung, denn Ihre Schmerzen werden ihr Ende erreichen."

„O, wenn Sie die Wahrheit sagten!" rief in tiefbewegtem Tone die Vicomtesse aus, welche allein bei ihrer Mutter war, und die ich bisher kaum beachtet hatte. Ich hatte sie nur kalt begrüßt und ohne ein Wort an sie zu richten. Vielleicht war ich noch kälter gegen sie, als ich mich eine halbe Stunde später entfernte. Ihre etwas welken Züge hatten mir keineswegs gefallen. Die arme Mathilde! wenn ich in ihrem Herzen hätte lesen können! ich hatte sie unwillkürlich für immer an mich gefesselt."

„Auf welche Weise? Indem Du ihre Mutter einschläfertest?"

„Nein, indem ich sie, Mathilde, magnetisirte, ohne die Absicht dazu zu haben, und ohne es zu bemerken."

Ich lachte laut auf.

„Mein Freund, ich bin kein Narr," versicherte Albin. „Was ich Dir erzähle, mag Dir allerdings unbegreiflich scheinen."

„O, noch mehr!"

„Abgeschmackt, unmöglich, im höchsten Grade lächerlich; ich nehme Dir das nicht übel, denn ich selbst hätte früher sicherlich Deine Meinung getheilt."

„Und Du behauptest allen Ernstes, daß eine Bewegung mit der Hand, die wir gegen eine Frauensperson richten, deren Gehirn verdrehen und ihr Herz in Flammen versetzen kann?"

„Warum nicht, wenn die Liebe nur eine materielle Sache ist? Und das ist es gerade, wovon ich mich durch meine Versuche überzeugt habe. Die moralische Welt, wie Du Dir dieselbe denkst, ist nur ein Traum, und ich glaube die Wahrheit mit den Händen gefaßt zu haben."

„Darauf habe ich nichts zu entgegnen, als daß es sehr traurig sein würde, mit Dir denken zu müssen, daß unsere Seele nur ein Fluidum sei, daß unsere Ideen und Gefühle gleich dem Blitz und dem Fall der Körper nur physische Phänomene seien. Indeß fahre fort, mein lieber Albin, Deine Erzählung zieht mich an."

„Nun versuche die philosophischen Folgerungen zu würdigen, welche mir aus derselben hervorzuspringen scheinen.

„Frau von B. saß auf einem weiten Armstuhle oder war vielmehr versunken in denselben, weil sie ganz mit Kissen umgeben war. Dieser Stuhl stand in einer Ecke neben dem Kamin, aber doch hinreichend von demselben abgerückt, so daß es mir möglich war, vor sie zu treten. Mathilde saß hinter ihrer Mutter auf einem Stuhle, welcher hart an der Wand stand, und zwar so nahe der Baronin, daß sie, wenn sie sich ein wenig vorneigte, ihren Kopf auf die Schulter derselben legen konnte. Nun verfolgte aber Mathilde mit zu großem Interesse die Scene, welche sie erwartete, als daß sie sich nicht stets hätte nach vorn neigen und mir stets gerade gegenüber bleiben sollen. Ich dachte jedoch gar nicht an sie. Wenn ich sie bemerkte, so geschah das unwillkürlich und ohne daß ich sie ansah; die Kranke war der einzige Gegenstand meiner Aufmerksamkeit. In dem Zimmer herrschte die tiefste Stille.

„Der Magnetismus ist überdies eine Schule des Wohlwollens. Das Beste seiner Mitmenschen mit aller Kraft zu wollen, ist die

erste Regel bei der Ausübung desselben. Wenn er also, wie bei mir, eine aufrichtige Ueberzeugung ist, so verdient er um so mehr Achtung, als die christliche Liebe, in welcher Weise sie sich auch äußern möge, nie eine lächerliche Tugend sein kann. Dennoch kenne ich einen Schriftsteller, welchen man früher als einen geistreichen Mann nannte, und der versicherte, er habe nie magnetisiren sehen können, ohne zu lachen. Möge der Himmel ihm verzeihen! denn ich weiß, daß er nicht früher magnetisiren sah, als zu einer Zeit, wo er durch ein vorzeitig eingetretenes Alter bereits kindisch geworden war. Uebrigens fürchtete ich bei der Gelegenheit, von der ich spreche, selbst für den Fall, daß meine Bemühungen erfolglos bleiben sollten, nicht, daß ich lächerlich werden könnte, denn ich fühlte an meinem Vertrauen, daß ich auch um mich her Vertrauen einflößte.

„Nachdem ich mich einige Minuten gesammelt hatte, begann ich nach den allgemein angenommenen Regeln zu verfahren. Ich legte eine meiner Hände auf eine Hand der Kranken, um mich mit ihr in Rapport zu setzen, und magnetisirte sie dann im weiten Bogen, das heißt, indem ich beide Hände bis zu ihrer Stirn erhob und dann langsam bis zu ihren Knieen hinabführte, eine Bewegung, welche während eines großen Theils der Sitzung gleichförmig wiederholt werden muß.

„Nach einigen Minuten seufzte die Baronin tief auf und gähnte dann zu wiederholten Malen."

„Das glaube ich gern, denn wer möchte der durch ein solches Manoeuvre verursachten Langeweile widerstehen?"

„Der Schmerz, sollte ich meinen, der Schmerz, welcher gewöhnlich der Langeweile nicht weicht, und den die Einförmigkeit der magnetischen Striche vertreibt. Mein Gott! was liegt denn so Wunderbares, so Unglaubliches und so Lächerliches in der physischen Einwirkung, welche ein Mensch auf den andern durch gewisse Bewegungen und Berührungen ausübt? Findet es doch Niemand wunderbar, daß ein Physiker seinen Elektrophor durch Reiben mit einem Katzenfelle ladet."

„Ist denn das Magnetisiren und das Laden eines Elektrophors einerlei?"

„Das weiß ich nicht; nur so viel kann ich sagen, daß für mich beide Thatsachen einander ähnlich sind."

„Gehen wir darüber hinweg. — Und die Baronin schlief ein?"

„Sehr bald. Ihre Augenlider senkten sich und schlossen sich endlich. Ihre Haut bedeckte sich mit einem milden Schweiß, ihre Athemzüge wurden langsamer, ihre Züge deuteten auf Ruhe, und das ungewohnteste Wohlbefinden füllte allmälig ihre Brust, auf welche sich ihr Kinn senkte. Ich fragte sie nun, was sie empfinde, aber sie schien mich nicht zu hören, und ich erneuerte daher meine Frage: Haben Sie wenigstens die Gnade, mir zu sagen, ob Sie sich wohl fühlen. — Ach, ja, antwortete sie, ohne ihre Haltung zu verändern und mit einer so schwachen Stimme, daß ich sie kaum hören konnte. Es schien, als befürchte sie durch die mindeste Anstrengung den glückseligen Zustand zu stören, in welchen ich sie versetzt hatte.

„In diesem Augenblick richtete ich meinen Blick zum ersten Male auf Mathilde. Das Kopfnicken, mit welchem ich meinen Blick begleitete, war eine stillschweigende Frage, die sich etwa übersetzen ließ: Nun, was meinen Sie zu dem, was Sie sehen?

„Mein Freund, ich glaubte einen Augenblick, Mathilde hätte den Verstand verloren. Sie saß ganz gerade, ihre Augen flammten und waren von Thränen erfüllt, ihr Busen erschien hoch gehoben und ihr Mund halb geöffnet, als wollte sie einen köstlichen Wohlduft einathmen. Eine ihrer Hände ruhte auf ihrer Brust, während die andere Hand die meinige zu suchen schien und allen Bewegungen derselben folgte."

XV.

Vicomtesse Mathilde.

Albin fuhr fort:

„Gewiß war die junge Frau in diesem Augenblicke schön, allein ich bemerkte es nicht."

„Was fehlt Ihnen, meine Dame?" fragte ich sie, überrascht von ihrer Haltung. Meine Stimme rief sie wieder zu sich, aber sie antwortete nicht, sondern setzte sich mir gerade gegenüber und sagte halblaut:

„Mein Gott! ist das sonderbar!"

„Ich mußte wohl sehr durchdrungen von meiner Aufgabe, das heißt, ausschließlich mit meiner Kranken beschäftigt sein, daß ich den wahren Sinn dieser Worte nicht errieth. Ich schrieb Alles der Ueberraschung oder der Freude zu, welche die Vicomtesse über den Zustand, in welchem sie ihre Mutter erblickte, empfand. Nun hat mir aber die kindliche Liebe stets ein so natürliches Gefühl geschienen, daß ich nicht bei der eigenthümlichen Weise verweilte, in welcher Mathilde dieselbe offenbarte.

„Ich erweckte oder vielmehr entmagnetisirte die Baronin, deren Schmerzen vollkommen verschwunden waren, und empfahl mich ihr.

„Am folgenden Tage erfuhr ich, daß das Wohlbefinden, in welchem ich sie verlassen hatte, die ganze Nacht angedauert habe, und theilte gern die Hoffnung, welche ihr durch diesen glücklichen Anfang eingeflößt war.

„Von diesem Tage an begab ich mich regelmäßig an jedem Abende nach der Straße Chauchat. Jede Sitzung verlief ziemlich in derselben Weise, wie die beschriebene, und brachte dieselben Resultate hervor. Unglücklicherweise begannen die Schmerzen stets mit Tagesanbruch wieder, und die offenbaren Fortschritte der Krankheit ließen mich nicht lange im Zweifel über die wahrscheinlichen Folgen der kurzen Erleichterungen, welche ich der Kranken an jedem Abende verschaffte.

„Indeß begannen echte freundschaftliche Beziehungen zwischen der Familie B. und mir.

„Oft verlängerten sich meine Besuche um ganze Stunden, ohne daß dazu ein anderer Grund vorlag, als daß wir Alle gleich sehr durch unsere Unterhaltung gefesselt wurden. Ich sprach über die Arzneikunde, über den Magnetismus, über meine Privatangelegenheiten, und die Zeit verstrich für uns Alle mit einer Schnelligkeit, die wir gewöhnlich erst in dem Augenblick bemerkten, in welchem ich mich zum Gehen anschickte.

„Bisweilen schlummerte die Baronin während unserer Unterhaltung ein, was jedoch Mathilde und mich nicht abhielt, dieselbe fortzusetzen, indem wir nur leiser sprachen. Dieser Umstand vermehrte fast nothwendig die Innigkeit unserer Plaudereien, welche binnen wenigen Tagen den Ton einer gewissen Vertraulichkeit annahmen.

„Unsere Gespräche begannen fast immer mit alltäglichen Redens-

arten und gingen dann auf irgend einen ernsten und wichtigen Gegenstand über, den uns der Zufall lieferte. Nachdem wir auf diese Weise von der Vernunft, dem Geiste, der Ehre u. s. w. gesprochen hatten, kamen wir auch auf das Kapitel von den menschlichen Leidenschaften: die Freundschaft, die Liebe mit ihren Symptomen und Folgen wurden in dem Schmelztiegel unserer Analyse zergliedert, doch darüber hinaus ging unsere Philosophie nicht.

„Von Tag zu Tage wurden wir aber größere Philosophen, das heißt, wir glitten, fast ohne es zu bemerken, jenen gefährlichen Abhang hinab, welcher in einer gewissen Weise die Keime aller entstehenden Leidenschaften trägt, indem er von den allgemeinen Thesen zu persönlichen Fragen überführt, deren Ende unfehlbar ein zärtliches Geständniß ist.

„Erkannte die Baronin das Ziel, welchem wir entgegensteuerten? Ich glaube es nicht. Was Mathilde betraf, so bin ich überzeugt, daß sie ahnungslos und mit geschlossenen Augen vorwärts ging, und ihre Verlegenheit eine aufrichtige war, als sie endlich daran dachte, die Augen zu öffnen. Aber es war nun zu spät, um wieder umzukehren. Ueberdies hatte, wie ich Dir schon sagte, der Schicksalsbeschluß, welcher uns vereinigen sollte, bereits an jenem Abende, als wir uns zum ersten Male sahen, auf ihr geruht. Indeß liebte ich sie noch nicht und war weit entfernt, zu ahnen, daß bereits Liebe und Neigung zu mir in ihrem Herzen wohne. Ich fand, daß sie Geist besaß, daß sie liebenswürdig, zu liebenswürdig war, und das war Alles.

„Da ich keine Erkundigungen über die Familie B. eingezogen hatte, so wußte ich durchaus nichts von dem frühern Leben der Vicomtesse und konnte nur aus dem gegenwärtigen Anschein auf ihre Sitten schließen. Und ich muß gestehen, daß dieser Anschein wenig günstig für sie war. Mit ihren zärtlichen Blicken, ihren gewagten Reden, ihren welken und schmachtenden Zügen schien mir Mathilde nur zu einer der beiden mit Recht verachteten Classen von Frauen zu gehören: zu den Koketten oder zu den Empfindsamen.

„Arme Mathilde! Ich hielt die Binde, welche ihre Augen deckte, für eine Maske, und war grausam genug, ihr dieselbe zu entreißen.

„Da ich sie einestheils nicht einmal hübsch genug fand, um die Anmaßungen zu rechtfertigen, welche sie mir zu haben schien, und

da ich anderntheils glaubte, daß sie sehr leichtfertig sei, so machte ich ihr eines Abends ein Bekenntniß von meinen Empfindungen, insofern hier ihre kokette Sentimentalität in Frage kam. Ueberdies hast Du die Vicomtesse gesehen und wirst einräumen, daß das Unrecht nicht ganz auf meiner Seite war. Mathilde hat in ihren Zügen und ihrer Haltung Etwas, das mit der Reinheit ihrer Sitten nicht ganz im Einklang steht. Man muß sie genauer kennen, um nicht an ihrer Tugend zu zweifeln. Und Du kannst mir glauben, mein Freund, daß diese Frau das Herz eines Engels hat.

„Du kannst Dir denken, daß die Baronin in dem Augenblick schlief, in welchem ich mich gegen ihre Tochter aussprach."

„Weißt Du aber auch," unterbrach ich Albin, „daß Dein Benehmen bei dieser Gelegenheit mindestens — leichtsinnig war?"

„Unentschuldbar war es, um das rechte Wort zu gebrauchen. Jeder Arzt, welcher einen solchen Mißbrauch des Vertrauens begeht, sollte, wenn die Gesetze gerecht wären, in das Zuchthaus geschickt werden. Aber — wie ich schon sagte: ich hatte mich in Mathilden's Charakter getäuscht und hielt sie für ein gefallenes Weib."

„Der Arzt sollte, wenn er in seinem Amte ist, selbst den Verbrecher achten."

„Es ist möglich; ich hatte das vergessen. Mathilde erbleichte bei der Beleidigung, welche ich ihr angethan hatte. Eine Thräne benetzte ihre Wimpern, aber sie besaß den Stolz, dieselbe zu unterdrücken.

„Die unglückliche Frau! ich hatte sie bezaubert; sie hatte das Recht, mich aus der Thür zu weisen, aber besaß nicht einmal den Muth, mich zu fliehen.

„Indeß war mein Antrag ohne Antwort geblieben, und ich wußte anfangs nicht, wie ich das krampfhafte Lächeln deuten sollte, mit welchem er aufgenommen war.

„Es war schon spät. Ich empfahl mich der Vicomtesse, die mich, wie das ihre Gewohnheit war, bis in den Salon begleitete. Aber am folgenden Abende war sie nicht bei der Sitzung zugegen. Man sagte mir, sie werde durch einen Kopfschmerz an ihr Zimmer gefesselt. War das eine verstellte Unpäßlichkeit? Ich weiß es nicht, denn es war hinreichender Grund zu einer wirklichen vorhanden. Das ahnte ich und hütete mich daher, meine Dienste anzubieten.

„Indeß dauerte der Kopfschmerz nicht über drei Tage, und Mathilde erschien wieder. Auf ihren Zügen lag ein Ausdruck der Trauer, von welchem ich mich gerührt fühlte, und der mich mein Unrecht tausend Mal besser fühlen ließ, als wenn man es mir auf die härteste Weise vorgeworfen hätte. Ich hätte es wieder gut machen mögen. Mein aufrichtiger Schmerz ließ mich das Ziel verfehlen. Ich reichte der Vicomtesse die Hand, als hätte die Natur unserer Verbindung mir diese Handlung der Vertrautheit erlaubt.

„Da weinte sie, und ich bat sie um Verzeihung.

„O mein Freund! welches schreckliche Gift ist der Magnetismus in unreinen Händen. Man reichte mir drei Tage später das Pfand des Friedens, welches man drei Tage vorher als eine Beleidigung betrachtet hatte. Und so kam es, daß die Keuscheste und Tugendreichste aller Frauen sich mit der Schamlosigkeit einer Buhldirne in meine Arme zu werfen schien.

„Um die chronologische Ordnung der Thatsachen nicht zu unterbrechen, werde ich Dir eine anführen, die ich erst mehre Monate später, als sie geschehen war, erfuhr. Vier oder fünf Tage nach unserer Versöhnung befand sich Mathilde, ich weiß nicht aus welchem Grunde, in Saint-Denis. Da wurde sie plötzlich Dessen bewußt, was in ihr vorging, und die lebhafteste Scham ergriff sie. Sie trat daher in eine Kirche, in welcher sie heiße Thränen vergoß, und Gott bat, das unbesiegbare Gefühl zu ersticken, durch welches sie zu mir hingezogen würde. Aber Gott erhörte ihr Gebet nicht, und das war ohne Zweifel zu ihrem Besten, denn Mathilde fand in mir den Mann von Ehre, den sie in mir vermuthet hatte, und ich verstand es, unsere Liebe und ihre Tugend mit einander zu versöhnen. So sind wir denn seit zwei Jahren glücklich, ohne irgend eine Gewissenspein befürchten zu müssen.

„Indeß war uns noch eine schreckliche Prüfung vorbehalten.

„Mathilde betete ihre Mutter an. Nie mag je die gegenseitige Liebe zwischen Mutter und Tochter weiter getrieben sein: es war das ein Fanatismus. Die Hoffnung, daß meine Bemühungen die Baronin retten würden, hatten daher im Anfange die Neigung der Tochter zu mir verstärken können. Vielleicht mochte sogar bei Gelegenheit unserer kleinen Streitigkeiten jene Hoffnung in dem Geist der Vicomtesse die außerordentliche Nachsicht rechtfertigen, welche sie in Bezug auf mich hatte. Ich fühle gegenwärtig eine

solche Achtung vor ihr, daß ich geneigt bin, sogar in ihren Fehlern das Verdienst einer Aufopferung zu erkennen.

„Die Folge zwang mich jedoch zu erkennen, daß in ihrem Benehmen noch etwas Anderes liege, als Selbstverleugnung.

„Die Baronin starb.

„Ich unterlasse es, Dir die Umstände zu erzählen, welche diesem traurigen Ereignisse vorangingen, sowie die unvorhergesehenen Vorfälle, welche die Katastrophe beschleunigten. Diese Einzelheiten würden für Dich nichts beitragen, um das Interesse der Erzählung zu steigern.

„Aber kannst Du es glauben? Selbst während der Schmerzen über den unersetzlichen Verlust konnte die Vicomtesse nur an mich denken. Das Schrecklichste, was mit dem Tode ihrer Mutter verknüpft war, das war für sie die Scham über das Gefühl, welches sich mit ihrem Kummer verband: die Furcht, jeden Vorwand zu verlieren, um mich auch in der Folge noch zu empfangen, war größer, als ihr Schmerz über den Tod der Mutter! Welche seltsame Schwäche in einer schönen Seele! Aber zu gleicher Zeit: wie viel Liebe!

„Nun suche, wenn Du nicht den Magnetismus, das heißt, eine rein materielle Einwirkung, annehmen willst, die Ursache einer so tiefen und vollkommenen moralischen Umwandlung!

„Acht oder zehn Tage vergingen, ohne daß ich die Vicomtesse wieder sah. Nachdem ich mich zwei oder drei Mal nach ihrem Befinden hatte erkundigen lassen, glaubte ich ihr endlich meinen Beileids-Besuch machen zu müssen. Mathilde nahm mich so herzlich auf, wie man einen Freund empfängt. Sie sprach mit mir von ihrer Mutter und drückte mir weinend die Hand. Ich begriff noch immer sehr undeutlich, was sie empfand, aber ich war davon gerührt, und während ich noch einzig Mitleid mit ihr empfand, fühlte ich schon, daß ihre Freundschaft mir wohlthuend war.

„Anfangs besuchte ich sie sehr selten, dann allmälig häufiger. Als drei Monate vergangen waren, sahen wir uns täglich. Eine Verwandte der Vicomtesse, Madame Emma von G., ihre vertraute Freundin, war fast stets bei meinen Besuchen zugegen. Sie war die einzige Person, welche in das Geheimniß unserer Zuneigung eingeweiht war.

„Die wahre Liebe ist in einem edlen Herzen das Gegengewicht der Sinnlichkeit. Wie paradox Dir auch dieser Satz erscheinen

mag, so habe ich doch die Wahrheit desselben durch die Erfahrung kennen gelernt. Ich sah das weibliche Geschlecht in einem neuen Lichte, indem ich Mathilde studirte; sie lehrte mich die Kunst des seelischen Lebens und der unschuldigen Freuden, welche ich bisher nicht geahnt hatte. Kurz, je mehr ich gezwungen war, ihr meine Achtung zu zollen, desto mehr bemühte ich mich und lernte ich, die ihrige zu verdienen.

„Die Natur ihrer Neigung zu mir wechselte übrigens nach den Phasen der Umwandlung, welche ich in ihrer Nähe erlitt. „Während des ersten Monats," sagte sie erst kürzlich zu mir, „liebte ich Sie in thörichter Weise und blind, denn ich kannte Sie noch nicht. Es war das eine sündhafte Liebe, über die ich erröthete, ohne mich derselben erwehren zu können; später ging meine Liebe in Freundschaft über. Jetzt, ich kann es Ihnen sagen, ohne dabei etwas befürchten zu müssen, jetzt sind beide Gefühle verschmolzen, und ich liebe Sie, wie Sie mich lieben, fast eben so sehr, wie meine Ehre, und weit mehr, als mein Leben.""

— — — — — — — — — — — —

Lebhaft interessirt durch Albin's Erzählung, wollte ich ihn eben von Neuem mit Fragen über die Ursachen bedrängen, welche ihn abhielten, die Vicomtesse zu heirathen, als sich ein eigenthümlicher Lärm in einem benachbarten Zimmer vernehmen ließ. Wir fragten einen Bedienten, ob ein Unglück vorgefallen wäre, und er antwortete uns, daß eine Dame von einer plötzlichen Ohnmacht befallen sei, und man ihr eben zur Ader lassen wollte.

„Ei, mein Freund," sagte ich zu Albin, „da ist eine gute Gelegenheit für Dich, ein Wunder zu vollbringen. Erspare hier ein Blutvergießen, was um so leichter sein wird, als nur die übertriebenen Wohlgerüche oder ein zu fest geschnürtes Mieder Ursache der Ohnmacht sein werden."

Wir traten in das Zimmer, in welchem die Kranke lag, und fanden hier wohl zwanzig Menschen beschäftigt, sie in das Leben zurückzurufen. Albin erkannte die Ohnmächtige fast ehe er sie gesehen hatte: es war die Vicomtesse.

Sie lag auf einem Kanapee. Ein dicker Herr, der vom Kopf bis zu den Füßen schwarz gekleidet war, schickte sich eben an, eine Ader zu öffnen. Die schreckliche rothe Binde war schon um den

Arm der Kranken gelegt, und die Lancette blitzte zwischen den Zähnen des geschäftigen Doctors.

„Halten Sie ein, mein Herr, halten Sie ein," rief Albin, indem er sich zwischen das Opfer und den Opferpriester warf. „Ich bin der Hausarzt dieser Dame, ich kenne ihre Natur und weiß, daß sie keine Blutentziehungen verträgt."

„Keine Blutentziehungen verträgt! keine Blutentziehungen verträgt!" wiederholte in brummendem Tone der Aesculap im schwarzen Frack; „aber ich sage Ihnen, daß hier eine Blutentziehung angezeigt ist."

„Keineswegs! Der Puls ist sehr schwach."

„Er war noch eben sehr voll."

„Aber er ist es nicht mehr, mein Herr."

„Folge der Ohnmacht — aber um so mehr Grund, eine Ader zu öffnen."

„Welche Albernheit!"

„Mein Herr!"

„Nun, mein Herr, jeder hat seine eigene Methode."

„Die Ihrige ist nicht sehr höflich, mein Herr."

„Thut mir leid, mein Herr."

„Ich wollte, daß die Kranke an einem Schlagfluß unter Ihren Händen stürbe," sagte der dicke Doctor wüthend, steckte seine Lancette wieder ein und verlor sich unter der Menge, die ihn mit einem sehr bedeutungsvollen Gelächter empfing.

Sein Wunsch wurde nicht erhört, sondern die Ohnmächtige erwachte ohne ein anderes Mittel, als etwas frische Luft, um ihrem Geliebten gewonnenes Spiel zu geben.

Ich nahm an, daß Albin die Vicomtesse nach Hause geleiten würde, und entfernte mich daher allein, sehr erfreut über die kleine Komödie, deren Zuschauer ich gewesen war.

XVI.

Literatur über den Magnetismus.

Am folgenden Morgen hatte es kaum acht Uhr geschlagen, als Albin's-Bedienter bei mir eintrat und mir außer zwei Packeten mit Büchern den folgenden Brief übergab.

„Es ist drei Uhr Morgens, und ich arbeite für Dich.

„Ich habe die Vicomtesse um 12 Uhr verlassen, nachdem ich sie in ihre Wohnung zurückgeleitet hatte. Sie befindet sich ganz erträglich. Dennoch gestehe ich, daß mich ihr Zustand beängstigt. Ihr Vater ist an einem Nervenschlage gestorben, wie sie mir gesagt hat: ich befürchte für sie ein ähnliches Ende, und wie lächerlich auch ohne Zweifel diese Furcht sein mag, so macht sie mich doch bisweilen sehr unglücklich. Deswegen hat auch der kleine Zufall, den Du gestern Abend mit ansahest, einen so lebhaften Eindruck auf mich gemacht, daß mir alle Lust zum Schlafen vergangen ist. Ich bin überzeugt, daß Mathilde von ihrer Unpäßlichkeit weniger gelitten hat, als ich selbst.

„Um mich zu zerstreuen, bis der Tag oder der Schlaf erscheint, habe ich zwei Stunden in meiner Bibliothek zugebracht, um die Bücher auszuwählen, welche Du nothwendig lesen mußt, wenn Deine „magnetische Erziehung“ vollendet werden soll.

„Mit welchem Buche Du anfangen sollst, das ist eine schwierige Frage. Willst Du mit dem ältesten beginnen, so nimm den Pomponaceus; mit dem umfangreichsten: den Paracelsus; mit dem geistreichsten: Van Helmont; mit dem gelehrtesten: Deleuze; mit dem dümmsten ... Aber nein, den sende ich Dir nicht, denn er würde Dir die andern verleiden, und, was noch mehr ist, den Magnetismus selbst.

„Die meisten neueren Bücher, welche über diesen Gegenstand erschienen sind, verdienen kaum gelesen zu werden. Ich will keineswegs leugnen, daß es in Frankreich viele erleuchtete Männer gibt, welche sich mit dem Magnetismus beschäftigen, allein diese schreiben keine Bücher. Die, welche schreiben, sind fast alle von Kenntnissen und Geist entblößt. Sie haben vielleicht magnetisirt, aber ohne Studien zu machen, und begehen dann, wie die Meisten, welche nichts wissen, die Dummheit, sich für Gelehrte zu halten. So kenne ich zum Beispiel einen (eben den Verfasser des dummen Buches, das ich Dir beinahe geschickt hätte), der vor fünfundzwanzig Jahren Medicin studirte, aber sich nicht fest genug fühlte, um die Prüfungen zu bestehen, daher der Arzneikunde entsagte, und, da er nichts Besseres zu thun wußte, Magnetiseur wurde.

„Siehe, mein Lieber, solches Volk haben wir unter uns. Welche Lehre sollte nicht in Verruf kommen, wenn sie solche Meister

hat? Aber wir haben auch, Dank sei es dem Himmel! würdigere Repräsentanten. So Deleuze, welcher ein außerordentlich erleuchteter Mann war. Von seinen verschiedenen Werken, sende ich Dir nur vorläufig seine „Denkschrift über die Vorhersehung", ein kleines Meisterwerk an Logik, Gefälligkeit und Stil. Lies diese Denkschrift, mein Freund, und lache dann noch über den Magnetismus.

„Ich habe mir die Mühe genommen, durch Zeichen die Stellen Van Helmont's anzudeuten, welche ich Dir besonders empfehle. Die Aerzte citiren zwar heutigen Tages Van Helmont noch oft, lesen ihn aber nicht und haben ihn vielleicht nie begriffen. Wenn es Dir recht ist, wollen wir ihn eines Tages zusammen studiren, denn es liegt mir daran, Dir zu beweisen, daß er der größte Metaphysiker ist, der je gelebt hat.

„Ich wage nicht, Dir denselben Vorschlag in Bezug auf Paracelsus zu machen: lies ihn, wenn Du willst, verstehe ihn, wenn Du kannst. Einige sagen, er wäre ein großer Mann gewesen, Andere nennen ihn einen Charlatan. Ich glaube, daß er ein Träumer war, der bisweilen ganz gute Gedanken hatte.

„Nun leb wohl, mein lieber Freund. Ich fühle, daß ich müde werde. Es ist überdies bald sieben Uhr: die Sonne geht auf, und ich werde mich niederlegen. Schlaf wohl.

Jacques."

XVII.

Cicero und Quintus.

Es war am folgenden Dienstage, als ich abermals einen Brief von Albin erhielt, der in folgenden Worten abgefaßt war:

„Vergiß nicht, mein Freund, daß morgen der unglückliche Mittwochen ist.

„Seit unserm letzten Experiment habe ich Aimée drei Mal magnetisirt, und jedes Mal hat sie mir gesagt:

„„Am Mittwochen werde ich einen großen Kummer haben, aber ich kann die Ursache desselben nicht erkennen."

„Ich gestehe, daß meine Neugierde im höchsten Grade gereizt ist. Sei morgen um zwei Uhr bei mir.

„Bonnin wird sich ebenfalls einfinden, wie ich Dir versichern kann, und hätte er Arme und Beine gebrochen.

„Was mich betrifft, so fühle ich die herzlichste Freundschaft zu Aimée, und dennoch muß ich Dir gestehen, daß es mir schmerzlich sein würde, wenn sie ihren Kummer nicht bekäme.

„Amicus Plato, amicus Socrates sed magis amica veritas!

„Der Deinige.

„Jacques."

„N. S. Aimée freut sich, Dich wiederzusehen.

„Wenn es wahr ist, daß das arme Kind morgen weinen wird, so muß es das wohl noch nicht ahnen, denn nie sah ich es heiterer."

Jacques hatte eine überflüssige Vorsicht ausgeübt, wenn er an mich schrieb, um mich an den folgenden Tag zu erinnern.

Der Dämon des Magnetismus begann bereits, sich meiner zu bemächtigen, und ließ mich das Experiment, zu welchem ich eingeladen war, als eine Verwirklichung der phantastischen Welt betrachten, in welcher ich seit acht Tagen in Gesellschaft von Paracelsus, Van Helmont, Kircher u. s. w. lebte.

Die Thaten und Handlungen dieser seltsamen Männer kamen mir Nachts in meinen Träumen vor die Augen.

„Ich sah Paracelsus, wie er die Waffensalbe bereitete; Cornelius Agrippa, wie er den dicken schwarzen Hund streichelte, der für seinen spiritus familiaris galt; den Abbé Rousseau, wie er von einer riesigen Kröte magnetisirt wurde; Taliacot, wie er Juden das Fell abzog, um daraus Nasen für Christen zu schneiden.

So wirkte Alles bei mir zusammen, um in mir die Keime einer Monomanie hervorzurufen, welche bald — gekräftigt gewissermaßen und gerechtfertigt durch ernstliche Studien — mich fast gegen meinen Willen auf die Bahn führen sollte, der ich seitdem gefolgt bin.

Es war also, wie ich wiederhole, überflüssig, mich an unsere für den Mittwochen angesetzte Zusammenkunft zu erinnern, damit ich dieselbe nicht vergäße.

Da das Experiment um zwei Uhr stattfinden sollte, so begab ich mich um zwölf Uhr zu Albin.

Leider war Jacques schon am frühen Morgen ausgegangen und noch nicht wieder zurückgekehrt.

Allein ich fand in seinem Salon Madame Graffeld, welche noch pünktlicher gewesen war, als ich, und ebenfalls unsern Freund schon erwartete.

Es dauerte nicht lange, so hatte sich eine Unterhaltung zwischen ihr und mir angesponnen, welche bald in Folge unserer gemeinsamen Erinnerungen und unserer alten Bekanntschaft im Tone der innigsten Vertrautheit fortgeführt wurde.

Bei dieser Gelegenheit theilte mir Aimée die Ereignisse ihres Lebens mit, welche ich meinen Lesern schon erzählt habe.

Dann sprach sie mit mir von ihrem Kinde in Ausdrücken, welche die Vortrefflichkeit ihres Herzens bekundeten.

„Ich könnte es nicht inniger lieben," sagte sie zu mir, „wenn ich seinen Vater angebetet hätte. Als Madame B. uns in der verwichenen Woche schrieb, daß es den Keuchhusten hätte, wäre ich fast selbst vor Besorgniß krank geworden. Ich wäre gern selbst nach Saint-Romain gereist, wo es einer Amme übergeben ist, wie Sie wissen, allein das Reisen kostet zu viel — und wenn man nicht reich ist — Ueberdies wird Gott Mitleid mit uns haben, und ich weiß jetzt, daß mein kleiner Jacques vollkommen wieder hergestellt ist."

So weit war Aimée in ihren Mittheilungen gekommen, als Albin eintrat.

Er drückte mir die Hand, küßte Madame Graffeld auf die Stirn und bat sie, in dem Salon zu bleiben, während er mich in sein Arbeitszimmer führte.

„Du siehst mich wüthend," sagte er; „ich komme eben von ... Denke Dir, ungeachtet der schmähenden Vorträge gegen den Magnetismus, mit denen er die Akademie martert, war ich so dumm zu glauben, daß er trotz seiner Ungläubigkeit aufrichtig und ehrlich wäre. Folglich ging ich zu ihm, um ihn aufzufordern, daß er unserer heutigen Sitzung beiwohne. Und kannst Du Dir wohl denken, was er mir geantwortet hat? ‚Wenn Ihre Somnambule,' sagte er zu mir, ‚den Fall eines Sternes vom Himmel vorausgesagt hätte, und dieser Stern dann wirklich niederfiele, so würde ich doch nicht an ihre Gabe der Voraussagung glauben.'"

„Ach! er ist ein starker Geist!"

„Ja, ein sehr starker. Aber noch schlimmer: er ist der eingefleischte Sophismus. Sage zu ihm: Zwei und zwei macht vier, so wird er sagen: Nein, zwei und zwei macht fünf! Die Bewunderer seiner flachen Wortdrescherei nennen das Originalität. Für mich ist es Eitelkeit, Halsstarrigkeit und Dummheit. Woran denkst Du jetzt?“

„Ich denke — daß ich wohl wissen möchte, was ich von dem Magnetismus halten soll. Ich bin aufrichtig, wie Du weißt. Erlaube mir daher, daß ich Dir meine Zweifel über das Experiment mittheile, welches wir sehen werden.“

„Theile sie mit, ich erlaube es Dir. Ich thue noch mehr: ich fordere Dich dazu auf. Laß uns frei mit einander sprechen — wie Cicero und Quintus in der Abhandlung de divinatione. Du bist Cicero, der Ungläubige.“

„Und Du Quintus, der Gläubige?“

„So ist es.“

„Du nimmst also an, daß man die Zukunft sehen könne?“

„Ja, in gewissen Grenzen.“

„In welchen Grenzen? Erkläre Dich, denn es würde keine Kunst sein, ein Gewitter vorherzusagen, wenn man den Donner schon rollen hört.“

„Mein Gott! Du weißt wohl, daß ich es nicht so verstehe. Ich verstehe unter Vorhersagen die Vorausbestimmung einer Sache, deren Dasein uns noch durch keine bemerkbaren Zeichen verkündet wird. Genügt Dir diese Erklärung?“

„Sie ist vollkommen deutlich. Aber wenn dem so ist, so wundert mich zunächst und wundert mich ganz außerordentlich, daß ihr Herren Magnetiseurs, und zwar Alle, wie ihr seid, nicht in den glücklichen Umständen des seligen Königs Krösus lebt, daß ihr nicht in prachtvollen Kutschen über das pariser Pflaster dahinrollt und mit einem einzigen Börsenkunststückchen alle Rothschilde der Erde zu Grunde richtet.“

„Wie meinst Du das?“

„Wie ich das meine! Du darfst nur den Telegraphen in den Dienst dieses oder jenes Börsenmannes stellen mit der Erlaubniß (welche sich ein gewisser Minister gegeben haben soll), jede Depesche drei Tage in der Tasche zu behalten, ehe sie veröffentlicht wird, und Du wirst sehen, wie wenig Zeit unser Mann bedarf, um Millionen zu gewinnen. Was ist nun aber der Telegraph, dieser

elende Telegraph, der doch nur ankündigen kann, was bereits geschehen ist, gegen euere Somnambulen, welche euch Das enthüllen, was noch nicht geschehen ist?"

„Du sprichst, wie Du die Sache verstehst. Wenn nun der Telegraph sich täuschte?"

„Also täuschen sich euere Somnambulen?"

„Bisweilen, sogar oft."

„O, dann —"

„Was beweist das?"

„Das beweist Alles."

„Und ich sage Dir, daß es nichts beweist."

„Nichts?"

„Nein, nichts."

„Aber —"

„Glaubst Du denn, daß sich der Mensch bis zu den Wolken erheben könne?"

„Wohl kann er das! In einem Luftballon."

„Du glaubst also an die Luftballons?"

„Wer sollte an die nicht glauben?"

„O, Jeder in Paris, aber in China —?"

„Verdammt! — in China! — Ich weiß nicht, ob Master Green seine Reisen bis nach China ausgedehnt hat. Es scheint mir Das mindestens zweifelhaft."

„Nun, so nimm an, es sei das noch nicht geschehen, und die Chinesen hätten noch keine Luftballons gesehen."

„Ich will das annehmen. Was folgt daraus?"

„Es folgt daraus dieses: Wenn ein Reisender nach Peking käme und dort erzählte, er habe in London einen Mann gesehen, der sich in die Luft erhoben und in derselben eine Reise von vielen Meilen gemacht habe, so würde es nicht fehlen, daß sich unter den Mandarinen irgend ein Philosoph fände, der den Reisenden einen Betrüger oder einen Narren nennte. Ohne Zweifel würde der nach Deiner Weise philosophirende Mandarine sagen, der beste Beweis, daß jene vorgeblichen Luftreisen nur Lügen und Narrheiten wären, läge darin, daß England noch fortwährend die höchsten Summen aufwende, um Eisenbahnen und Kanäle zu bauen. Nun sage mir, was würdest Du zu einem solchen Beweise sagen und dem Mandarinen entgegnen?"

„Ich? ich würde ihm gar nichts antworten. Ich würde ihm einen Luftballon zeigen.“

„Trefflich! Da sind wir denn wieder bei dem Punkte angelangt, von welchem wir ausgegangen sind, denn auch ich könnte statt aller Antwort zu Dir sagen: Sieh her!“

„Wenn Du mir aber einen Einwand erlauben willst, so möchte ich Dir sagen, daß es schwieriger ist, sich von dem Hellsehen zu überzeugen, als von der Wirklichkeit der Aerostaten.“

„Ohne Zweifel, weil man diese mit den leiblichen, jene nur mit den geistigen Augen sieht.“

„Und die Blinden in dieser Beziehung wohl die Mehrzahl bilden möchten.“

„Die unendliche Mehrzahl. Das ist nur zu wahr, und ich bin der Erste, welcher es einräumt.“

„Ach! Quintus, mein Freund,“ sagte ich lachend zu Albin, „Deine Unschuld setzt mich in Verzweiflung ... Die Zukunft zu sehen, — das heißt mit andern Worten, etwas zu sehen, was noch gar nicht da ist — magst Du sagen, was Du willst, so wird sich doch stets meine Vernunft dagegen auflehnen.“

„Weil Deine Vernunft nur eine Unvernunft ist. Aber da Du ein verständiger Mann bist, so hege ich dennoch die Ueberzeugung, daß Du Deinen Zweifeln Schweigen auferlegt haben würdest, hättest Du Dir die Mühe genommen, die Abhandlung von Deleuze über die Vorhersehung zu lesen, wie ich es Dir gerathen habe. ‚Wären wir nicht,‘ sagt Deleuze, ‚mit der bewunderungswürdigen Gabe des Gedächtnisses beschenkt, so könnten wir dasselbe hinsichtlich der Vergangenheit einwenden und die ganze Kraft des Einwandes beruht nur in der zu strengen Auffassung der Worte: „Die Zukunft existirt noch nicht.“ Nur die Gegenwart hat eine wirkliche Existenz: wenn die Vergangenheit eine relative Existenz für uns hat, so kommt das daher, weil sie Spuren hinterlassen hat; sie existirt in ihren Wirkungen: aber die Zukunft existirt im Keime. Von der Vergangenheit ist die Gegenwart hervorgebracht, jene ist die Ursache von dieser; die Zukunft wird dagegen von der Gegenwart hervorgebracht, sie ist deren Wirkung. Wenn wir die Vergangenheit betrachten, so sehen wir die Ursache in ihren Wirkungen; wenn wir die Zukunft betrachten, so sehen wir die Wirkungen in der Ursache. Während wir in einen Punkt der Dauer gestellt sind,

können wir gleicher Weise unsere Blicke vorwärts und rückwärts richten. Aber in unserm gewöhnlichen Zustande sind wir stets nach derselben Seite gewendet; in dem Zustande des Somnambulismus, oder der Verzückung, oder der Begeisterung können wir uns auch nach der entgegengesetzten Seite wenden.' Was sagt nun Cicero dazu?"

„Cicero gesteht, daß das Alles sehr schön ist; aber er sagt, daß Deleuze, wenn er ein feiner Logiker war, zu gleicher Zeit ein sehr schlechter Christ war, denn er predigte den Fatalismus."

„Den Fatalismus! großer Gott! und in wie fern denn? Wenn eine unveränderliche Ordnung in den Gesetzen der Natur stattfindet, so ist damit dem freien Willen des Geistes nicht widersprochen."

„Und die Propheten? Wofür hält diese Deleuze?"

„Er hält sie für Propheten."

„Das heißt für Somnambulen?"

„Keineswegs. Deleuze erblickt keine Verwandtschaft zwischen dem Manne Gottes, welcher Tausend Jahre vorher die Ankunft des Messias verkündigt, und dem in magnetischer Krise Befindlichen, welcher sich einen Fieberanfall für den folgenden Tag vorhersagt."

„Eine Unterscheidung, mein Quintus, die weder Hand noch Fuß hat, denn Vorhersagen ist Vorhersagen."

„Ach! mein lieber Cicero, es scheint mir, daß Du für einen Heiden sehr peinlich in Sachen der Orthodoxie bist. Aber in der That scheint es mir, als lenktest Du die Frage auf ein falsches Gebiet, denn ich denke mir, daß Du, indem Du mich befragst, nur wissen willst, ob die Thatsachen der Vorhersagung durch die Vernunft zu erklären seien, nicht aber, ob man durch den Glauben an dieselben der Verdammung entgegengeht."

„Ei! wenn es sich um die Hölle handelt —"

Ich weiß nicht mehr recht, wie ich den angefangenen Satz beendigen wollte, denn die Thür des Kabinets wurde plötzlich mit solcher Heftigkeit aufgerissen, daß ich in der solchergestalt eintretenden Person Lucifer selbst unter der friedlichen Außenseite unseres Freundes Bonnin zu erblicken glaubte.

„Gott sei gedankt!" rief Hieronymus aus, indem er nach der Uhr blickte und sich den Schweiß von der Stirn wischte. „Ich bin im vollsten Trabe von der Kohlbrücke bis hierher gelaufen,

denn ich glaubte zu spät zu kommen. — Und die Somnambule ist nicht hier?"

„Glücklicherweise nicht, Bonnin, denn durch Ihr orkanartiges Erscheinen wären Sie im Stande gewesen, ihr das Vermögen des Hellsehens für immer zu nehmen. Aber beruhigen Sie sich, denn sie erwartet Sie in dem Nebenzimmer."

„Ach! sehr schön! Und Sie, meine Herren, worüber sprachen Sie denn, als ich eintrat? Während ich durch das Vorzimmer ging, kam es mir vor, als declamirte man hier."

„Ganz Recht! Wir wiederholten eine Komödie, die Sie bereits kennen: Cicero's Abhandlung von der Gabe des Vorhersehens."

„Ha! eine traurige Komödie! Cicero, meine Herren, war ein Narr, ein Pedant, ein Schwätzer, ein —"

Ich glaube, Bonnin würde noch lange in diesem Tone fortgefahren sein, wenn ihn Jacques nicht plötzlich unterbrochen hätte.

„Bonnin," sagte er zu ihm, „Sie gehen zu weit. Er war ein großer Mann, der aber seine Schwächen hatte. Er war eitel, oberflächlich und bisweilen wenig aufrichtig. Sein Buch von der Vorhersehung ist ein Flecken, der auf seinem Ruhme haftet. Er, der doch selbst Augur war, zeigte sich so ungeschickt, über die Magie zu spotten, das heißt, über eine Wissenschaft, welche Sokrates, Xenophon, Plato, Aristoteles, Plutarch und selbst Celsus, der Voltaire unter den römischen Philosophen, achteten. Aber, meine Herren, die Stunde hat geschlagen, und ich werde unsere Somnambule einschläfern."

„Gehen Sie, und vor allen Dingen — nicht ein Wort!" sagte Bonnin mit einer so tief geheimnißvollen Miene, daß ich nicht umhin konnte, zu ihm zu sagen:

„Ei, Hieronymus, wollen Sie die Scene im Barbier von Sevilla aufführen, in welcher Basile mit seiner hohlsten Stimme sagt: ‚Wer zum Teufel! ist es denn, den man hier täuscht, da die ganze Welt in das Geheimniß eingeweiht ist?'"

„Hier ist Niemand in das Geheimniß eingeweiht; denn wie können Sie doch befürchten, daß unser Freund es verrathen sollte?"

„Wer kann das wissen? — Der Teufel ist so schlau!"

Jacques kam mit Madame Graffeld in das Kabinet zurück. Die junge Frau hatte ihr gewöhnliches Aussehen, Jacques magnetisirte sie und lächelnd schlief sie ein.

XVIII.

Der Kummer der Madame Graffeld.

Der Augenblick der Entscheidung war also gekommen.

Ich sollte endlich erfahren, ob der Magnetismus eine Wahrheit sei; ob Paracelsus, Van Helmont u. s. w. Betrüger oder Narren gewesen wären; ob ich selbst bei gesundem Verstande wäre, wenn ich ein Wunder erwartete.

Die Pendule hatte die zweite Stunde verkündigt.

Hieronymus saß mit der Feder in der Hand da, um ein Protokoll über Alles aufzunehmen, was sich zutragen würde.

Was mich betrifft, so hatte ich nicht nöthig, etwas niederzuschreiben, denn es macht Alles, was ich sehe, einen so tiefen Eindruck auf mich, daß schriftliche Bemerkungen die Bestimmtheit meiner Erinnerungen nicht vermehren können.

Eine Minute nach zwei Uhr war die Somnambule eingeschlafen.

Ein tiefes Schweigen herrschte in dem Zimmer, die Augen Aller waren auf die Schläferin gerichtet.

Unmerklich und ohne daß ein Muskel ihres Angesichts die geringste Zusammenziehung zu erleiden schien, veränderte sich der Ausdruck ihres Lächelns und wurde herbe spöttisch.

Ein nervöses Zittern, dem einige heftige Zuckungen vorhergingen, ergriff nach und nach alle Theile ihres Körpers.

Sie erhob sich langsam, wie ein Automat, richtete sich auf die Zehen ihrer Füße und neigte sich vor, als wollte sie in die Ferne sehen.

Dabei entfaltete sie eine so ausdrucksvolle Mimik, daß wir selbst unwillkürlich nach der Seite blickten, nach welcher sie zu sehen schien.

Dann erbleichte sie und sank auf ihren Stuhl zurück.

Der Ausdruck des Grausens oder der Verzweiflung verbreitete sich über ihre Züge, sie stieß einen langen Seufzer aus, der so herzzerreißend war, daß selbst der kalte Bonnin sein Taschentuch hervorzog und sich geräuschvoll schnaubte, um seine Aufregung zu verbergen.

„Aimée," sagte Albin, indem er vergebens die Somnambule zu beruhigen suchte, „Aimée, im Namen des Himmels! was sehen Sie?"

Aimée hörte ihn entweder nicht oder wurde durch die Heftigkeit Dessen, was sie empfand, am Sprechen verhindert.

Sie wand die Hände und die Arme: Krämpfe schienen bevorzustehen.

Ich fühle, daß mir die Ausdrücke fehlen, um einen solchen Auftritt zu beschreiben. Ich kann nur sagen, daß dieser stumme Schmerz ein furchtbar ergreifender, ein grausiger, ein feierlicher war.

Es war ein verstellter Schmerz, werden vielleicht die Ungläubigen sagen.

O! dann muß ich erklären, daß dieser verstellte Schmerz ein furchtbar erhabener war, denn nie hat eine Tragödin, von der Smithson bis zur Rachel, und von der Rachel bis zu der Ristori, das Geheimniß der Gefühlsschilderung bis zu einem solchen Grade besessen.

Aber nein, es war ein wahrer Schmerz.

Gedrängt durch die Fragen unseres Freundes, bemühte sich die Wittwe Graffeld, ihm zu antworten.

Endlich sprach sie, aber es war das nicht mehr ihre Stimme, es war eine seltsame Stimme, die mit Grausen erfüllte, welche alle Fibern des Herzens erregte; es war eine Stimme aus der andern Welt.

„Todt! — todt! — es ist todt,“ sagte sie; „mein Kind ist todt!“

„Sie täuscht sich,“ rief Albin aus. „Sie täuschen sich, Aimée. Erinnern Sie sich, daß erst vorgestern der Brief der Madame B.“

Aber Aimée fuhr schluchzend fort:

„Es ist todt, sage ich Ihnen — es reicht mir die Arme entgegen — die kleinen mit Erde bedeckten Arme — Mein armes Kind, ich werde Dich nicht mehr umarmen!“

War diese schmerzhafte Ueberzeugung die Wirkung einer Sinnentäuschung oder einer Wahrheit? Niemand von uns würde das zu sagen gewagt haben.

So viel stand fest, daß die Ueberzeugung eine unerschütterliche war.

Aimée sah ihr Kind beerdigt unter einer Weide auf dem Kirchhofe von Saint Romain.

Es würde eine Grausamkeit und vielleicht mit wirklicher Gefahr für ihre Vernunft verbunden gewesen sein, hätten wir sie länger diesem schrecklichen Gesichte gegenüber lassen wollen.

Ueberdies war Jacques selbst in zu hohem Grade aufgeregt, als daß er sie zu beruhigen vermocht hätte.

Er erweckte sie daher, und plötzlich ging eine neue Veränderung mit der jungen Frau vor.

In dem Grade, wie die Vision schwand, kehrte Ruhe, ich möchte sagen Heiterkeit, auf ihre Züge zurück.

Endlich öffnete sie die Augen, und gleich dem Sonnenstrahl, welcher durch Gewitterwolken bricht und plötzlich die Erde erleuchtet, verbreitete sich über ihre noch von der Verzweiflung verzogenen Lippen ein Lächeln.

„Nun,“ fragte sie überrascht, „was fehlt Ihnen denn? Sie weinen? — Und ich weine auch! Ach! Ihr unseliger Magnetismus — er bereitet stets nur Leiden.“

Während Hieronymus, der mit verschiedenen Gefühlen im Kampfe zu liegen schien, kein Wort sprach, sondern nur sein blaues baumwollenes Taschentuch zerkaute, beruhigte Jacques die junge Frau über die Ursache ihrer Thränen und entließ sie dann, indem er sie bat, während des Abends nochmals zu ihm zu kommen.

„Meine Herren,“ sagte ich, als wir allein waren, „bevor wir irgend einen Beschluß fassen hinsichtlich dessen, was wir gehört haben, würde es wohl ganz gut sein, daß wir uns überzeugten, ob die Sache wahr ist.“

„Können Sie daran zweifeln?“ rief Bonnin aus.

„Nein, aber ich würde noch überzeugter sein —“

„Wenn Sie selbst das Kind zu Tode curirt hätten? O, wahrhaftig! ich verstehe Sie nicht. Das kann ich nur — bösen Willen nennen.“

„Gedulden Sie sich, meine Herren,“ versetzte Jacques, indem er über die Heftigkeit unseres Freundes lächelte; „Saint Romain liegt nicht in Amerika.“

In der That hatten wir uns noch nicht getrennt, als Albin einen Brief von Madame G. erhielt, welcher den plötzlichen Tod von Aimée's kleinem Knaben mittheilte.

Das Kind war einem Bräune-Anfalle erlegen.

Bei der Lesung dieses Briefes klatschte Hieronymus in seine Hände und nahm eine so frohlockende Miene an, daß man hätte glauben sollen, er erbte hunderttausend Thaler von dem armen kleinen Graffeld.

„Nun, mein Herr Ungläubig,“ wandte er sich an mich und stemmte seine Hände stolz auf die Hüfte; „ist er dieses Mal wirklich todt?“

„Nun — meiner Seel'! Bonnin, es war einmal Bestimmung, daß er sterben sollte.“

„Das allerdings! aber die Vorhersage —“

„Ich gestehe, daß sie mich in Staunen setzt. Und Sie meinen, meine Herren, daß Aimée noch nichts weiß?“

„Sie weiß noch gar nichts,“ antwortete Albin, „aber ich habe meinen Plan schon entworfen. Ich werde sie heute Abend von Neuem magnetisiren und ihr dann befehlen, sich morgen früh Punkt neun Uhr daran zu erinnern, daß ihr Kind nicht mehr lebe. Um ihr aber jeden unnützen Schmerz zu ersparen, werde ich ihr zugleich befehlen, sich dieses Todesfalles nur als einer längst vorübergegangenen Thatsache zu erinnern.“

„Und Du hoffst einen Erfolg von dieser seltsamen Vorsorge?“

„Sei morgen vor neun Uhr bei mir, wenn Du selbst über den Erfolg urtheilen willst.“

— — — — — — — — — — — —

Ich versäumte es nicht, der neuen Einladung Folge zu leisten.

Einige Minuten vor neun Uhr setzten wir, Madame Graffeld, Albin und ich, uns an den Tisch, um Chocolate zu trinken.

Aimée schien etwas traurig und ich sprach meine Verwunderung darüber gegen sie aus.

„Ich weiß nicht, wie mir ist,“ sagte sie, „aber es ist, als stände mir ein Unglück bevor.“

„Was für ein Unglück?“

„Ich weiß nicht.“

Ungeachtet der Wehmuth ohne anscheinende Ursache nahm Aimée an der Unterhaltung Theil, welche sich um den Magnetismus und verschiedene andere, mehr oder minder gleichgiltige Punkte drehte.

Als die Uhr neun schlug, blickte ich sie an und sah sie erröthen.

Sie hörte auf zu trinken, setzte ihre Tasse hin und entfernte sich vom Tische.

Endlich flossen zwei Thränen aus ihren Augen, ohne daß sie dabei ein Wort sagte.

„Was fehlt Ihnen?“ fragte ich sie, indem ich mich verwundert stellte.

Und Aimée antwortete mir:

„Mein armes Kind ist todt.“

XIX.

Die Fräulein Cotis.

Zwei oder drei Tage nach der ergreifenden Scene, welche ich in dem vorigen Kapitel zu schildern versucht habe, stattete ich mit Jacques einen Besuch bei Bonnin ab.

Er wohnte in der Katharinenstraße im Marais.

Das Haus, in welchem er wohnte, gehörte zwei alten Jungfrauen, welche die Fräulein Cotis hießen.

Obgleich diese beiden Damen nur eine Nebenrolle in unserer Erzählung spielen, so waren sie doch in einem so hohen Grade seltsam, daß wir die Leser um Erlaubniß bitten müssen, ihnen die Geschichte derselben ganz kurz vorzutragen, bevor wir die Beobachtungen berichten, welche wir bei unserem Freunde Bonnin zu machen Gelegenheit fanden.

In der Zeit, in welche wir uns versetzen, das heißt im Monat December 1839, gab es etwas mehr als zwanzig Fräulein Cotis, welche Paris bewohnten.

Unsere beiden Fräulein waren von Besançon, und als Jacques deren Namen nennen hörte, erinnerte er sich, in dem Departement des Doubs mehre Personen dieses Namens gekannt zu haben, welche mit den pariser Fräulein verwandt sein mochten.

Der Umstand, welcher sie bestimmt hatte, die Franche-Comté zu verlassen, um die Hauptstadt zu bewohnen, und zwar in einem Alter, in welchem man gewöhnlich gern Paris verläßt, um in der Provinz ein friedlicheres Leben zu genießen, bildet einen rührenden Zug in ihrer Geschichte, der sie charakterisirt und für sich allein hingereicht haben würde, ihnen die Achtung zu gewinnen, welche sie genossen.

Von den beiden Brüdern, welche die Fräulein Cotis gehabt hatten, war der eine 1792 als Freiwilliger bei der Armee ein-

getreten und hatte in der Schlacht von Fleurus das Leben verloren, während der andere, der sich 1801 verheirathet hatte, drei Jahre später, und zwar an dem Tage der Kaiserkrönung Napoleon's, an einem Blutschlage gestorben war.

Von ihren nächsten Verwandten war ihnen nur der einzige Sohn des letztgenannten Bruders übrig geblieben, ein armes Kind, welches der Himmel bestimmt hatte, schon in der Wiege eine Waise zu werden, da seine Mutter erlag, indem sie ihm das Leben gab.

Indeß würde dieses Kind nie sein Unglück bemerkt haben, wenn man ihm dasselbe nicht erzählt hätte, denn anstatt der einen Mutter, welche es verloren, hatte es in seinen Tanten zwei Mütter wiedergefunden.

An dem Tage, an welchem die Schwestern das Kind aufnahmen, legten sie das Gelübde ab, sich nie zu verheirathen, sondern alle ihre Liebe dem Neffen zu schenken, und dieses Gelübde wurde buchstäblich gehalten.

Der kleine Victor, denn das war der Name des verwaisten Knaben, hatte einen frühzeitig gereiften Geist.

Er machte glänzende und rasche Fortschritte auf dem königlichen Collegium zu Besançon, in welches man ihn ziemlich früh hatte eintreten lassen, so daß man schon 1818 daran denken mußte, ihn ein Berufsstudium wählen zu lassen.

Er entschied sich für das der Arzneikunde, zu welcher er viel Neigung und Geschmack fühlte, daher er auch die Vorlesungen derselben Schule besuchte, auf welcher Albin und ich vierzehn Jahre später eine unveränderliche Freundschaft schlossen.

Unglücklicherweise haben sich die Facultäten ausschließlich das Recht vorbehalten, Doctoren zu machen, und die Medicin Studirenden können daher, wenn sie nicht ihre kostbare Zeit verlieren wollen, nur zwei Jahre in den Secundär-Schulen bleiben.

Die Fräulein Cotis, welche nur das Beste ihres Neffen in den Augen hatten, faßten demnach eines Tages weinend den Entschluß, denselben sobald wie möglich nach Paris zu senden.

Allein sie hatten die Rechnung ohne ihre Liebe gemacht, und als der Augenblick der Abreise nahete, fehlte ihnen der Muth.

„Wir wollen also Victor abreisen lassen?“ fragte eines Tages Fräulein Adelaide, die ältere der beiden Damen, ihre Schwester.

„Wir müssen wohl," antwortete Fräulein Justine, indem sie eine Thräne abtrocknete.

„Und was wird aus dem armen Engel in dem Höllenschlunde Paris werden?"

„Ach!"

„Er wird sich verlieren, meine Schwester, und wir werden Gott dafür verantwortlich sein."

„Was ist aber dabei zu thun? — Wenn ich allein wäre —"

„Nun, wenn Du allein wärest?"

„Wozu soll ich es sagen, meine Schwester? Ich will Dich nicht verlassen."

„Du würdest also mit ihm reisen?"

„Ja, ja, ohne mich lange zu bedenken."

„Dann wollen wir zusammen reisen, Justine, denn ich hatte auch schon denselben Gedanken."

„Du, meine Schwester, bei Deiner Gebrechlichkeit!"

„Ich bin gebrechlich — ich bin gebrechlich — nun wohl! ja, ich bin gebrechlich, aber wenn auch meine Gebrechlichkeit mir nicht erlaubt, mich meiner Beine zu bedienen, so kann ich doch nach Paris fahren."

„O, meine gute Adelaide!" rief Fräulein Justine aus, indem sie Thränen der Rührung vergoß und sich in die Arme ihrer Schwester warf; „Du warst geboren, um Mutter zu sein."

Und die Sache war abgemacht.

Man verkaufte in aller Eile das Mobiliar-Vermögen.

Man legte alle disponiblen Gelder in der Bank von Frankreich an.

Ein ehemaliger Notar, welcher ein Freund der beiden Damen war, übernahm die Verwaltung eines Grundstücks, welches sie in der Nähe von Besançon besaßen, und versprach die pünktliche Einsendung der Einkünfte.

Am 2. November bestieg endlich, trotz den Regengüssen und der Strenge der Jahreszeit, die ganze Familie eine Miethkutsche und machte sich auf den Weg nach Paris.

Die kleine Karawane bestand aus vier Personen, nämlich den beiden Fräulein, ihrem Neffen und der alten Clara, ihrer Haushälterin, welche lieber gestorben wäre, als daß sie sich von ihrer Herrschaft getrennt hätte.

Seit länger als dreißig Jahren war sie in dem Dienste der Fräulein Cotis und hatte sich so sehr in deren Gewohnheiten hineingelebt, an deren Benehmen, Bedürfnisse und Freundschaft gewöhnt, daß sie sich mit Recht als einen Theil der Familie betrachtete.

Was Fräulein Adelaide betraf, so war sie damals vierundfunfzig Jahre, denn als ich in dem Jahre 1839 ihre Bekanntschaft machte, zählte sie nicht weniger als vierundsiebenzig.

Abgesehen von diesem Alter, war die freiwillige Auswanderung für sie eine um so verdienstlichere Handlung, als durch ihr Gebrechen, von welchem ihre Schwester bereits mit ihr gesprochen hatte, die Leiden und Schwierigkeiten einer so weiten Reise für sie verhundertfältigt werden mußten.

Fünf Jahre vorher hatte sich nämlich Fräulein Adelaide die Hüfte verrenkt, indem sie von einem Stuhle fiel, auf welchen sie gestiegen war, um Wäsche in einen Schrank zu legen.

Da diese Verrenkung nicht zu rechter Zeit wieder eingerichtet war, so war daraus ein falsches Gelenk entstanden, welches fast keine Bewegung des Schenkels verstattete, so daß die Kranke seit jenem Unfalle ihren Armstuhl nur verlassen konnte, um sich in das Bett tragen zu lassen.

Seit fünf Jahren hatte sie also die Straße nicht gesehen, als sie sich in die Kutsche tragen ließ, in welcher sie eine Reise von hundert französischen Meilen zurücklegen wollte.

Wie viel Muth und Selbstverleugnung!

Die Reise verlief indeß besser, als man zu hoffen gewagt hatte.

Das Wetter, welches bei der Abreise ziemlich kalt gewesen war, wurde während der folgenden Tage milder.

Gegen ihre Befürchtung litt Fräulein Adelaide fast gar nicht an ihrer Hüfte.

Fräulein Justine und Clara sangen Lieder, um die Reise heiterer zu machen, während Victor sich im Stillen an dem Glück weidete, daß er bald das Paris sehen werde, von welchem man ihm so viele Wunder erzählt hatte.

Endlich, am 11. November 1839, das heißt nach einer neuntägigen Fahrt, bezogen die Fräulein Cotis, ihr Neffe und ihre Haushälterin das Erdgeschoß eines kleinen Hauses in der Straße

Monsieur le Prince, wobei sie Gelegenheit hatten, auf die Kleinheit der pariser Wohnungen zu schimpfen.

Ungeachtet der verschiedenen Unbequemlichkeiten ihrer neuen Behausung, ungeachtet ihrer Entfernung von allen alten Bekanntschaften, ungeachtet der theuern Preise der Lebensmittel, an welche sich die alte Clara noch nach zwanzig Jahren nicht hatte gewöhnen können, brachten Victors beiden Tanten in ihrer neuen Wohnung die drei schönsten Jahre ihres Lebens zu.

Wenn von Zeit zu Zeit einige kleine Zwistigkeiten unter ihnen ausbrachen, so gingen dieselben doch nie so weit, daß sie den Frieden, dessen das Schwesternpaar genoß, gestört hätten.

Wenn bei nebliger Witterung oder bevorstehender Veränderung des Wetters Fräulein Adelaide ein wenig an ihrer Hüfte litt und sie daher ein Bedürfniß fühlte, zu zanken, so erleichterte sie sich dadurch, daß sie ihrer Schwester vorwarf, sie verziehe den Neffen.

Wenn aber dann Fräulein Justine, um einen solchen Vorwurf zu vermeiden, auch nur ein Wort an Victor richtete, welches mit einem Tadel Aehnlichkeit hatte, so zog unsere Gebrechliche alle Schleußen ihrer bösen Laune und versicherte, daß ihre Schwester einen ganz abscheulichen Charakter habe, daß sie die Jugend nicht verstehe und eine wahrhaft grausige Freude daran finde, das Kind ihres Bruders zu quälen.

Dann stampfte Fräulein Justine vor Ungeduld mit dem Fuße, während die alte Clara fortfuhr zu fegen oder das Geschirr abzutrocknen, und dabei mit der größten Ruhe murmelte:

„Ganz gewiß werden wir schlechtes Wetter bekommen.“

Und war alsdann dieses Urtheil über den Streit gefällt, so weinte man von beiden Seiten ein wenig, schmollte sogar nöthigenfalls fünf Minuten lang, umarmte sich dann — und Alles war wieder im alten Geleise.

In dieser Art verlief vom Monat November 1819 bis zum Monat März 1822 das eben so stille wie einförmige Leben der beiden Damen von Besançon.

Aber in dem unglücklichen Jahre 1822 sandte die Vorsehung ihnen einen jener schrecklichen Schläge, welche den Menschen oft veranlassen würden, ihr zu fluchen, wenn nicht die Idee selbst, welche wir von uns haben, für uns eine Bürgschaft wäre, daß

unsere Leiden hienieden nur Vorbereitungen zu desto größern Freuden in jenem Leben seien.

Es war am 5. Februar 1822, als Victor Cotis in der École pratique den Leichnam eines Mannes secirte, der vor drei Tagen am Typhus gestorben war und sich dabei mit seinem Scalpell an einem Finger der linken Hand verwundete.

Einer seiner Mitstudenten erinnerte ihn an die schrecklichen Folgen, welche man bisweilen aus solchen Unfällen habe entspringen sehen. Er rieth ihm daher, so leicht auch die Verwundung dem Anscheine nach sei, dieselbe doch sogleich mit Höllenstein zu ätzen.

Aber Victor that das nicht.

Er spottete über die unheimlichen Besorgnisse des andern Studenten und beging die seines Alters und seiner Unerfahrenheit würdige Tollheit, sich die Hände sogar erst dann zu waschen, als er mit dem Seciren fertig war, das heißt, zwei oder drei Stunden nach der Verwundung.

Um fünf Uhr kehrte er zu seinen Tanten zurück, indem er gar nicht mehr an die leichte Wunde dachte, in welcher er kaum dann und wann einen fast unbemerklichen Stich fühlte.

Er speiste wie gewöhnlich mit bestem Appetit und zog sich dann gegen elf Uhr auf sein Zimmer zurück.

Zu seinem großen Staunen war sein verletzter Finger so schmerzhaft geworden, daß er ihn kaum beim Auskleiden benutzen konnte.

Er prüfte ihn jetzt aufmerksam und bemerkte nicht ohne eine gewisse Unruhe, daß die kleine Wunde roth, klaffend, entzündet aussah, daß die Wundränder aufgeschwollen waren und aus ihnen eine Art klaren Wassers abgesondert wurde, was ein sicheres Zeichen nachfolgender Eiterung ist.

Die Nacht war eine peinliche und schmerzhafte für ihn.

Victor schlief höchstens zwei Stunden, und während dieses Schlafes quälten ihn ängstliche und schreckende Träume.

Kaum war es am folgenden Morgen Tag geworden, als er seinen Finger betrachtete, der ihm einen unerträglichen Schmerz zu verursachen begann.

Die Hand war angeschwollen, und diese Anschwellung wurde von einer Art von Lähmung begleitet, welche sich über den ganzen Vorderarm erstreckte.

Es schien unserm Studenten sogar, als strahle der Schmerz aus seinem Finger bis in die Schulter und als wären die Achseldrüsen merklich angeschwollen.

Dennoch erhob sich Victor von seinem Lager, mußte sich aber sogleich wieder legen, weil ihm dunkel vor den Augen wurde, eine Uebelkeit eintrat und eine Ohnmacht drohete.

Als es neun Uhr war, wunderte sich Tante Justine, daß ihr Neffe noch nicht erschienen, und begab sich nach dessen Zimmer, ihn zu fragen, ob er unwohl sei.

Victor zeigte seine Hand, und das ganze Haus gerieth in Bestürzung.

Man holte eiligst einen Arzt, dann noch einen andern, und wieder einen andern.

Zuletzt kam sogar einer der Facultätsprofessoren.

Man fand, daß ein ernstlicher Fall vorliege.

Man sprach den Namen Phlebitis (Blutaderentzündung) aus.

Zwei Aderlässe und eine Menge von Blutegeln wurden im Laufe des Tages angewandt.

Aber nichts vermochte den Verlauf der schrecklichen Krankheit einzugrenzen, welche sich der unkluge junge Mann am vergangenen Tage eingeimpft hatte.

Ein heftiges Fieber trat ein und steigerte sich ungeachtet der fortdauernden Blutentziehungen.

Um neun Uhr Abends redete der Kranke irre, und weniger als vierundzwanzig Stunden später verschied er in den Armen der unglücklichen Justine.

Es gibt Schmerzen, welche die Feder nicht fähig ist zu beschreiben.

Man wird uns daher verzeihen, wenn wir das häusliche Drama, dessen Knoten Victor's Tod war, gar nicht zu beschreiben versuchen.

Seit dem Augenblick, in welchem die Krankheit des jungen Mannes bekannt wurde, bis zu dem Augenblick, in welchem er starb, wurde das Herz seiner beiden Tanten von einem Schmerz zerfleischt, welchen nur Mütter zu fühlen vermögen.

Da sich Fräulein Adelaide nicht von der Stelle bewegen konnte, so erschien ihre Schwester während des letzten Tages von Viertelstunde zu Viertelstunde bei ihr, um über den Zustand des Kranken Bericht zu erstatten.

Als man endlich der Gelähmten den erfolgten Tod mittheilte, sagte sie nur:

„Laßt uns beten!“

Ein erhabener Ausruf des Schmerzes und der Hoffnung, welcher beweist, bis zu welchem Grade in einem wahrhaft christlichen Herzen das Vertrauen auf den Ewigen gegen die Verzweiflung zu kämpfen vermag.

XX.

Das Haus in der Katherinenstraße.

Es war im Jahre 1839 gerade siebzehn Jahr her, daß die Fräulein Cotis ihr Haus in der Katherinenstraße bewohnten.

Sie hatten dieses Haus im Jahre 1821 gekauft, um ein Capital, das ihnen zurückgezahlt war, gut anzulegen, und hatten es dann im folgenden Jahre, zwei oder drei Monate nach dem Tode ihres Neffen, bezogen.

Seit jener traurigen Katastrophe war der Charakter des Fräulein Adelaide, die schon in Folge ihrer Gebrechlichkeit oft übelgestimmt war, so mürrisch geworden, daß sie gewiß, wäre ihr Herz nicht so trefflich gewesen, unerträglich geworden wäre.

Aber ihre Freundinnen, und sie hatte deren viele, wußten zu wohl, wie gut, liebevoll und edel sie im Grunde sei, daher man ihr gern ihre Launen verzieh.

Man begnügte sich, unter einander über diese Launen zu lachen, und rächte sich in unschuldiger Weise damit, daß man die zankende alte Jungfer Mama Brummbrumm nannte, ein Beiname, den sie bemüht schien mit jedem Tage mehr zu verdienen.

Fräulein Adelaide war dreizehn Jahre älter, als ihre Schwester; außerdem war sie die Pathe derselben, und dieser doppelte Vorrang hatte in den gegenseitigen Beziehungen der beiden Damen gewisse Gewohnheiten hervorgerufen, welche durch die Zeit geheiligt waren, deren Grund zu finden jedoch selbst dann nicht leicht war, wenn man bis zu dem Ursprunge derselben zurückging.

So nannte Fräulein Adelaide ihre Schwester Du, während diese sich ein gleiches Recht nicht erlaubte.

Aber besonders eine Thatsache bezeichnete noch immer das mütterliche Ansehen, dessen sich vorlängst die Pathe des Fräuleins Justine hätte rühmen mögen.

Obgleich nämlich einundsechszig Jahre seit der Tauffeierlichkeit verflossen waren, so behandelte doch Fräulein Adelaide noch immer gern ihr Pathchen als kleines Kind.

„Dieses Kind," sagte sie im vollsten Ernste, denn Fräulein Adelaide war überhaupt stets sehr ernst gestimmt, „besitzt eine Unvorsichtigkeit, von der ich sie durch alle meine Ermahnungen nicht befreien kann."

Wenn auch das Pathchen nicht buchstäblich den Vorwurf verdiente, welchen ihre Pathe ihr machte, so muß man doch gestehen, daß sie in Folge der Heiterkeit, guten Laune und des echt jugendlichen Frohsinns, die sie ungeachtet ihres Alters und der überstandenen Leiden sich zu bewahren gewußt hatte, mindestens ein halbes Jahrhundert jünger schien, als ihre ältere Schwester.

Was die gute und treue Clara betraf, so stand sie sowohl hinsichtlich des Alters, wie ihres Charakters in der Mitte zwischen den beiden Herrinnen.

Sie war eins von jenen einfachen, lebenszähen und friedlichen Wesen, wie sie das Juragebirge oft hervorbringt — eins von jenen Wesen, bei denen das Leben lange andauert, weil es ohne Erschütterungen verfließt.

Ununterbrochen, aber mit weiser Langsamkeit, mit den kleinen Arbeiten des Haushalts beschäftigt, bewegte sie sich mit der regelmäßigen Gleichförmigkeit eines Uhrpendels und schien gleichsam der Compensator der beiden einander entgegengesetzten Naturen, zwischen denen sie sich bewegte.

Die Fräulein Cotis bewohnten das erste Stock des Hauses, dessen Eigenthümerinnen sie waren.

Ihre Wohnung bestand aus fünf Räumlichkeiten; nämlich einem dunkeln Vorzimmer, einem Speisezimmer, Clara's Stube, der Stube des Fräulein Justine und endlich der Stube des Fräulein Adelaide, welche die geräumigste und hellste von allen war, und in der man sich gewöhnlich während des Tages aufhielt.

Dieses Zimmer, welches zu gleicher Zeit als Schlafzimmer, als Speisezimmer und als Gesellschaftszimmer diente, hatte auf den ersten Anblick große Aehnlichkeit mit der Ladenstube eines Naturalienhändlers.

Es war erleuchtet von zwei großen Fenstern, welche nach der Straße gingen. Ein breiter Ofen von Fayence-Kacheln nahm die Mitte desselben ein. Die Röhre dieses Ofens machte in der Luft, wie es im Elsaß Mode ist, mehre große Umwege, ehe sie sich unter dem Mantel des Kamins verlor, dessen Gesims mit zwei Blumenvasen und einem künstlichen, mit ausgestopften fremden Vögeln beladenen Strauch geschmückt war. Ueber diesen Gegenständen befand sich ein Crucifix.

Den Fenstern gegenüber war der Alkoven, der von Vorhängen aus einem roth und schwarz gestreiften baumwollenen Zeuge geschlossen war.

Zwischen diesem Alkoven und dem Ofen, um welchen herum man in den Winterabenden einen Kreis bildete, saß Fräulein Adelaide in einem großen, mit Rollen versehenen Armstuhle von elf Uhr Morgens bis halb zehn Uhr Abends.

Ohne die matte Bläße ihrer etwas eingesunkenen Wangen und besonders ohne ihre fast ununterbrochenen Klagen über Alles, was sie umgab, hätte man sie leicht für eine ägyptische Mumie halten können.

Zwei kleine Hunde von einer Bastardrace schlummerten beständig vor ihren Füßen neben einem prachtvollen Angorakater, der allen natürlichen Gesetzen zum Trotz ihr Tischgenosse und Jugendfreund war.

Rechts von der Kranken saß ein großer Papagei aus Guyana auf seinem Stabe und genoß von dem Ofen her einer tropischen Hitze, die ihn an sein Vaterland erinnern mochte.

Auf einer alten Console mit kupfernen Incrustationen, welche den Raum zwischen den beiden Fenstern einnahm, schwammen drei Goldfischchen in einer Schale von weißem Krystall.

Ueber der Thür, die nach Clara's Stube führte, hing ein großer Käfig, welcher zwei Canarienvögel mit ihrer Familie umschloß.

Endlich bemerkte man noch auf einer Fensterbank einen andern Käfig, welchen ein Staar bewohnte.

Bei dem geringsten Tone, welchen die Glocke von sich gab, gerieth diese ganze kleine Menagerie in Aufruhr.

Begann es wieder etwas stille zu werden, so hörte man gewöhnlich die erzürnte und meckernde Stimme des Fräulein Adelaide, welche ihrer Schwester Vorwürfe darüber machte, daß sie so viele Thiere ernähre.

„Diese Justine ist ein unerträgliches Kind," sagte sie gewöhnlich. „Wir werden noch Alle sammt und sonders taub werden, und es ist ein wahres Wunder, daß wir es noch nicht sind."

Aber noch schlimmer erging es, wenn Fräulein Justine, die mit einer großen Thätigkeit begabt war und fortwährend kam oder ging, etwa aus Versehen den Angorakater auf den Schwanz trat.

Der Schmerzensschrei, welchen Murrner ausstieß, war gar nichts gegen den Aufschrei der alten Lahmen.

Man hätte glauben sollen, sie habe sich abermals eine Hüfte ausgerenkt.

Dann kamen die mannigfachsten Benennungen, wie: Ungeschickte, Tölpel, Thiermörderin 2c., die einem Hagel gleich aus dem Munde der alten Dame hervorquollen und die arme Justine völlig betäubten, bis sie endlich nach einiger Zeit wieder kaltblütig genug wurde, um lachend zu ihrer Schwester zu sagen: „Ei! warum hat er denn einen so entsetzlich langen Schwanz?"

Es war ein Zufall, welcher Bonnin bei seiner Uebersiedelung nach Paris in das Haus der Fräulein Cotis führte.

Er suchte eine Wohnung, deren Preis nicht zu hoch wäre.

Diejenige, welche in dem Hause der Fräulein eben leer stand und über der Wohnung der beiden Schwestern war, kostete dreihundertundfünfzig Franken.

Bonnin besah sie, fand sie geeignet und nahm sie in Besitz.

Unser Freund, welcher nach der Meinung beider Schwestern eine Aehnlichkeit mit Victor haben sollte, ward bei den beiden freundlichen, nur etwas ungewöhnlich gottseligen Damen bald als Hausarzt accreditirt, nachdem er sich darein gefügt hatte, ihr Universal-Arcanum, das Elixir Baboeuf, eine Höllentinctur, à Flacon sechs Franken, mit Rücksicht zu behandeln.

Aber zwischen den alten Jungfern und unserm Freunde Bonnin gab es einen Stein des Anstoßes, und das war der Magnetismus.

So leichtgläubig auch die Fräulein Cotis in jeder andern Beziehung waren, so weigerten sie sich doch hartnäckig, dem Magnetismus Glauben beizumessen.

Ihre Ungläubigkeit verschanzte sich besonders hinter ein Breve Gregor's XVI., welcher, nach dem Beispiele Mose in dem Deuteronomion, den Magnetismus verboten hatte.

Allerdings hätte man sie in eine ganz besondere Verlegenheit

bringen können, wenn man sie gefragt hätte, wie es habe geschehen können, daß seine Heiligkeit der Papst seinen Bannstrahl gegen eine nicht existirende Sache geschleudert habe.

Aber unsere guten Damen verweilten nicht bei solchen subtilen Fragen.

Als Bonnin, um sie zu seinem Glauben zu bekehren, ihnen seiner Gewohnheit zufolge die unwahrscheinlichsten der vielen Geschichten vortrug, welche er in Bezug auf den Magnetismus im Kopfe hatte, da malte sich eine Art von erzwungenen Mitleids in den Zügen des Fräuleins Justine.

Sie wagte zwar nicht, zu viel zu erwidern, in der Furcht, einen jungen Mann zu beleidigen, welchem die Natur das Kinn ihres seligen Neffen Victor gegeben hatte, aber warf doch ihrer Schwester einen Seitenblick zu, der ihre Ansichten auf das vollkommenste übersetzte.

Was aber Fräulein Adelaide betraf, so war sie der Verstellung unfähig, erhob sich mit Unwillen und sagte mit erzürnter Stimme: „Ist es möglich, daß ein gebildeter Mann an solche Albernheiten glauben kann?"

Länger als drei Jahre dauerte dieser kleine häusliche Krieg schon, als ein Wunder die beiden feindlichen Parteien versöhnte, und zwar ein Wunder, welches ein Werk des Elixirs Baboeuf war, von dem man eines schönen Tages erkannte, daß es mit dem Magnetismus befreundet sei.

Unser Freund Bonnin hatte nämlich gegen die Mitte des Decembers 1839 plötzlich alle Eßlust verloren und bildete sich ein, daß ihn irgend eine schwere Krankheit bedrohe.

Er ging daher zu einer Somnambule, um diese um Rath zu fragen.

Die Somnambule ertheilte ihm eine Vorschrift, welche wir wörtlich in dem folgenden Kapitel erzählen werden, und welche Bonnin noch an dem Abende desselben Tages seinen Wirthinnen mittheilte.

Das gab anfangs bei jedem Punkte, welchen unser Freund erzählte, ein Hurrah von spöttischen Redensarten und selbst Verwünschungen, welche jedoch an der Ruhe des Vorlesers zerschellten, wie die Wogen des Ozeans an einer Klippe.

„Hühnerbouillon —" las Bonnin von dem Zettel ab, auf welchen er die Vorschriften der Somnambule niedergeschrieben hatte.

„Ei!" rief Fräulein Justine aus, „es gibt kein besseres Mittel, um den Magen zu verderben."

„In der Mitte durchgeschnittene Tauben auf die Waden gebunden —"

„O, o!" versetzte Clara, „das sind Strümpfe, wie ich nie deren gestrickt habe; und an der Stelle des Herrn Doctors wüßte ich wohl, was ich thäte."

„Was würden Sie denn thun, Clara?"

„Ich würde die Tauben in die Casserole thun und so zu Besserem benutzen."

Bonnin geruhte nicht einmal eine Miene des Mitleids zu machen.

„Tisane von Seifenwurzel —" las er weiter.

„Tisane von Seifenwurzel!" rief nun auch ihrerseits Fräulein Adelaide aus. „Wissen Sie denn nicht, was die Tisane von Seifenwurzel ist? Das ist ja Gift! Du wirst es noch sehen, Du wirst es sehen, Justine, er wird mit allen seinen Quacksalbereien dahin kommen, wohin Victor gekommen ist."

Bonnin veränderte keine Miene, denn er war überzeugt, daß er zum Schlusse doch noch die Billigung seiner Zuhörerinnen erlangen würde.

Und in der That war es fast ein Theatercoup, als er mit feierlichem Ernst einen letzten Artikel las, welcher also lautete:

„Jeden Morgen nüchtern einen Löffel voll Elixir Baboeuf zu nehmen."

„Baboeuf!"

„Baboeuf!!"

„Baboeuf!!!"

So riefen die drei alten Jungfern in drei verschiedenen Tonarten aus.

„Baboeuf," wiederholte Bonnin mit größtem Ernst, indem er einen triumphirenden Blick um sich warf.

Von diesem Augenblick an glaubten die Fräulein Cotis und Clara fest und unerschütterlich an den Magnetismus.

Bonnin seinerseits glaubte an die vorzüglichen Eigenschaften des Elixirs Baboeuf, und der Friede wurde unterzeichnet.

XXI.
Das Elixir Baboeuf.

Es war gerade an dem Tage, an welchem Bonnin die Vorschriften der Somnambule zu befolgen begann, als Albin und ich uns gegen elf Uhr Morgens auf den Weg machten, ihn zu besuchen.

Im höchsten Grade erbaut über die Clairvoyance der Somnambule hatte sich Fräulein Justine schon mit Tagesanbruch auf das Zimmer unsers Freundes begeben, um ihm eigenhändig die verordnete Arznei zu reichen.

Obgleich der Kranke nur einen einzigen Löffel voll von dem Elixir nehmen sollte, so hatte die alte Jungfer doch unter dem Vorwande, daß richtiges Maß gereicht werden müßte, die Dosis zur Ehre des Elixirs verdoppelt, und Bonnin hatte die Drogue ungeachtet ihres abscheulichen Geschmacks verschluckt, ohne nur eine Miene zu verziehen, und zwar zur Ehre des Magnetismus.

Als ein wahrhafter Märtyrer des Glaubens, den er hegte, würde er mit derselben Standhaftigkeit Arsenik oder Vitriol verschluckt haben.

Wir hatten Beide noch nichts von seiner Unpäßlichkeit gewußt, und bekamen die erste Kunde von derselben, als wir zu ihm hinanstiegen, aus dem Munde des Fräuleins Justine, die uns auf der Treppe begegnete.

Stolz auf ihren Beistand und zum Voraus überzeugt von den guten Wirkungen des Elixirs Baboeuf, verkündet sie uns schon die nahe bevorstehende Wiederherstellung unsers Collegen und verbannte solchergestalt sehr bald die Besorgnisse, welche ihre ersten Worte uns hatten einflößen können.

Die Wohnung, welche Hieronymus inne hatte, war genau so eingerichtet, wie die Wohnung der Fräulein Cotis, nur mit dem Unterschiede, daß sein Vorzimmer besser erleuchtet war, und daß man durch Vermauerung einer Thür und Oeffnung einer andern nach der Treppe hin, diejenige Stube, welche der Stube des Fräuleins Justine entsprach, von seiner Wohnung abgetrennt hatte.

Diese Stube war an den Parfumeur vermiethet, welcher das Erdgeschoß bewohnte.

Aus dem Speisezimmer, in welchem nur selten gespeist wurde,

hatte Bonnin ein Wartezimmer gemacht, in dem jedoch, da seine Kundschaft keinen großen Zudrang zeigte, fast nie Jemand wartete.

Eine große Bastmatte bedeckte in Ermangelung eines Teppichs den Fußboden dieses Zimmers, in welchem an den Wänden entlang einige Stühle von weißem Holz standen, während die Mitte von einem Gueridon von Acajou eingenommen wurde.

Mehre Broschüren über verschiedene Gegenstände und einige Nummern eines in Brüssel erscheinenden Journals über den Magnetismus erwarteten auf diesem Gueridon den leider! eingebildeten Fall, daß irgend ein Rathsuchender, welcher durch das Gedränge im Vorzimmer zu lange aufgehalten würde, sie zur Hand nehmen möchte, um sich die Zeit zu vertreiben.

Ein an der Bekleidung des einen Fensters hängendes Thermometer bewies indeß durch die niedrige Temperatur, welche es andeutete, daß unser College, obschon er an die Zerstreuung und Unterhaltung seiner Kranken dachte, doch nur sehr wenig um die Pflicht, sie auch zu erwärmen, besorgt war.

Eine Frau im mittlern Alter, welche reinlich gekleidet war und ein ganz gefälliges Gesicht hatte, erfüllte bei Bonnin die Pflichten einer Haushälterin und für den Augenblick auch die einer Krankenwärterin.

Diese Frau, welche weit höflicher war, als es bei der Dienerschaft eines vielbeschäftigten Arztes Regel ist, verneigte sich in untadelhafter Weise, indem sie uns die Thür öffnete, und nahm eine Miene geheimnißvoller Zerknirschung an, um uns zu sagen, was wir bereits wußten, daß nämlich der Herr unpäßlich sei und Niemand empfangen könne.

Es war nicht möglich, daß diese Antwort für uns gelten konnte.

Wir sagten daher der Haushälterin, daß wir nicht nur Collegen, sondern auch Freunde ihres Herrn wären, worauf sie sofort andrer Meinung wurde und uns einführte.

Das Zimmer, in welchem Bonnin lag, entsprach dem Zimmer des Fräuleins Adelaide, hatte aber mit demselben nicht die mindeste Aehnlichkeit.

Bonnin hatte aus demselben sein Arbeitszimmer gemacht und sich folglich bemüht, ihm den Charakter seiner ursprünglichen und wirklichen Bestimmung zu nehmen, indem er ihm die Physiognomie eines gegenwärtigen Zweckes aufzwang.

Zwei Thüren, welche fast gänzlich mit Landkarten bedeckt waren, konnten, wenn sie geschlossen waren, das Dasein des Alkovens ziemlich vollständig verbergen.

Ein großer Schreibschrank mit doppelten Kastenreihen imponirte durch die Menge von Büchern und Papieren, mit denen er bedeckt war.

Ein ziemlich gut besetzter Bücherschrank, welcher dem Alkoven gegenüber den Raum zwischen den beiden Fenstern einnahm, diente zugleich als Piedestal für die Köpfe von sieben oder acht Räubern, welche den Freunden der Phrenologie die in Gyps abgedrückten Fehler der Seele zeigten.

Auf dem Gesims des Kamines stand zwischen zwei Urnen von Bronze in ganzer Majestät eine Stutzuhr von Granit, die mit einer Statuette des Kronos geschmückt war.

Diese Stutzuhr, ein fast lebendiges Bild des zu gleicher Zeit methodischen und paradoxen Geistes ihres Eigenthümers, ging regelmäßig eine Viertelstunde zu früh.

Das kam daher, weil Bonnin, welcher stets befürchtete zu spät zu kommen und seiner natürlichen Langsamkeit mißtrauete, kein besseres Mittel gefunden hatte, um sich selbst zur Eile anzutreiben, als daß er den Zeiger, nach welchem er sich richtete, eine Viertelstunde vorlaufen ließ.

Endlich, rechts von dem Kamine, war die Wand mit einem lithographirten Bilde des unsterblichen Mesmer's geschmückt, das prachtvoll eingerahmt war, und das als Gegenstück auf der andern Seite des Kamins ein Bild der heiligen Jungfrau hatte.

Ehe wir noch in das Heiligthum des Magnetismus eingetreten waren, verkündeten uns zwei oder drei zu unsern Ohren dringende tiefe Klagtöne die Qualen des großen Priesters, welcher es bewohnte, und bewiesen uns, daß das göttliche von Mesmer entdeckte Agens bisweilen die Wohlthaten, welche es gewähre, theuer bezahlen lasse.

In der That war Freund Bonnin mehr todt, als lebendig.

Vergraben bis an das Kinn unter einem ganzen Berge von Decken, dabei mit höchst bescheidenem Kopfputz, der lediglich in einem seiner baumwollenen Taschentücher bestand, stand nur sein Antlitz in Verbindung mit der freien Luft, war aber so bleich, so gelb, so

grünlich und so verzerrt, daß es noch ein Mal so lang erschien, als es gewöhnlich war.

Als wir eintraten, machte er eine Anstrengung, uns die Hand zu reichen, aber eine höllenmäßige Zusammenziehung seines Magens unterbrach ihn so rasch bei seiner guten Absicht, daß wir uns — wohl oder übel — mit dem guten Willen begnügen mußten und alle Mühe von der Welt hatten, um hinter der schmerzenreichsten Grimasse, welche je ein Arzt gesehen haben mag, das freundschaftliche Lächeln zu errathen, welches er für uns bereit hatte.

Zum Glück war Margaretha — so hieß seine Haushälterin — zu gleicher Zeit mit uns eingetreten und eilte ihm zu Hilfe.

Das Elixir wirkte nach Art der Brechmittel, und ungeachtet der arme Bonnin dasselbe im nüchternen Zustande genommen hatte, so mußte er dennoch speien, als wäre er zuvor bei einem Gelage des Marcus Antonius oder des Lucullus gewesen.

Seit länger als zwei Stunden, sagte uns Margaretha, gehe es nun schon in dieser Weise, und allem Anscheine nach werde das Ende sobald noch nicht kommen.

Wir wurden erschreckt dadurch.

„Ach, meine Herren," sagte endlich der Kranke zu uns, „das kostet viel, um gesund zu werden!"

„Gesund zu werden, Bonnin?"

„Wir wußten ja gar nicht, daß Sie krank wären."

„Ach! und doch bin ich es gar sehr."

„Muth! mein Herr," ermahnte Margaretha, „Muth, das Elixir ist wohlthuend, und Sie werden bald das Ende Ihrer Leiden erreichen."

„Von was für einem Elixir sprechen Sie denn?" fragte ich.

„Von dem Elixir Baboeuf," antwortete Margaretha. „Das ist ein wahrer Schatz für jeden Kranken."

„Daß Dich der Teufel!" rief Albin aus; „man muß wenigstens gestehen, daß es die Kranken sehr schnell auf den Weg zum Paradiese führt. Was ist das für eine Drogue, Bonnin?"

„Eine vegetabilische Tinctur. Der Rest steht, wenn ich nicht irre, auf meinem Schreibtische. Ach! mein Gott! mein Gott! Ich habe ein glühendes Eisen im Magen. Schnell, Margarethe, komm mir zu Hilfe!"

Und während die Wärterin unseres Freundes seine Stirn unter-

stützte und ihn ermahnte, christlich seine Schmerzen zu ertragen, richteten wir unsere Nachforschungen nach der köstlichen Arznei, welche, gleich der Lanze des Achilles, bald, wie Margaretha versicherte, das Uebel heilen sollte, welches sie angerichtet hatte.

Die Phiole, in welcher sie enthalten war, hatte keine Etikette. Ihr Inhalt — offenbar ein weingeistiger Aufguß — schien uns etwa sechszig Grammen zu betragen. Sie war zur Hälfte geleert: das also, was an dem Inhalte fehlte, war die Dosis, welche den Magen unseres Freundes so entsetzlich marterte.

Nach dem, was noch in der Phiole enthalten war, bestand das Elixir Baboeuf aus einer Flüssigkeit von Ambrafarbe, die von vollkommener Klarheit war und keinen andern Geruch besaß, als den eines schlechten Alkohols.

Da die meisten medicinischen Tincturen dasselbe Aussehen und denselben Geruch haben, so verriethen uns diese physischen Eigenschaften nichts über die Zusammensetzung der Drogue, mit der wir es zu thun hatten.

Das Wichtigste wäre für uns gewesen, den Geschmack kennen zu lernen, aber dieses zu erreichen, hätten wir kosten müssen.

Wer von uns sollte diesen Muth beweisen?

Albin entstöpselte das Fläschchen, brachte ein Wenig von dem Inhalte an die Spitze seines Fingers und führte alsdann diesen an seine Lippen.

„Nun?"

„Ein schauderhafter Geschmack!" antwortete er und spuckte zehn Mal nach einander.

„Was ist es denn?"

„Koloquinthe."

„Der Unglückliche!"

„Welche Koliken! welche Koliken! Es ist mir, als ob man mich mit eisernen Zangen zerrisse!" schrie der Kranke, welcher Zeuge von unsern Untersuchungen war, und dessen Eingeweide sich schon bei dem bloßen Anblick des „wohlthätigen" Elixirs empörten.

„Kein Wunder, wenn Sie in solcher Weise leiden," sagte Jacques, indem er sich schulderte. „Wer hat Ihnen denn den Gedanken eingegeben, sich in solcher Weise zu vergiften?"

„Eine Somnambule," heulte Hieronymus, indem er sich wand, wie eine Natter.

„Was sagst Du dazu?“ fragte ich Albin.

„Eine Somnambule! Und welche doch?“

„Ach! laß mich nur Luft schöpfen — ich kann nicht mehr — hilf mir, Margaretha! — ach! mein Gott! mein Gott!“

„Er ist vergiftet.“

„So scheint es. Bonnin, bezwingen Sie sich wenigstens so weit, uns den Namen der Somnambule zu sagen, welche Sie zu Rathe gezogen haben.“

„Stephanie Dauruc,“ sagte endlich der Kranke in einem von Krämpfen freien Augenblick.

„Fragst Du noch, was ich dazu sage?“ wandte sich Albin mit triumphirender Miene gegen mich.

„Ich zweifle nicht mehr,“ sagte ich meinem Freunde leise in das Ohr, „daß der unglückliche Bonnin —“

„Ach nein!“ entgegnete Albin, indem er errieth, was ich ihm sagen wollte; „die Koloquinthe ist ein drastisches Mittel, aber kein Gift. Sie bewirkt Schmerzen, aber tödtet nicht.“

„Mag das sein, aber ich bin dennoch besorgt. Was gedenkst Du für ihn zu thun?“

„Alles, was Dir geeignet scheint.“

„Diese Somnambule ist sehr hellsehend,“ sagte jetzt Bonnin, indem er den ersten schmerzenfreien Augenblick benutzte, um das Lob seines Henkers auszusprechen; „sie hat meine Krankheit auf der Stelle gesehen.“

„„Sie sind nervenschwach,“ sagte sie zu mir, indem sie meine Hand drückte; „Ihre Verdauung ist in einem schlechten Zustande; Sie essen fast gar nicht und leiden am Magen.““

„Eine bewundernswürdige Diagnose!“ bemerkte Albin.

„Wie hätte sie sich genauer ausdrücken sollen?“

„Wie sie sich genauer hätte ausdrücken sollen?“

„Ja, sagen Sie, ich bitte Sie.“

„Mein Freund Bonnin, sie hätte sagen sollen, daß Sie durchaus nicht nervenschwach wären, daß Sie fräßen, wie ein Währwolf, daß —“

„Nun! nun!“ unterbrach ihn der Kranke.

„Hören Sie mich doch an, Hieronymus, denn ich kenne Sie ein wenig; lassen Sie uns mit ruhigem Blute sprechen: glauben Sie wirklich, daß Sie nervenschwach sind?“

„Gewiß!“

„Sie, der Sie so ruhig, so gemessen, so leidenschaftslos, so friedlich!“

„Ich bin Alles, was Sie wollen, aber darum bin ich nichts desto weniger nervenschwach.“

„Er bleibt bei seiner Ansicht.“

„Ja, ich bleibe bei meiner Ansicht. Ich bleibe dabei, weil dem so ist. Ich kenne mich noch besser, als Sie mich kennen. So, wie Sie mich hier sehen, bin ich sehr empfindlich, sehr ungeduldig, sehr reizbar; aber ich beherrsche mich.“

„Was für ein Stoiker!“

„Ich bin das mehr, als Sie denken.“

„Mag das sein und gehen wir über diesen Punkt hinweg. Du wirst später noch erfahren,“ fuhr dann Albin fort, indem er sich an mich wandte, „daß jede Somnambule, welche ihr Handwerk versteht, alle Personen, von denen sie befragt wird, nervenschwach findet. Dieser Zug von Clairvoyance, welcher sie wenig Mühe kostet, schmeichelt gewöhnlich den Kranken, welche größtentheils für sehr empfindlich gelten mögen.“

„Kann man auf solche Abwege gerathen!“ rief der Kranke aus, indem er sich ungeduldig in seinem Bette bewegte, um uns damit glauben zu machen oder vielleicht auch sich selbst zu überreden, daß er in der That so nervenschwach sei, wie seine Somnambule gesagt hatte.

„Na, Hieronymus, werden wir nicht böse,“ nahm Albin in heiterm Tone wieder das Wort. „Sie wollen durchaus, daß die Somnambule in Bezug auf das, was sie von Ihren Nerven gesagt hat, Recht habe. Ich gestehe es Ihnen zu — es mag das eine abgemachte Sache sein — aber, ehrlich gesprochen! wie konnten Sie es geduldig mit anhören, wenn diese Somnambule Ihren Appetit und Ihre Verdauungskräfte verleumdete?“

„Wie! was wollen Sie damit sagen?“

„Sie haben keinen Appetit?“

„Nein.“

„Sie verdauen schlecht?“

„Sehr schlecht.“

„Seit wann denn?“

„Schon seit mehren Monaten.“

„Ach! Bonnin, mein Freund, nun dürfen Sie es mir nicht übel nehmen, wenn ich Ihnen geradezu widerspreche. Bedenken Sie, daß wir erst vor acht Tagen mit einander gespeist haben. Nun weiß ich freilich nicht, ob Sie an jenem Tage verdaueten oder nicht verdaueten, aber dafür kann ich bürgen, daß Sie von Ihren Zähnen einen vortrefflichen Gebrauch machten."

„Das ist möglich, denn ich hatte an jenem Tage einen weiten Weg gemacht und daher Hunger."

„Schön, ich liebe die Aufrichtigkeit."

„Ach mein Gott, ich bin nur zu aufrichtig; aber was beweist der Appetit, welchen ich an einem Tage hatte, gegen das, was ich versichere? Es ist eben so gewiß, daß ich an dem darauf folgenden Tage gar nichts genießen konnte."

„Und das Elixir Baboeuf wird Ihnen den Appetit wiedergeben?"

„Ach, ich bitte Sie, lassen Sie uns nicht mehr davon sprechen," bat Bonnin, indem er sich mit einem Male auf seinem Bette aufrichtete und ein so bedenkliches Röcheln hören ließ, daß Margaretha herbei eilte und wir zurückwichen.

„Armer Bonnin!" sagte Jacques, als die Gefahr vorüber war; „ich glaube, wenn ich offen sprechen soll, daß Sie keine glückliche Hand haben, wenn Sie Fräulein Stephanie Dauruc zu ihrem Arzt wählen."

„Das wird die Folge zeigen," entgegnete der Kranke, indem er sich wieder unter seine Decken verbarg.

„O, mein Herr ist gerettet!" rief Margaretha aus, weil bei dem letzten Anfalle kein Brechen erfolgt war.

„Was hat Ihnen denn die Dauruc verordnet?" fragte ich nun den Kranken.

„O! mein Gott," antwortete Bonnin etwas verlegen, „verschiedene Dinge, von denen einige — etwas seltsam sind, wie denn die Somnambulen oft seltsame Dinge verordnen."

„Hundefett oder fricassirte Kröten?" fragte Albin in boshaftem Tone.

„Nein," erwiderte der Kranke ernst.

„Bah! Hieronymus, schämen Sie sich einer offenen Mittheilung nicht — ein Mittel, welches hilft, ist nie lächerlich."

„Dieser Ansicht würden alle Kranken sein. Aber die Verord-

nung liegt dort auf dem Schreibpult, unter dem Briefbeschwerer von Granit."

„Gut, wir werden sie ansehen."

Und Jacques entfaltete das Papier, worauf er mit lauter Stimme folgende Verordnungen las, welche Bonnin selbst nach den Dictaten der Stephanie Dauruc niedergeschrieben hatte:

„1) Alle Morgen zwei Tassen von folgender Tisane:

Nimm: Queckenwurzel,
Blätter des Seifenkrauts,
Anissamen,
Fenchelsamen,

von jedem so viel man zwischen drei Fingern fassen kann. Lasse das Ganze in einem Maß Wasser kochen, wirf in den Aufguß drei verrostete Nägel, seihe durch, und gebrauche es nach dem Erkalten."

„Ei! siehe doch!" rief ich aus, „das hat ja mehr Aehnlichkeit mit einer ärztlichen Verordnung, als ich erwartet hätte."

„Das könnte noch allenfalls hingehen," bemerkte Albin. „Allein das ist nur der erste Artikel, und wir müssen auch den zweiten kennen lernen:

„2) Statt aller Nahrung fünf Tage lang nur Hühnerbrühe."

„Nach dem System von Broussais!" bemerkte ich; „eine Diät, bei der man verhungern könnte."

„Du irrst," sagte Albin, „denn jetzt kommen noch Nahrungsmittel:

„3) Zwei Tauben — Ach! mein Gott! — lebendig in Hälften zerschnitten und Abends auf die Waden gelegt."

„Sie will also Bonnin durch die endermatische Methode ernähren!" rief ich laut auflachend aus.

„Dieses örtliche Mittel wird erst nach sechsunddreißig Stunden wieder abgenommen."

„O, über die ehrlose Spitzbübin!" murmelte mein Freund.

„Und Sie werden auch diese Vorschrift befolgen, Hieronymus?" fragte ich den Kranken.

„Ich habe sie bereits gestern Abend befolgt."

„Dann befinden sich also die unglücklichen Tauben noch auf Ihren Waden?"

„Allerdings! sie sind noch darauf. Wollen Sie dieselben sehen?"

„Nein, nein! Ach, Bonnin, mein Freund, das Elixir will ich Ihnen noch hingehen lassen, aber wegen der Tauben kann ich Ihnen nicht verzeihen."

„Was willst Du, mein Lieber?" wandte sich Jacques zu mir; „Hieronymus macht es, wie der heilige Augustin, er glaubt, eben weil die Sache unvernünftig ist."

Der letzte Artikel der Verordnung betraf, wie man sich noch erinnern wird, das Elixir Baboeuf. Jacques glaubte dem Kranken die Erwähnung desselben ersparen zu müssen, denn er befürchtete dadurch gefährliche Erinnerungen bei ihm zu erwecken; aber wir erkannten bald, daß diese liebevolle Vorsicht unnütz war.

Kaum hatten wir unsere Bemerkungen über die seltsame Heilkunde der Stephanie Dauruc beendigt, als sich eine neue Krise bei dem armen Bonnin ankündigte, welche noch weit heftiger war, als die, deren Zeugen wir bei unserm Eintreten gewesen waren.

Nachdem er zwei oder drei Mal seine großen grauen Augen nach allen Seiten verdreht hatte, begann er erst zu stöhnen und dann zu schreien.

Margaretha lief herbei, und dieses Mal war ihr Diensteifer nicht vergebens.

Es war ein Jammer, Bonnin in diesem beklagenswerthen Zustande zu sehen.

Wenn Gaßner den Exorcismus bei ihm angewandt hätte, so würde er gewiß befürchtet haben, selbst von den ihn besitzenden Dämonen überwunden zu werden, so groß würden ihm die Anzahl und die Macht derselben erschienen sein.

Kurz, Margaretha selbst, ungeachtet ihres heiligen Vertrauens zu dem Elixir Baboeuf, Margaretha war außer sich und wagte nicht mehr zu sagen: „Der Kranke ist gerettet."

Was mich betraf, so gestehe ich, daß ich geringes Vertrauen auf den Ausgang einer Krisis hatte, deren Ursache mir nicht hinreichend genau bekannt war, um genau die Wirkungen zu berechnen.

Indem ich daher vorläufig das Elixir und die gastrischen Unreinigkeiten unseres Freundes nach eigenem Belieben mit einander fertig werden ließ, näherte ich mich Albin, welcher mit der Verordnung der Stephanie Dauruc in der Hand ruhig am Kamine stand und sich wärmte.

„Du bist also nicht besorgt?" fragte ich ihn mit leiser Stimme.

„Mein Gott, nein," antwortete er.

„Aber — die Koloquinthen —"

„Ich wiederhole Dir, daß die Koloquinthen fast nie den Tod herbeiführen."

„So scheint Dir also keine Gefahr vorhanden?"

„Keine."

„Was hast Du denn zu lächeln."

„Nichts."

„Aber Du lächelst schon wieder."

„Ich denke an den armen Sancho, als er von dem Wundbalsam seines Herrn genossen hatte."

„Du bist grausam, mein lieber Albin."

„Weil ich an Sancho denke?"

„Solche Gedanken zu haben, während der arme Bonnin wie ein Märtyrer leidet und wie ein Besessener schreit."

„Und was willst Du, daß ich gegen seine Besessenheit thue? Kennst Du das Gegengift des Elixir Baboeuf? Nein. Nun dann laß es uns machen, wie gewisse Staatsökonomen, und Alles von der Zeit erwarten."

„Wenn wir ihn in ein warmes Bad setzten?"

„Ihn? Bonnin? Dann kennst Du ihn nicht. Er würde das nimmer thun."

„Warum nicht?"

„Weil die Somnambule ihm kein Bad verordnet hat."

„Dann will ich Fräulein Justine bitten, daß sie herauf kommt. Da sie ihre Drogue kennt, so wird sie vielleicht ein Mittel kennen, die zu heftigen Wirkungen derselben zu hemmen."

„Gehe; ich bin neugierig genug, dieser Consultation beizuwohnen."

Ungeachtet der stets wachsenden Leiden unsers unglücklichen Collegen, fuhr Jacques ruhig fort, seine Füße zu wärmen, während ich zu den Fräulein Cotis hinabstieg.

Fräulein Justine, die mir selbst die Thür öffnete, empfing mich in Clara's Stube, und für einige Minuten ließ mich die betäubende Begrüßung, mit der mich die beiden Hündinnen beehrten, fast befürchten, daß uns eine gegenseitige Verständigung unmöglich sein würde.

„Nun," fragte sie mich endlich, nachdem ihre mit dem Besen der Haushälterin unterstützten Ermahnungen einige Ruhe herbeigeführt hatten, „wie steht es mit unserm Kranken?"

„Mein Fräulein, es steht sehr schlecht mit ihm," antwortete ich.

„Wie, sehr schlecht?"

„Er leidet, wie ein Verdammter."

„Desto besser! desto besser!"

„Desto besser!" rief Fräulein Adelaide, die noch im Bette lag und für mich unsichtbar war, mit ihrer scharfen und meckernden Stimme.

Ich war erstaunt.

„Aber, mein Fräulein," nahm ich wieder das Wort, „Sie verstehen mich nicht. Ich sage Ihnen, daß Herr Bonnin solche Schmerzen im Leibe hat, daß er sich windet, wie ein Wurm."

„Desto besser, sage ich Ihnen, desto besser! — Das ist der Krankheitsstoff, welcher fortgeht."

„Das ist der Krankheitsstoff, welcher fortgeht!" wiederholte Fräulein Adelaide.

„Aber, mein Fräulein, sind Sie auch überzeugt, daß die Schmerzen nicht Folge des Elixirs sind?"

„Ach ja! — des Elixirs! — Es beruhigt."

„Es beruhigt," wiederholte die Schwester.

„O dann, mein Fräulein, kommen Sie schnell, ich bitte Sie, ihm eine neue Dosis zu reichen, denn es scheint mir, als bedürfe er der Beruhigung recht sehr."

„Ihr Herr Bonnin ist ein begossenes Huhn."

„Das ist sehr wahr, mein Fräulein; allein das Sprichwort sagt, daß man auch des Guten zu viel thun kann, und wenn nun die von Herrn Bonnin genommene Dosis etwa zu stark gewesen wäre —"

„Zu stark! — gerechter Gott! — Eine von unsern Nachbarinnen, die kleine Desmousseaux, welche noch nicht funfzehn Jahr alt ist —"

„Sie wird erst Johannis funfzehn Jahr," rief die alte Adelaide, die ganz leidenschaftlich geworden war, seit es sich um das Elixir handelte.

„Die kleine Desmousseaux hat einmal vier Löffel von dem Elixir genommen."

„Und Sie können mir zuschwören, daß sie davon nicht gestorben ist?"

„Vielmehr ist sie dadurch von einer Magenentzündung geheilt, an welcher sie schrecklich litt."

„Und die sicher, wäre das Elixir ihr nicht gereicht, ihren Tod herbeigeführt haben würde," setzte die alte Gelähmte hinzu, deren erschöpfte Stimme aus der Erde hervorzugehen schien, wie die von Hamlet's Vater.

„Dann können wir also unbesorgt sein, mein Fräulein?" fragte ich nochmals.

„Ganz unbesorgt."

In der That war der Kranke, als ich wieder in sein Zimmer trat, ruhiger; der Schmerz war etwas gelinder geworden, und der durch das Mittel besiegte Krankheitsstoff entfernte sich mit solcher Bestimmtheit, daß ich mich genöthigt sah, möglichst fern von dem Bette zurückzutreten.

„Man muß gestehen," sagte ich zu Albin, als wir den Kranken verlassen hatten und wieder auf der Straße waren, „daß die Arznei der Somnambulen eine ganz seltsame Arznei ist."

„Und das Elixir Baboeuf ein bewundernswürdiges Elixir," fügte mein Freund hinzu. „Aber hüte Dich vor Verwechselungen: die Arzneikunde der Dauruc ist nicht die Arzneikunde der Somnambulen."

„Das räume ich ein, allein haben die andern Somnambulen stets einen hellen Blick? Du gestehst selbst, daß das nicht der Fall ist, und daher ziehe ich doch die Verordnungen der Aerzte vor. Ich weiß wohl, daß die Aerzte auch nicht frei vom Irrthum sind, aber ihre Verordnungen beruhen doch auf der Erfahrung, diesem höchsten Führer der menschlichen Vernunft. Die Aerzte verfahren nach bestimmten Regeln und Grundsätzen, mit einem Worte mit einer gewissen Wissenschaftlichkeit."

„Siehe mich einmal an, ohne zu lachen," sagte Jacques und schulterte sich. „Die Aerzte tappen im Dunkeln umher, verlieren und verirren sich dabei; sie sind vorgebliche Gelehrte, deren Wissenschaft keinen Sinn hat. Die Somnambulen dagegen sehen, ohne Folgerungen zu machen, weil bei ihnen der Instinct die Stelle der Vernunft vertritt: jener untrügliche Instinct, welcher die Schwalbe nach ihrem Neste zurückführt und die Fledermaus in dem Dunkel

ihrer Höhle leitet, jener Instinct, den die Natur allen lebenden Wesen verliehen hat, und welchen erst der ausschließliche Gebrauch des Verstandes bei dem Menschen seit der Wiege unterdrückt hat."

„Dann," rief ich aus, „ist die Arzneikunst der Somnambulen freilich die einzige vollkommene Arzneikunst."

„Nein," antwortete Albin, „weil man unglücklicher Weise mehr solche Dirnen findet, wie Stephanie Dauruc ist, als wahrhafte Somnambulen."

XXII.

Ein phantastisches Drama.

Ich werde nun meine Memoiren mit der Erzählung eines bizarren Abenteuers schließen, welches durchaus wahr, obgleich wenig wahrscheinlich ist, und dessen außerordentliche Folgen meiner Ueberzeugung das Siegel aufdrückten, gewissermaßen den Ausgangspunkt der wissenschaftlichen Linie bestimmten, welcher ich von da an folgte.

Fünf Monate waren verflossen seit den zuletzt von mir erzählten Ereignissen, das heißt seit dem Tage, an welchem Bonnin, Dank dem eisernen Körper, mit welchem die Natur ihn beschenkt hatte, siegreich aus der schrecklichen Prüfung, bei der wir ihn verließen, hervorgegangen war.

Manchmal seit jener Epoche hatte ich den unerschütterlich Glaubenden erzürnt, indem ich aus reiner Neckerei den Rest von Zweifelsucht übertrieb, welchen eine unparteiliche Analyse alles Dessen, was ich gesehen, in meinem Geiste zurückgelassen hatte.

Was Albin betraf, der wohl wußte, woran er sich in Bezug auf meine Ansichten zu halten habe, und den die unschuldige Wuth unseres Freundes ergötzte, so brachte er oft die Verzweiflung des guten Hieronymus auf den höchsten Punkt, indem er sich stellte, als ginge er auf meine Ansichten ein.

Albin und ich hatten unsere früheren innigen Beziehungen wieder aufgenommen und brachten fast stets unsere Abende bei einander zu.

Dennoch waren mehrere Tage vergangen, während welcher wir

uns nicht gesehen hatten, als er eines Morgens bleich, ermattet und mit so verstörten Zügen bei mir eintrat, daß ich, während ich seine Hand drückte, den Ausruf nicht zurückhalten konnte:

„Ei, gerechter Gott! mein Freund, kommst Du etwa aus der andern Welt?“

„So ist es,“ antwortete er mir halb lachend und halb ernst.

„Wie! Du bist krank gewesen und hast mir das nicht sagen lassen?“

„Nein, ich bin nicht krank gewesen, oder wenigstens — Aber höre mich an, Du sollst Alles erfahren; doch zuvor schüre Dein Feuer an, denn ich bin erstarrt vom Kopf bis zu den Füßen.“

In der That bebte Jacques, obgleich wir bereits in den letzten Tagen des Mai waren und die Witterung schon warm genannt werden konnte.

„Gewiß,“ sagte ich zu ihm, indem ich seinem Wunsche genügte, das heißt gegen drei Holzstücke, die ich einander näherte, den zweifelhaften Athem meines asthmatischen Blasebalgs erschöpfte, „gewiß, es scheint mir, als wärest Du nicht in Deinem normalen Zustande.“

„Ich habe das Fieber,“ antwortete er, „und ich besorge sogar, daß ich den Verstand verlieren möchte. Was ich Dir erzählen werde, das ist so seltsam, so abgeschmackt, so unglaublich und doch auch so wahrhaftig, daß ich allen Ernstes mich frage, ob ich wache oder schlafe, oder ob ich gar, wie ich fast befürchte, den Verstand verloren habe.“

„Was für ein beunruhigender Ausgang! Vor Jahren würde ich Dich für trunken gehalten haben, aber jetzt —“

„Höre die Thatsachen und urtheile dann:

„An dem gestrigen Tage magnetisirte ich mehrere Kranke. Ich war daher ermattet, als ich nach Hause ging, fühlte mich aber sonst ganz wohl. Stehen diese Besonderheiten in irgend einem Bezug zu Dem, was mir seitdem widerfahren ist? Ich weiß es nicht, denn ich gestehe, daß mein Geist diese Beziehung nicht zu fassen vermag, wenn sie wirklich vorhanden ist. Von neun Uhr bis Mitternacht las ich einige Kapitel in Zimmermanns herrlichem Buche von der Einsamkeit, welches ich so gern öffne, sobald mich die Langweile beschleicht, und welches mir Gesellschaft leistet, so oft ich der Einsamkeit müde bin.

„Endlich, um Mitternacht, legte ich mich ohne einen andern Wunsch, als den, gut zu schlafen.

„Ich weiß, daß ich in den Augen der Leute, welche mich kennen, oder vielmehr schlecht kennen, für einen Träumer gelte."

„Thatsache ist es dagegen, daß ich, psychologisch betrachtet, kein Träumer bin.

„Ich träume selten während meines Schlafs, und nicht einmal von den Personen, welche ich am Liebsten habe. Nun war ich aber in der verwichenen Nacht kaum eingeschlafen, als ich von Mathilden träumte. Ich war ihr Gatte, ohne daß ich aufgehört hatte, ihr Geliebter zu sein: eine wundersame Verwirklichung des gewaltigsten Glücks, das ich mir je habe denken können.

„Jeder Traum ist Schaum, sagt ein Sprichwort, und wenn ich auch starke Gründe habe, dieses Sprichwort theilweise anzunehmen, so bin ich doch auch leider zu der Annahme gezwungen, daß nicht jeder Traum eine Lüge ist.

„Um ein Uhr wurde ich durch verworrene Stimmen in meinem Vorzimmer erweckt.

„Ich lauschte und glaubte den Namen der Frau Vicomtesse von V. zu unterscheiden.

„Eine plötzliche Angst bemächtigte sich meiner, ich erhob mich eilig, nachdem ich stürmisch geklingelt hatte, und war schon halb angekleidet, als mein Bedienter in mein Zimmer trat.

„Nun erfuhr ich, daß Frau von V., die ich am Morgen des vergangenen Tages besucht und etwas leidend getroffen hatte, sehr krank geworden sei.

„Mehr brauchte man mir nicht zu sagen. Ich vollendete in aller Hast meinen Anzug, stürmte dann die Treppe hinab und stieg mit Mathildens Bedienten in einen Fiaker, welcher vor der Thür wartete und uns nach der Straße Chauchat brachte.

„Wie kommt es, daß ich mich mit solcher Bestimmtheit an die Gedanken erinnere, denen ich mich auf dieser kurzen Fahrt überließ, während andere viel wichtigere Umstände mir nur so undeutlich vorschweben, daß ich Mühe haben würde, sie Dir wieder zu erzählen?

„Vielleicht kommt das daher, weil damals die heftigen Aufregungen, die mich erwarteten, meinen Geist noch nicht verstört hatten.

„Nach dem, was mir der Bediente erzählte, schien es mir, als handle es sich bei der Vicomtesse nur um einen jener heftigen Nervenzufälle, denen sie stets unterworfen gewesen war, und die, wie beunruhigend sie auch für den großen Haufen sein mögen, dennoch in den Augen des Arztes selten die Wichtigkeit haben, welche man ihnen beizulegen geneigt sein könnte.

„„Es ist nur etwas Hysterie,“ dachte ich. „Einige Tropfen Aether oder Laudanum werden unter hundert Fällen neunundneunzig Mal Wunder verrichten; meine Gegenwart wird das Uebrige thun und — ich werde die ganze Nacht an Mathildens Bette sitzen, während ihre Hand in der meinigen ruht.“

„Ich Egoist! Es fehlte wenig, so hätte ich der Vorsehung gedankt für das Leiden, welches sie meiner Geliebten sandte.

„Aber der Mensch ist einmal so. Wir sind unfähig einer absoluten Selbstverleugnung, und ich bin geneigt zu glauben, daß in dieser Beziehung das weibliche Geschlecht besser ist, als das männliche.

„Aber die Vorsehung hat mich grausam dafür bestraft, daß ich sie beleidigte.

„Als ich die Treppe hinan eilte zu der Vicomtesse, fühlte ich alle meine Befürchtungen von Neuem erwachen.

„Eingeführt in den Salon, wurde ich so ergriffen, schlug mein Herz so heftig, daß ich gezwungen war, stehen zu bleiben.

„Eine Kammerjungfer benachrichtigte mich, daß ich bei der Kranken noch einen andern Arzt finden würde, der mir zuvorgekommen sei, weil er dasselbe Haus bewohne.

„Dieser Umstand vermehrte meine Verlegenheit und Angst.

„Du wirst sehen, mein Freund, daß diese Angst eine gerechtfertigte war. Aber von jetzt an muß ich mit Mühe meine Erinnerungen zurückrufen, um die Reihenfolge der Begebenheiten nicht zu verwirren.

„In demselben Augenblick, als ich in Mathildens Zimmer eintreten wollte, drang ein lauter Schrei durch die Thür zu mir.

„Dann folgte ein düsteres Schweigen, welches bald durch Schluchzen und unheimliche Ausrufungen unterbrochen wurde.

„Nun wurde mein Kopf verwirrt, ich öffnete hastig und eilte nach Mathildens Bette.

„„Es ist zu spät!“ sagte Herr von M., ihr Oheim, zu mir,

indem er mir entgegen trat. „Es ist zu spät! Sie ist schon todt!“

„Es liegen bisweilen in dem Spiel unserer geistigen Fähigkeiten seltsame und unbegreifliche Regelwidrigkeiten. Die schrecklichen Worte, welche ich vernommen hatte, und die mich mit der Gewalt des Blitzes hätten niederschmettern sollen, gaben mir auf der Stelle meine kaltblütige Ruhe wieder.

„Es ist meine Sache, mich davon zu überzeugen, ob es nicht mehr Zeit ist,“ sagte ich zu Herrn von M. „Erlauben Sie, daß ich näher trete.“

„Was ging in jenem Augenblick in mir vor? Welche geheimnißvolle Macht hielt in jenem schrecklichen Augenblick meine Kräfte und meine Vernunft aufrecht?

„Vielleicht der Zweifel!

„Allein dieser Zweifel dauerte nur wenige Secunden, und mit ihm entschwand meine Vernunft.

„Welches Schauspiel! O, mein Freund! auf dem noch warmen Bette liegt eine Frau ohne Bewegung, ohne Wärme, ohne Leben — und diese Frau ist Mathilde!

„Und abermals ist es der Zweifel, aber ein Zweifel ohne Hoffnung, der mich an die üblichen Mittel erinnert, durch welche man sich von dem wirklich stattgefundenen Tode überzeugt.

„Aber keine der Pulsadern schlägt mehr, das Herz ist regungslos — von den farblosen Lippen geht kein Athem aus, welcher einen Spiegel zu trüben oder die Flamme eines Lichtes zu bewegen vermöchte!

„Nichts! nichts! Mathilde ist todt, und die Pforten der Ewigkeit haben sich hinter ihr geschlossen!

„Da durchdrang mein ganzes Sein ein grausiger Schmerz. Ha! mein Freund, Du vermagst mich nicht zu begreifen, wenn Du nie geliebt hast.

„Nicht eine Thräne trat in meine Augen. Man weint nicht, wenn man in Verzweiflung ist: man nimmt sich das Leben oder verliert den Verstand.

„Mathilde! rief ich. Mathilde, Du hörst mich nicht mehr! Dann —

„Ich weiß nicht mehr recht, was ich dann begann. Aber ich glaube, daß ich jede Schicklichkeit vergessend, daß ich das Geheimniß

meiner Liebe zu der Vicomtesse nicht achtend, an die Gegenwart der ihrigen und so manches Fremden nicht denkend, mich auf den leb losen Körper meiner Geliebten warf, krampfhaft denselben in meine Arme schloß und wohl zehn Mal aus dem tiefsten Grunde meiner Seele rief:

„Mathilde, nimm mein Leben und kehre zurück!

„Diese wenigen Worte sind allein in meinem Gedächtniß geblieben.

„Ich habe die Gewißheit, sie gehört zu haben; aber ohne das Zeugniß der Personen, welche mich umgaben, würde ich jetzt nicht wissen, ob sie aus meinem Munde hervorgingen oder aus irgend einem andern Munde.

„Von hier an habe ich nur noch verworrene Erinnerungen, und der Faden der Ereignisse ist mir entfallen.

„Zwei Frauen, welche neben dem Sterbelager knieeten — ein lebhaftes Licht, welches mich blendete und dann wieder erlosch — ein Sausen in meinem Kopfe — phantastische Bilder, welche entstanden, sich bewegten und wieder zerrannen — das sind die unzusammenhängenden Erinnerungen, welche mir blieben. Und nach dem Allen nichts — gar nichts mehr.

„Nur auf die Treue Anderer hin kann ich Dir daher das seltsamste Ereigniß dieser qualvollen Nacht erzählen, welche mich in den abgespannten Zustand versetzt hat, in welchem Du mich siehst.

„Als ob irgend eine geheime Macht dem wahnsinnigen Ausrufe, welchen die Verzweiflung mir eingab, entsprochen hätte, so schien n demselben Augenblick, in welchem ich rief: Mathilde, nimm mein Leben! in der That mein Leben mich zu verlassen, um in den Körper meiner Geliebten überzugehen."

„Ach, mein Gott! lieber Albin, zum Glück sehe ich Dich da vor mir! Deine Vicomtesse ist ein Vampyr, und die Geschichte, welche Du mir erzählst —"

„Ist Alles, was Dir gefallen wird; aber wenn wir nicht annehmen wollen, daß vier ernsthafte und zugleich von äußerstem Schmerz ergriffene Personen sich verbündet hätten, um auf meine Unkosten eine lächerliche Fabel zu erfinden, so bin ich genöthigt, einzuräumen, daß diese Geschichte wahr ist.

„Höre sie demnach bis zum Ende an.

„Leichte Zuckungen bewegten anfangs hier und da einige Muskeln des Gesichts und der Hände der Vicomtesse.

„Einer ihrer Arme erhob sich langsam, blieb einen Augenblick so schweben und sank dann wieder unbeweglich nieder.

„Bald darauf entfernten sich ihre Kinnladen von einander und öffneten sich ihre Augen, und zwar so plötzlich, als hätten Stahlfedern die Augenlider auseinander geworfen.

„Aber diese Augen waren gebrochen, ohne Blick, ohne den mindesten Ausdruck des Lebens.

„Was mich betrifft, so war ich regungsloser und eben so bleich, wie der Leichnam Mathilde's, von welchem man mich getrennt hatte; ich sah nicht mehr, hörte nicht mehr, hatte aufgehört zu fühlen.

„In langen Pausen kamen noch die kaum verständlichen Worte: Mathilde, nimm mein Leben! von meinen Lippen und schienen automatisch durch den heftigen Krampf meiner Sprachorgane gebildet.

„O, mein Freund, es mag das eine schreckliche und feierliche Scene für die gewesen sein, welche die Zeugen derselben waren und kaum durch ihr Schluchzen die ernste Stille zu unterbrechen wagten.

„Da — einem galvanisirten Leichnam gleich — bewegt sich plötzlich die Vicomtesse und setzt sich auf ihr Bett.

„Ein Schrei der Anwesenden, ein Schrei der Hoffnung, welcher sich aber auch Grausen beimischt, begleitet dieses entsetzliche Erwachen.

„Ein langsamer Athemzug hebt Mathildens Busen —

„Sie lebt also noch! — Ihre Lippen bewegen sich, als wollten sie sprechen — Mathilde spricht in der That.

„Ihre Worte, denen man mit frommer Aufmerksamkeit zuhört, sind kurz, abgestoßen und entgleiten nur in ungleichen Zwischenräumen ihren Lippen. Es waren die folgenden:

„„Reisen Sie ab, Jacques, reisen Sie ab. — Alle Wege führen zur Ewigkeit. — Reisen Sie ab, Jacques, wir werden zu gleicher Zeit anlangen. — Keine Liebe mehr hienieden. — Nie, nie — Reisen Sie ab, Jacques, reisen Sie ab, alle Wege —““

„Hier machte sie eine lange Pause, nach welcher sie fortfuhr:

„„So fern von hier zu sterben! — Adieu — adieu — Jacques — adieu!““

„Dann ist sie regungslos zurückgesunken, und ihre Lippen haben noch zu zwei oder drei verschiedenen Malen gemurmelt:

„„Adieu — Jacques — adieu!““

— — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — —

„Um halb sechs Uhr Morgens empfand ich einen heftigen Schmerz an der Stirn und öffnete meine Augen.

„Ich saß in einem Armstuhle, welcher zu Häupten von Mathildens Bette stand.

„Mathilde, die mir einen ruhigen Schlaf zu schlummern schien, erwachte in demselben Augenblick und lächelte, indem sie mir die Hand reichte.

„Zugleich schien sie erstaunt über meine Gegenwart.

„Ich vernahm etwas, wie ein Freudengeschrei. Ich blickte um mich und sah Schatten, welche nach und nach bestimmte Formen annahmen.

„Es waren das Mathildens Oheim, Madame Emma von G., noch eine andere mit ihr verwandte Dame und Herr S., unser College.

„Ich glaube mich zu erinnern, daß man mit mir sprach, aber ich weiß nicht, was ich antwortete, und ob ich überhaupt antwortete, denn ich war zu erschöpft.

„Das, mein Freund, ist die treue Erzählung von dem, was mir heute Nacht widerfahren ist. Nun sag, kannst Du mir dieses doppelte Wunder erklären?“

„Sehr gut, mein lieber Albin. Vom romantischen und sentimentalen Standpunkte aus fehlt es der Geschichte nicht an einem gewissen Interesse. Allein vom physiologischen Standpunkte aus ist Dein doppeltes Wunder sehr einfach zu erklären. Ich sehe darin nichts, als einerseits eine Lethargie, und andrerseits eine Ohnmacht. Du bedarfst, so gut wie Deine Vicomtesse, einer Magenstärkung: folglich laß uns frühstücken.“

„Nein. Einestheils würde es mir unmöglich sein zu essen, und andrerseits zwingt mich ein Brief, den man mir übergab, als ich heute Morgen in meine Wohnung zurückkehrte, binnen einer Stunde nach Havre abzureisen, um dort den letzten Seufzer und, wie ich glaube — den Nachlaß eines Oheims meiner Mutter in Empfang zu nehmen, welcher Pflanzer in Sainte Lucie und so ungeschickt

gewesen ist, sich beim Ausschiffen in Havre von einem halbseitigen Schlagfluß treffen zu lassen."

„Ein Oheim aus Amerika! Also den hast Du auch noch! Nein, mein Freund, da halte ich Dich nicht zurück. Eile, nimm dem würdigen Manne seine Beichte ab und kehre als Millionär zu uns zurück. — Vor allen Dingen aber hüte Dich, daß er Dir nicht einen Possen spiele, wie die Vicomtesse."

„Wie meinst Du das?"

„Daß er nicht wieder auflebe."

„Herzloser Mensch! Ich liebe meinen Oheim, obgleich ich ihn nie gesehen habe. Ach! die Scene von heute Nacht kommt mir nicht aus den Gedanken!"

Drei Tage später erhielt ich folgenden Brief von meinem Freunde.

„Havre, den 27. Mai 1840.

„Mein Oheim und ich, mein Freund, haben uns ganz wohl mit einander verständigt.

„Er ist todt, und ich habe ihn beweint.

„Die Erbschaft ist ganz anständig. Achtzigtausend Franken in Wechseln auf Paris und — siehe! das ist die Teufelsgeschichte — eine Besitzung in Sainte Lucie, welche ich keine Lust habe zu bewirthschaften.

„Daher will ich auf Mittel denken, dieselbe möglichst bald zu veräußern.

„Was sollte ich auch mit hundert Negern anfangen, da ich Abolitionist bin?

„Erinnerst Du Dich noch an den, welchen ich in Afrika hatte? Der arme Makis! War der häßlich! Und doch würde ich sechs von den Negern meines Oheims darum geben, wenn ich ihn wieder sehen könnte.

„Anfangs hatte ich den Entschluß gefaßt, einen Bevollmächtigten nach Sainte Lucie zu senden, damit derselbe dort meine Habseligkeiten verkaufe; aber siehe! nun bin ich von den Besorgnissen des Lafontaine'schen Seifensieders ergriffen.

„Ich fürchte bestohlen zu werden und ungeachtet Mathildens ziemlich unheimlicher Prophezeihungen stehe ich daher im Begriff, selbst nach Sainte Lucie einzuschiffen.

„Ueberdies hat Mathilde nichts zu mir gesagt, um mir meinen Plan zu widerrathen. Im Gegentheil hat sie gesagt: „„Reisen Sie ab, Jacques, reisen Sie ab!““ und das ist klar genug, wie mir scheint.

„Und wenn ich Alles recht überlege, so ist das Loos einmal geworfen. Ich werde mich daher mit erster Gelegenheit nach den Antillen einschiffen.

„Meine Abwesenheit wird hoffentlich nicht über fünf bis sechs Monate dauern, und überdies werde ich in wenigen Tagen nach Paris kommen, um meine Angelegenheiten zu ordnen, um von Dir, meinen Freunden und meinen Freundinnen Abschied zu nehmen.

„Es ist meine Absicht, Dich zum Verwalter meiner Scharteken zu machen, welche Du erben wirst, wenn ich ertrinke.

„Nicht wahr, ich bin heiter genug für einen Mann, der eben von einer Beerdigung zurückkehrt? Man erkennt daraus, wie wahr es ist, was Montaigne gesagt hat: „Es ist ein eben so großer Unterschied zwischen uns und uns selbst, wie zwischen uns und andern Menschen.“ Ach! das Glück, mein Lieber! — Auri sacra fames! — Ich war vor drei Tagen so traurig, und jetzt bin ich ausgelassener, als Du!

„Lebe wohl! Was auch geschehen möge, bewahre mir Deine Freundschaft — ich halte mehr auf dieselbe, als auf meinen Paracelsus.

„Auf baldiges Wiedersehen.

Jacques.“

XXIII.

Schluß.

Zwei Jahre sind beinahe verflossen seit den letzten, in diesen Memoiren erzählten Ereignissen, und das Schicksal hat seitdem alle Personen auseinander geführt, welche eine Rolle in denselben spielten.

Am 2. Juni 1840 schiffte sich Jacques, nachdem er noch acht Tage in Paris verlebt hatte, in Havre auf der Brigg la Mezange ein, welche nach Fort-Royal befrachtet war, von wo sich mein Freund nach Sainte Lucie zu begeben gedachte.

Von Havre aus schrieb er nochmals an mich und zwar am Tage vor seiner Abreise. Ungeachtet seines Versprechens, mir bei jeder Gelegenheit Nachricht von sich zukommen zu lassen, war das dennoch der letzte Brief, den ich von ihm empfing.

Muß man also an Vorgefühle glauben? Als ich ihn vor seiner Abreise umarmte, erinnerte ich mich an die Worte seiner Geliebten: „So fern von hier zu sterben!“ an diese unheimlichen und prophetischen Worte, welche er in dem Rausche seines Glücks vergessen zu haben schien.

Ist die Brigg la Mezange an dem Orte ihrer Bestimmung angelangt?

Ist mein Freund bei einem Schiffbruch verunglückt?

Ist er einem Anfall des gelben Fiebers unterlegen?

Oder lebt er etwa noch?

Ich vermag nicht, eine dieser Fragen zu beantworten, allein ich wage nicht zu hoffen, daß er noch lebe.

Bonnin und ich, wir sprechen von ihm, so oft wir uns sehen, was jedoch sehr selten der Fall ist.

Entrüstet über die schlechte Aufnahme, welche der Magnetismus in Paris fand, hat Bonnin sein Zelt in einem Flecken der Bannmeile aufgeschlagen, wo er sich entschließen mußte, wieder als allopathischer Arzt zu prakticiren. Doch hat er darum den geächteten Cultus, dem er sich gewidmet hat, nicht aufgegeben.

Als ich ihn das letzte Mal besuchte, hatte er sich in sein Zimmer eingeschlossen und war eben damit beschäftigt, eine Katze zu magnetisiren.

„Es ist das ein negatives Experiment,“ sagte er mit seinem unveränderlichen Ernst zu mir.

Madame Graffeld, welche in Folge der von Albin getroffenen Vorkehrungen in einer gewissen Wohlhabenheit lebt, getröstet sich noch immer der Hoffnung, daß sie ihn eines Tages wiedersehen werde und spricht nicht anders, als unter Thränen, von ihm.

Die Vicomtesse Mathilde hat jedoch offenbar nicht so lange an dem Tode meines Freundes gezweifelt.

Acht Monate nach Albin's Abreise verheirathete sie sich in zweiter Ehe mit ihrem Oheim, Herrn von M., und wurde dadurch Gräfin.

Wer weiß, ob sie nicht in der Folge in eben der Weise Marquise, und endlich Herzogin werden wird?

„O Weib, trügerisches und schwaches Wesen!“

Die Frau Gräfin von M. wohnt jetzt in der Normandie.

Was mich betrifft, der ich Verwalter und Erbe der Bücher meines Freundes bin, so habe ich dieselben mit reifer Ueberlegung gelesen.

Und nachdem ich alsdann mich mühsam auf die steilen Höhen der schwierigen Frage des Magnetismus hinaufgeschwungen hatte, fand ich mich in der trostlosen Einöde eingebildeter Landschaften. Ein Schwindel ergriff mich, und Alles, was ich von dem Magnetismus weiß, läßt sich in die wenigen Worte zusammenfassen:

„**Er ist vorhanden, aber er läßt sich nicht erklären; das Böse, welches aus seinem Mißbrauch entspringt, übertrifft gewiß das Gute, welches er bewirken kann.**“

Ende.

Druck von J. F. Klöber in Leipzig.